NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07135938 8

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hiſtoriſche Nachrichten

und

politiſche Betrachtungen

über die

franzöſiſche Revolution

von

Chriſtoph Girtanner

der Arzneiwiſſenſchaft und Wundarzneikunſt Doktor; der Königl. mediziniſchen Societäten zu Edinburgh und zu London, ſo wie auch der litter. und philoſ. Societät zu Mancheſter Ehrenmitgliede; der Königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Edinburgh, und der naturforſchenden Geſellſchaft zu Paris auswärtigem Mitgliede, u. ſ. w.

Erſter Band.

Die lächerliche Wuth
Der Neuerung, die nur der Ketten Laſt,
Die ſie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird mein Blut nie erhitzen.

Schillers Dom Carlos.

Zweite, vermehrte, verbeſſerte, und durchaus veränderte Auflage.

Berlin 1792.
Bei Johann Friedrich Unger.

Digitized by Google

218620B

Digitized by Google

Dem Herrn

Johann von Müller,

Kurfürſtl. Mainziſchem geheimen Staatsrathe und Staatsreferendarius, verſchiedener Akademien und gelehrter Geſellſchaften Mitgliede, u. ſ. w.

Ihm,

dem Schweizeriſchen Tacitus

widmet

dieſen Band,

als einen Beweis der größten Hochachtung und Verehrung

der Verfaſſer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Noch iſt kaum ein Jahr verfloſſen, ſeitdem die erſte Auflage dieſes Werks gedruckt wurde, und ſchon ſehe ich mich, durch den eben ſo großen als unerwarteten Beifall, mit welchem ein nachſichtsvolles Publikum jene erſte Auflage, ungeachtet ihrer mannigfaltigen Fehler, gütigſt hat aufnehmen wollen, in den Stand geſetzt, eine neue und verbeſſerte Ausgabe meines Buches beſorgen zu dürfen. Um mich eines ſo unverdienten und ſo ausgezeichneten Beifalls einiger-

Digitized by Google

maaßen würdig zu machen, habe ich, mit der größten Sorgfalt, das Buch nochmals durchgeſehen, und daſſelbe durchaus verändert, verbeſſert und vermehrt. Alle unnütze Deklamation iſt ausgeſtrichen worden; Stellen, welche Egoismus zu verrathen ſcheinen mögten, ſind weggeblieben; Ausfälle auf andere Gelehrte ſind unterdrückt und weggelaſſen worden: weil ich, nach einer reiferen Ueberlegung, einſehe, daß Perſönlichkeiten von irgend einer Art, in einem Werke wie das gegenwärtige iſt, keinesweges an ihrer rechten Stelle ſtehen würden.

Der Verbeſſerungen und Zuſätze iſt eine beträchtliche Menge, und alle ſind aus den ſicherſten und zuverläßigſten Quellen geſchöpft.

In der erſten Ausgabe habe ich mich des Wortes F r a n k r e i c h e r, ſtatt der zweideutigen

Digitized by Google

Benennung Franzoſen, bedient. Dieſes Wort war richtig abgeleitet und der Analogie der deutſchen Sprache gemäß. Indeſſen hat doch daſſelbe anfänglich großen Widerſpruch gefunden, und zu mancherlei witzigen Einfällen Veranlaſſung gegeben. Nunmehr aber habe ich die Hoffnung, daß dieſes neue Wort, deſſen ich mich zuerſt bediente, bald allgemein in die deutſche Sprache aufgenommen werden dürfte. Hr. Profeſſor Beck hat ſich ſchon deſſelben in den Leipziger gelehrten Anzeigen bedient. Herr Hofrath Wieland hat daſſelbe, im deutſchen Merkur, angenommen und gebilligt. Endlich hat der Herr Rektor Fiſcher zu Halberſtadt, in der deutſchen Monatſchrift, ſogar bewieſen, daß das Wort Frankreicher kein neues, ſondern ein altes deutſches Wort ſey. Von dem Beifalle ſolcher Männer unterſtützt, wird mir es hoffent-

Digitized by Google

lich Niemand verdenken, wenn ich jene Benennung, für unſere Nachbaren jenſeits des Rheines, auch noch ferner beibehalte.

Göttingen,

am 12. März 1792.

Chriſtoph Girtanner.

Digitized by Google

Inhalt.

Erſtes Buch. Beſchreibung des Zuſtandes von Frankreich vor der Revolution.

Uebertreibung der Schriftſteller. Preßfreiheit. Staatsgefängniſſe. Intendanten der Provinzen. Abgaben. Anwendung der königlichen Gelder. Miniſter. Adel. Ob dem Adel erlaubt ſeyn ſollte, Handlung zu treiben? Sklaviſche Unterwürfigkeit der Höflinge. Etikette an dem franzöſiſchen Hofe. Anekdote. Staatsrecht von Frankreich. Anekdote den Chevalier Türgot betreffend. Ackerbau. Geſchichte des Kornwuchers in Frankreich. Schiffahrt und Handlung der Stadt Marſeille; der Städte Nantes, Havre, Dieppe, Rouen, Bordeaux. Handel mit den Weſtindiſchen Kolonien. Zuſtand der Weſtindiſchen Inſeln. Karakter und Lebensart der Kreolen, der Kreolinnen. Korſika. Nationalkarakter der Frankreicher; Eitelkeit, Unreinlichkeit, Mangel an Sittſamkeit, Geſprächigkeit, Heftigkeit, Kenntniſſe der Frankreicher. Zuſtand der Wiſſenſchaf-

Digitized by Google

ten; der Theologie, der Arzneiwiſſenſchaft, der Philoſophie. Franzöſiſche Modephiloſophie. Intoleranz der Philoſophen, die keinen Gott glauben. Beiſpiele dieſer intoleranten Denkungsart. Künſte. Baukunſt. Muſik. Dichtkunſt. Bildhauerkunſt. Mahlerkunſt. Mechaniſche Künſte. Schiffahrt. Zuſtand der Gelehrſamkeit. Königliche Akademien. Journale und Zeitungen. Sitten in Frankreich. Weiber. Geſchichte des Herrn Beaumarchais und der Madame Kornmann. Leichtgläubigkeit. Eiſerne Maske. Beantwortung der Frage: was iſt Freiheit? Was für Menſchen vorzüglich dazu beigetragen haben, die Revolution vorzubereiten. Papierwucherer, Philoſophen und Phyſiokraten. Ueber das ökonomiſche Syſtem und über die Anhänger deſſelben. S. 1.

Zweites Buch. Entfernte Urſachen, welche die Revolution allmählig vorbereiteten.

Ludwig der Vierzehnte. Ludwig der Funfzehnte. Ludwig der Sechszehnte. Königinn von Frankreich. Anekdoten die Königinn betreffend. Anekdoten den König betreffend. Geſchichte des Defizit von ſeinem erſten Urſprunge an. Verfolgung der Proteſtanten unter Ludwig dem Vierzehnten. Laws Projekt, unter dem Herzoge Regenten von Orleans. Kardinal Fleury. Abbe Terray. Amerikaniſcher Krieg. Neckers Leben. Er gewinnt den Preis bei der Akademie. Rouſſeaus Urtheil über dieſe Preisſchrift. Neckers Schrift über den Getreidehandel, und Voltai-

res Urtheil darüber. Nachrichten von dem Marquis de Pesay. Dieſer verhilft den Hrn. Necker zu der Miniſterſtelle. Wie Maurepas von Neckern dachte. Wie der König von Neckern urtheilte. Necker verdrängt den Herrn Taboureau auf eine liſtige Weiſe, und wird Finanzminiſter. Pesay fällt in Ungnade und grämt ſich zu Tode. Necker begünſtigt das Staatslotto. Neckers Karakter. Compte rendu. Beweis, daß dieſe abgelegte Rechnung unrichtig war. Neckers Eitelkeit bringt ihn um ſeine Stelle. Zuſtand der Finanzen unter Neckers Verwaltung, und ſeine Verdienſte um dieſelben. Herr Joly de Fleury und ſeine Verwaltung. Dormeſſon. Calonne wird Finanzminiſter. Karakter dieſes Miniſters. Seine Verwaltung der Finanzen. Anekdoten Calonne betreffend. Ausführliche Nachricht von Calonnes Finanzoperationen. Verſammlung der Notabeln oder der Angeſehenen des Reiches. Mirosmenil verliert ſeine Stelle. Calonne flüchtet ſich nach England. Herr de Brienne. Herr de Lamoignon. Das Parlament zu Paris widerſetzt ſich. Der Graf von Artois wird von dem Pöbel beſchimpft. Unruhen zu Paris. Der Herzog von Orleans thut Vorſtellungen. Unruhen in den Provinzen. Verweiſung der Parlamenter zu Bordeaux, zu Rouen, zu Rennes. Der Miniſter tritt mit dem, nach Troyes verwieſenen, Pariſerparlamente in Unterhandlung. Sieg der Parlamenter über das königliche Anſehen. Königliche Parlamentsſitzung. Lamoignons Rede. Bittere Bemerkungen der Herren Sabatier und Freteau. Verweiſung des Herzogs von Orleans. Streit zwiſchen dem Parlamente und dem Köni-

Digitized by Google

ge, wegen dieſer Verweiſung. Plan der Cour pleniere. Deſpremenil entdeckt den Plan. Zwei Parlamentsglieder werden in Verhaft genommen. Königliche Gerichtsſitzung. Abſetzung der Parlamenter. Einführung der Cour pleniere. Widerſetzung der Parlamenter. Unruhen in den Provinzen. Unruhen in Bretagne. Aufruhr zu Rennes. Die Abgeſandten des Adels der Provinz Bretagne werden zu Paris in die Baſtille geſetzt. Geldmangel in dem königlichen Schatze. Verwüſtungen, welche ein Sturm in Frankreich anrichtet. Dadurch verurſachte Hungersnoth. Staatsbankerott. Folgen dieſes Bankerottes. Brienne legt ſeine Stelle nieder. Politiſche Betrachtungen. Herr de Lamoignon, der Siegelbewahrer. Deſſen Karakter. Sein Tod. Politiſche Betrachtungen. S. 130.

Drittes Buch. Nähere Urſachen der Revolution und Veranlaſſung zu derſelben.

Zuſtand von Frankreich, nachdem die Miniſter entfernt waren. Freudenfeſte auf dem Dauphinsplatze. Ausſchweifungen des Pariſer Pöbels. Grauſamkeiten der Soldaten gegen das Volk. Freude der Frankreicher über die Zurückberufung Neckers. Wie ſich Necker dabei betrug. Uebermuth und Prahlerei dieſes Miniſters. Wiedereinſetzung der Parlamenter. Necker macht einen verſteckten Staatsbankerott. Berufung der Notabeln. Ausſchreibung des Reichstages. Schriften, welche erſchienen. Wirkung derſelben. Merkwürdiger Beſchluß des Parlaments zu Paris.

Digitized by Google

Unordnungen und Unruhen in den Provinzen. Pays d'Elections. Pays d'Etats. Einfluß der Regierungsform, des Klima und der Erziehung, auf die Wahlen. Sonderbares Betragen der Geiſtlichen. Bürgerkrieg in Bretagne. Mirabeaus Triumph zu Marſeille. Brief des Grafen Caraman an Mirabeau. Mirabeaus Antwort. Neuer Aufruhr durch Mirabeau veranlaßt. Schreiben an Mirabeau. Zerſtörung des Hauſes des Herrn Reveillon zu Paris. Inhalt der geſchriebenen Vorſchriften, welche die Reichsſtände auf den Reichstag mitbrachten. S. 210.

Viertes Buch. Geſchichte der franzöſiſchen Revolution von der Eröffnung der Reichsſtände bis zu der Einnahme der Baſtille.

Eröffnung der Reichsſtände. Rede des Königs. Neckers Rede. Uneinigkeiten der Stände unter ſich. Entſtehung des Wortes Nationalverſammlung. Eidſchwur. Erſte Beſchlüſſe. Das Verſammlungshaus wird mit Soldaten umringt. Sitzung im Ballhauſe. Sitzung in der Kirche. Königliche Sitzung am 23ſten Junius. Rede des Königs. Folgen dieſer Sitzung. Fernere Sitzungen der Nationalverſammlung. Mißglückte Verſchwörung des Herzogs von Orleans. Der Erzbiſchof von Paris wird mit Steinen geworfen. Plan der Verſchwörung des Herzogs von Orleans. Anekdote die Marquiſe de Sillery betreffend. Der Herzog ſchlägt die Preſidentenſtelle in der Verſammlung aus. Desmoulins und andere Volksredner im Palais royal. Anekdoten

Digitized by Google

den Herzog von Orleans betreffend. Was ein Statthalter in Frankreich eigentlich ſey. Mißliche Lage, in welcher der König ſich befand. Unterredung des Königs mit dem Herzoge von Luxenburg. Der Adelſtand und die Geiſtlichkeit vereinigen ſich, auf Befehl des Königs, mit der Nationalverſammlung. Freude des Volkes über dieſe Vereinigung. Ephemeriſche Schriftſteller. Truppen verſammeln ſich um Paris. Die Soldaten werden verführt. Anekdote den König betreffend. Falſche und übertriebene Gerüchte. Der Pöbel befreit einige gefangene Soldaten. Geſandtſchaft aus einem Pariſer Kaffeehauſe nach Verſailles. Der König begnadigt die ſtrafbaren Soldaten. Wahlherren zu Paris. Addreſſe der Verſammlung an den König, um Ihn zu bitten, daß er die Truppen entfernen möge. Anekdoten Mirabeau betreffend. Antwort des Königs auf die Addreſſe. Berathſchlagung der Verſammlung über dieſe Antwort. Berathſchlagung über die Nothwendigkeit einer Bekanntmachung der Rechte des Menſchen und des Bürgers. Verweiſung des Hrn. Necker. Volksredner. Die Nachricht von der Verweiſung des Hrn. Necker kommt nach Paris. Lambeſc in den Thuillerien. Desmoulins ſetzt die grüne Kokarde auf ſeinen Hut, und alle Zuſchauer folgen nach. Anekdote den Herzog von Orleans betreffend. Anfang des Aufruhrs zu Paris. Die Wahlherren verſammeln ſich auf dem Rathhauſe. Verwüſtung in dem Kloſter St. Lazare. Zuſtand der Stadt Paris am 13ten Julius. Genauere Schilderung dieſes ſchrecklichen Zuſtandes. Der Aufruhr nimmt zu. Auf dem Rathhauſe wird ein beſtän-

Digitized by Google

diger Ausſchuß erwählt. Anekdote Hrn. de la Fayette betreffend. Der Abbe Lefebure übernimmt die Aufſicht über das erbeutete Schießpulver. Fernere Vorfälle auf dem Rathhauſe. Einrichtung der Bürgermiliz durch den Marquis de la Salle. Die Kokarde wird auf Befehl verändert. Neue Gefahr, in welcher der Abbe Lefebure ſich befand. Sitzung der Nationalverſammlung am 13. Julius. Die Verſammlung ſchickt eine Geſandtſchaft an den König. Antwort des Königs. Merkwürdiger Beſchluß der Nationalverſammlung. S. 254.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Beſchreibung des Zuſtandes von Frankreich vor der Revolution.

Uebertreibung der Schriftſteller. Preßfreiheit. Staatsgefängniſſe. Intendanten der Provinzen. Abgaben. Anwendung der königlichen Gelder. Miniſter. Adel. Ob dem Adel erlaubt ſein ſollte, Handlung zu treiben? Sklaviſche Unterwürfigkeit der Höflinge. Etikette an dem franzöſiſchen Hofe. Anekdote. Staatsrecht von Frankreich. Anekdote den Chevalier Turgot betreffend. Ackerbau. Geſchichte des Kornwuchers in Frankreich. Schiffahrt und Handlung der Stadt Marſeille; der Städte Nantes, Havre, Dieppe, Rouen, Bordeaux. Handel mit den Weſtindiſchen Kolonien. Zuſtand der Weſtindiſchen Inſeln. Karakter und Lebensart der Kreolen, der Kreolinnen. Korſika. Nationalkarakter der Frankreicher; Eitelkeit, Unreinlichkeit, Mangel an Sittſamkeit, Geſprächigkeit, Heftigkeit, Kenntniſſe der Frankreicher. Zuſtand der Wiſſenſchaften; der Theologie, der Arzneiwiſſenſchaft, der Philoſophie. Franzöſiſche Modephiloſophie. Intoleranz der Philoſophen, die keinen Gott glauben. Beiſpiele dieſer intoleranten Denkungsart. Künſte. Baukunſt. Muſik. Dichtkunſt. Bildhauerkunſt. Mahlerkunſt. Mechaniſche Künſte. Schiffahrt. Zuſtand der Gelehrſamkeit. Königliche Akademien. Journale und Zeitungen. Sitten in Frankreich. Weiber. Geſchichte des Herrn Beaumarchais und der Madame Kornmann. Leichtgläubigkeit. Eiſerne Maske. Beantwortung der Frage: was iſt Freiheit? Was für Menſchen vorzüglich dazu beigetragen haben, die Revolution vorzubereiten. Papierwucherer, Philoſophen und Phyſiokraten. Ueber das ökonomiſche Syſtem und ſeine Anhänger.

Digitized by Google

Muojono le Città, muojono i regni;
Copre i fasti e le pompe arena ed erba.

T. TASSO.

Um den gegenwärtigen Zuſtand Frankreichs richtig zu beurtheilen; um von der vor kurzem geſchehenen Staatsumwerſung, und ihren Urſachen und Folgen deutliche Begriffe zu erhalten, muß man nothwendig den vorigen Zuſtand dieſes Reiches genau gekannt haben. Der vormalige Zuſtand Frankreichs iſt aber für Jemand, der ſich nicht ſelbſt, vor der Revolution, einige Zeit in dieſem Reiche aufgehalten hat, nicht ſo leicht zu kennen, als man glauben ſollte. Wollte man ſich ein Bild dieſes Zuſtandes nach den Deklamationen der Pariſer Schreier, oder aus den Schriften, welche, ſeit der Revolution, von demokratiſchen Schriftſtellern geſchrieben worden ſind, entwerfen: ſo würde daſſelbe nicht ſehr ähnlich werden. Dieſe Schriftſteller übertreiben alles. Was ihre fruchtbare Einbildungskraft ihnen als möglich darſtellt, das erzählen ſie als wirklich geſchehen. Immer gehen ſie auf Stelzen, und ſchreien ſo anhaltend, und ſo laut, über den Deſpotismus, unter welchem vormals ihre Nation ſeufzte, daß zuletzt ſogar die geſunde Vernunft und die kaltblütige Ueberlegung ihrer philoſophiſchen Leſer durch den Lärm dahin geriſſen wird, und in das allgemeine Geſchrei mit einſtimmt.

Mir ſcheinen die Schilderungen des vormaligen Zuſtandes von Frankreich ſehr übertrieben zu ſeyn. Ich habe Frankreich vor der Revolution geſehen. Ich habe mich nicht nur lange zu Paris, ſondern auch in den Provinzen und ihren Hauptſtädten, einige Zeit

aufgehalten, und bin dadurch mit dem vorigen Zuſtande dieſes Reiches einigermaaßen bekannt geworden. Von dem Drucke, unter welchem das Volk lebte; von den Ungerechtigkeiten, welche die Intendanten der Provinzen, die Militairperſonen und die Diener der Civil- und Criminaljuſtiz ausübten; von dem auf den höchſten Grad geſtiegenen Verfall der Sitten und der Religion; von der Verachtung, mit welcher die Großen auf alle nützlichen Beſchäftigungen herab ſahen; bin ich ſelbſt Augenzeuge geweſen. Ich habe aber auch geſehen, daß Sanftheit der Sitten die Strenge der Geſetze milderte; daß offenbare Ungerechtigkeiten nicht ungerügt begangen werden konnten; daß das ſo ſehr gedrückte Volk das fröhlichſte in Europa war; daß man verbotene, und durch den Henker verbrannte Bücher, in Jedermanns Händen fand; daß Miniſter, welche der Nation verhaßt waren, nicht lange regieren durften; daß, mit Einem Worte, die Ausübung der Geſetze, mit den Geſetzen ſelbſt, in beſtändigem Widerſpruche war. Unter der jetzigen Regierung beſonders, ſuchte man dem Volke die Laſt, welche es drückte, einigermaaßen zu erleichtern. Die Frohndienſte der Bauern wurden aufgehoben; Verhaftbriefe wurden ſeltener gebraucht; Handlung und Manufakturen wurden begünſtigt; Gelehrte von Verdienſt wurden belohnt; ungerechte Richter wurden abgeſetzt und beſtraft; und langſam, aber doch merklich, nahm die Macht des Königs täglich ab, die Macht des Volks hingegen täglich zu. Handlung und Manufakturen waren im Flor; Künſte und Wiſſenſchaften wurden geſchätzt; die Fröhlichkeit, die Munterkeit, der Witz der Frankreicher, waren in ganz Europa zum Sprichworte geworden. Alles dieſes ſind doch wohl Beweiſe, daß das Joch, welches die Nation trug,

Digitized by Google

nicht ſo ſchwer war, als man uns gerne zu glauben überreden möchte. Ein Volk, welches unter der eiſernen Ruthe eines Tyrannen lebt, welches die Feſſeln eines morgenländiſchen Deſpotismus trägt, und bis auf das Blut ausgeſaugt wird, mag immerhin leichtſinnig und flüchtig ſeyn: es wird ſich dennoch nicht ſo ſehr verſtellen können, daß es lache und ſcherze, während es heimlich über erlittene Ungerechtigkeiten ſeufzt. Deſpotiſcher Druck macht ſtille und ernſthaft. Wer hart gedrückt iſt, wem der Gram am Herzen nagt, der lacht nicht und ſcherzt nicht. Blumen munterer Freude keimen und gedeihen nicht, auf den Gefilden, die ein Tyrann beherrſcht!

Sehr übertrieben ſind die Klagen über die vormalige Einſchränkung der Preßfreiheit in Frankreich. Alle guten Schriften, ſagt man, wurden verboten oder verbrannt; die Cenſur ſaß, mit dummer Miene, auf einem, aus Heiligenlegenden, aus päbſtlichen Bullen und aus Konziliumsſchlüſſen, gebauten Throne; Aberglauben, Unwiſſenheit und Fanatismus ſtanden ihr zur Seiten; vor ihr lagen gedruckte und ungedruckte Arbeiten der franzöſiſchen Schriftſteller; ſie berührte mit ihrem eiſernen Scepter, ſo wie der Arzt des Sancho Panſa mit ſeinem Stäbchen, was ſie zur Seelennahrung für ungeſund hielt; und was ſie berührte, das wurde durch den Henker verbrannt. So ungefähr ſtellt man uns jetzt den vormaligen Zuſtand der franzöſiſchen Litteratur vor. Aber wie vieles iſt nicht hierin übertrieben? Lebte nicht Voltaire, welcher die herrſchende Religion angriff und lächerlich machte, in Frankreich? Starb er nicht in Paris? War er nicht in den letzten Tagen ſeines Lebens der Abgott des Pariſer Publikums, das immer einen Götzen haben muß? Lebten nicht Rouſſeau, Raynal,

Helvetius, deren Schriften durch den Henker verbrannt worden waren, in Paris? Wurden nicht eben dieſe verbrannten Schriften öffentlich verkauft und allgemein geleſen? Hat man nicht, ſeit einigen Jahren, eine neue Ausgabe der Encyclopädie in Paris ſelbſt gedruckt und öffentlich verkauft? Wurde nicht ganz Europa, von Paris aus, mit den zügelloſeſten, unzüchtigſten Büchern und mit den ſchändlichſten Kupferſtichen überſchwemmt? War den Schriftſtellern Frankreichs irgend ein Gegenſtand zu heilig, um nicht darüber zu ſpotten; irgend ein Laſter zu ſchändlich, um es nicht mit den gefälligſten Farben zu ſchildern? und, um mit Einem Worte Alles zu ſagen, wurde nicht der Verfaſſer des ſchändlichen Pasquills auf den Berliner Hof in der Provinz zum Abgeſandten an die Reichsſtände gewählt, zu eben der Zeit, da ſein Buch in Paris verbrannt wurde? Das Verbrennen der Bücher war weiter nichts als eine lächerliche Zeremonie, die wenig, oder gar keinen Eindruck machte; eine Zeremonie, welche die Schriftſteller zuweilen ſelbſt durch Kabalen zu erhalten ſuchten, weil ſie dann ſicher waren, durch den Verkauf ihres Buches, reich zu werden. Das verbrannte Buch lebte, wie ein Phönix, aus ſeiner Aſche neu und verjüngt wiederum auf, und wurde nun nicht mehr geleſen, ſondern verſchlungen; nicht mehr einmal, ſondern zehnmal gedruckt. Die Preßfreiheit war in Frankreich nicht unterdrückt, aber die Polizei wachte darüber. Sie gab zu, daß Schriften, welche von philoſophiſchen, politiſchen oder religiöſen Gegenſtänden handelten, öffentlich verkauft wurden; ſie mochten auch noch ſo frei geſchrieben ſeyn: aber ſie litt nicht, daß die Preßfreiheit in Zügelloſigkeit ausartete; daß namenloſe Schriftſteller Pasquille über noch lebende Perſonen ſchrieben, und dem ehrli-

chen Manne, welcher ſeinen Weg ruhig fortging, meuchelmörderiſcher Weiſe den Dolch in den Rücken ſtießen. Dieß litt ſie nicht; darüber hielt ſie ſtrenge: das thut ſie aber auch in England, wo die Preßfreiheit unumſchränkt iſt, und dieſes muß ſie in einem jeden Staate thun, wo eine wohl eingerichtete Regierungsform für die Sicherheit des Eigenthums und der Perſonen ſorgt. Es iſt ſelbſt das Intereſſe der Schriftſteller, darüber zu wachen, daß ſich in ihre ehrenvolle Zunft keine Miethlinge und keine Tagelöhner einſchleichen, welche dem Anſehen der Zunft durch ihren Beitritt ſchaden. Es iſt ſelbſt das Intereſſe der Schriftſteller, darüber zu wachen, daß das edle Vorrecht, mit Tauſenden zu gleicher Zeit zu ſprechen, nicht von Böſewichtern gemißbraucht werde, welche ſich, wegen wahrer oder eingebildeter Beleidigungen, durch Pasquille zu rächen ſuchen.

Eben ſo frei, als man in Frankreich vormals über alle Gegenſtände ſchreiben durfte, eben ſo frei konnte man auch über alles ſprechen. Ueber religiöſe und politiſche Gegenſtände, von den Miniſtern, von dem Hofe, ja ſogar über den König und die Königin, wurde mit unumſchränkter Freiheit geſprochen. In den Kaffeehäuſern, an öffentlichen Orten, und in gemiſchten Geſellſchaften, ſprach man zwar etwas vorſichtiger, weil man die Spionen der Polizei fürchtete: aber unter Freunden, und in ſeinem eigenen Hauſe, ſprach man ganz frei und ohne alle Zurückhaltung. Es ſind nur wenige Beiſpiele bekannt, daß Jemand, wegen freier Reden, wäre beſtraft worden. Der Hang, über alles zu ſprechen, und viel zu ſprechen, iſt ſo innig in den Nationalkarakter der franzöſiſchen Nation verwebt, und Schwazhaftigkeit macht ſo ſehr den Grundzug dieſes Karakters aus, daß es eher möglich

wäre, den Lauf eines Fluſſes aufzuhalten, als den geſprächigen Frankreichern die Zunge zu binden. Dieß ſah die Regierung wohl ein, und es war der bekannte Grundſatz der Miniſter: »Laſſen wir ſie ſprechen, »wenn ſie uns nur handeln laſſen.» a) Als einen Beweis, wie frei man vormals in Frankreich, ſogar an öffentlichen Orten, über den Hof und die Regierung ſprach, will ich nur eine Anekdote anführen. Nachdem der Finanzminiſter Joly de Fleury ſeinen Abſchied erhalten hatte, befürchtete man zu Paris, daß der allgemein verhaßte Foulon an ſeine Stelle kommen möchte. Man ſprach darüber im Caffee de Foy. Mitten im Geſpräche ſtand einer von der Geſellſchaft auf, und ſagte: »Fürchten Sie nichts, »meine Herrn, die Reihe iſt jetzt nicht an ihm.» — »Wie ſo?» fragte man — »In Frankreich» fuhr jener fort »ſind die Finanzen wie das Tertianfieber; »ſie haben wechſelsweiſe einen guten und einen ſchlech»ten Miniſter: jetzt iſt die Reihe an einem ehrlichen »Manne, folglich nicht an Herrn Foulon.» Man unterſuchte den witzigen Einfall genauer, und fand ihn wirklich ſehr gegründet. Den folgenden Tag wurde in Paris das Tertianfieber der Finanzen zum Sprichworte. In einem Lande, wo ſolche Dinge ungeſtraft geſagt werden dürfen, muß doch der Deſpotismus nicht ſehr drückend ſeyn!

Uebertrieben iſt auch das, was von den Staatsgefängniſſen in Frankreich und von der Baſtille erzählt wird. Wir, die wir, dieſſeits des Rheins, an den Ufern der Donau, der Spree und der Nordſee wohnen, hören mit Schaudern die Beſchreibung, welche uns von dieſen fürchterlichen Gefängniſſen gemacht

a) Laissons-les dire, pourvu qu'ils nous laissent faire.

wird. Auf den bloßen Wink eines Polizeilieutenants, eines Miniſters, einer königlichen Maitreſſe, kann ein ehrlicher Mann, der das Unglück hat ihr zu mißfallen, lebenslänglich in einen dieſer dumpfen Kerker eingeſperrt werden. Er iſt dort einſam und verlaſſen, lebendig begraben, von der Welt vergeſſen. Dem Arme der Geſetze und den Tröſtungen der Freundſchaft entrückt, ſchmachtet er zwiſchen undurchdringlichen Mauren; ſieht nicht das wohlthätige Licht der Sonne; hört keinen andern Laut, als das Getöſe der ſich öffnenden und ſchlieſſenden Riegel, und das Geklirre ſeiner Ketten; keine andere Stimme, als die Stimme ſeines Kerkermeiſters. Er ſieht das Ziel ſeiner Leiden nicht voraus; er kennt nicht einmal den Grund ſeiner Verhaftnehmung; ſeufzend und traurig verlebt er ein langes, quaalvolles Leben; und ſtirbt endlich als das unglückliche Schlachtopfer eines grauſamen, ſubalternen Tyrannen. Die Menſchheit ſchaudert bei dieſem Gemälde: aber wie ſehr iſt nicht daſſelbe übertrieben! Man würde mich unrecht verſtehen, wenn man mir vorwerfen wollte, daß ich dem Deſpotismus das Wort rede, und daß ich die Gräuelthaten, welche in der Baſtille geſchahen, läugnen, oder gar entſchuldigen wollte. Dieſes iſt keinesweges meine Abſicht: ich warne nur vor Uebertreibung; ich behaupte nur, daß unter Ludwig dem Sechszehnten nicht mehr ſo abſcheuliche Dinge vorgingen, als unter Ludwig dem Funfzehnten vorgegangen waren. Die Peinigungen der Gefangenen, welche man ſich vormals in der Baſtille erlaubte, zu läugnen, würde Unwiſſenheit; ſie entſchuldigen zu wollen, würde Unmenſchlichkeit verrathen. Unter den vorigen Regierungen geſchahen freilich in dieſem Schloſſe Dinge, vor deren Erzählung auch der kaltblütigſte Zuhörer mit Schaudern und

Schrecken zurücke bebt. Peliſſon, ein berühmter Gefangener, welcher viele Jahre, in quälender Einſamkeit, in dieſem Gefängniſſe zugebracht hatte, ohne ein anderes, lebendiges Geſchöpf, als den Gefangenwärter zu ſehen, gelangte endlich, nach unendlicher Mühe, dahin, eine Spinne, die ſich in ſeinen Kerker verirrt hatte, zu zähmen. Sie kam wenn er rief, ſie leiſtete ihm Geſellſchaft, ſie lief auf ſeiner Hand, und ſie war der Gegenſtand ſeiner zärtlichſten Zuneigung, weil ſie das einzige Geſchöpf um ihn her war. Unvermuthet kömmt der Gefangenwärter herein, und findet den Gefangenen im Geſpräche mit ſeiner geliebten Spinne. Mit großer Kaltblütigkeit ergreift Jener das kleine Inſekt, wirft es auf die Erde, und zerquetſcht es mit dem Fuße. So ſehr auch dieſer Zug alle menſchlichen Gefühle empört: ſo iſt doch die Geſchichte, welche la Tude erzählt, noch weit empörender. Wegen einer jugendlichen Unbeſonnenheit mußte er fünf und dreißig Jahre lang im Gefängniſſe ſchmachten. Er hatte, als ein leichtſinniger Jüngling, Verſe gegen die Maitreſſe des Königs, gegen Madame Pompadour, gemacht, und wurde deßwegen in die Baſtille geſetzt, aus welcher er, durch einen, mit dem größten Scharfſinne ausgeſonnenen, mit unglaublicher Geduld und Vorſicht allmählig vorbereiteten, und mit bewundernswürdiger Gegenwart des Geiſtes ausgeführten Plan, ſich rettete. Er entging, und floh nach Holland; aber auch dorthin verfolgte ihn die Rache der beleidigten weiblichen Eitelkeit. Er wurde aufs neue gefangen genommen, nach der Baſtille zurück gebracht, und ſchärfer als vorher bewacht. Hier ſchmachtete nun der feurige Jüngling in der Blüthe ſeines Lebens. Seine weiche Seele wünſchte ſich mitzutheilen, und ſuchte Geſellſchaft. In dem

Digitized by Google

unterirdiſchen Kerker, in welchem er ſteckte, zähmte er die Ratten, mußte aber dieſe, ſeine guten Freunde, verlaſſen, und wurde in ein anderes Zimmer, in dem Thurme gebracht. Hier verirrte ſich eine Taube vor ſein Fenſter. Er ſtreute ihr Brodkrumen hin, und ſie kam an den folgenden Tagen wieder. Nun zupfte er Faden aus ſeinen Hemden, machte ein Netz daraus, und fieng die Taube damit. Es war ein Männchen, und bald kam auch das Weibchen ihrem treuen Gefährten nach. Dieſes Taubenpaar hegte er, er zähmte ſie, und liebte ſie bald mit außerordentlicher Zärtlichkeit: ſie machten ſein Vergnügen, ſeine Freude, ſeinen einzigen Zeitvertreib aus. Bald nachher kündigte ihm der Gefangenwärter an: er habe Befehl, die Tauben zu tödten. Bei dieſen Worten gerieth la Tude in Verzweiflung. Der Gefangenwärter machte eine Bewegung, die unſchuldigen Geſchöpfe zu faſſen; aber la Tude ſah es, und ſtürzte hin, um ihm zuvor zu kommen. Er ergriff ſie, und in ſeiner Wuth zerdrückte er ſie beide. Dieſer Augenblick war vielleicht der ſchrecklichſte ſeines Lebens. Einige Tage nahm er keine Nahrung zu ſich; Schmerz und Unwillen wechſelten in ihm ab, und die Menſchen verabſcheute er. Solche Züge beweiſen, mehr als alle leere Deklamationen, welch ein Gefängniß die Baſtille war. Seit der Revolution hat man erfahren, daß die ausgeſuchteſten Grauſamkeiten an den Gefangenen in der Baſtille zu der Zeit verübt wurden, als Sartine Polizeilieutenant wurde. Eben dieſer Sartine war auch Erfinder der Verzierung des Zifferblattes der großen Glockenuhr, die nach dem Hofe der Baſtille zu ging, in welchem den unglücklichen Gefangenen zuweilen Luft zu ſchöpfen erlaubt wurde. Das Zifferblatt der Uhr ruhte auf zwei Figuren, einem Manne und einem

Digitized by Google

Weibe, die am Halſe, an den Händen, an den Füßen, und mitten um den Körper, angefeſſelt waren. Rund um das Zifferblatt gingen Guirlanden von künſtlich in einander verflochtenen Ketten, welche ſich oben vereinigten, und den Gefangenen, in einer ſchrecklichen Allegorie, ewige Gefangenſchaft andeuteten.

So übertrieben, in gewiſſer Rückſicht, die Klagen der franzöſiſchen Schriftſteller über die vorige Regierung ſind; ſo gerecht ſind ſie dennoch in anderer Rückſicht. Es iſt nicht zu läugnen, daß vormals in Frankreich das Volk ſehr deſpotiſch regiert wurde. Sehr verwickelt und mannigfaltig waren die Abgaben. Keiner wußte genau, wie viel er eigentlich zu bezahlen hatte. Ganz willkührlich und deſpotiſch beherrſchten die Intendanten die ihnen untergebenen Provinzen, und behandelten ihre Mitbürger mit unerträglichem Stolze. Härte war die einzige Tugend, auf die ſie Anſpruch machten; die einzige, durch welche ſie ſich, bei dem Miniſter, deſſen Geſchöpfe ſie waren, beliebt machen, und ihre Stellen ferner behalten konnten. Gemeiniglich war der Intendant ein junger, noch unerfahrner Mann, der durch ſeine Verwandten, oder durch Intrigen, die Stelle ſich zu verſchaffen gewußt hatte. Eilfertig durchrannte er die ihm anvertraute Provinz; mit der Ungeduld, mit welcher man ein unangenehmes Geſchäft ſo ſchnell als möglich zu endigen ſucht, verrichtete er die Pflichten ſeines Amtes; ging, nach vollendeten Geſchäften, in ſeine Reſidenz zurück; hielt ſich eine kurze Zeit dort auf, um Kour anzunehmen; und eilte dann wieder nach Paris, und an den Hof. So wurden vormals die franzöſiſchen Provinzen regiert; ſo wenig bekümmerte ſich der Hof um das Wohl des Landes. Indeſſen waren doch,

Digitized by Google

ſchon vor der gegenwärtigen Revolution, auch dieſe Mißbräuche zum Theil abgeſchafft worden. Durch die Errichtung der Provinzial-Adminiſtrationen hatten die Notabeln dem Uebel ſchon zum Theil abgeholfen. Dieſe Provinzial-Adminiſtrationen waren ein Rath, der dem Intendanten zugegeben wurde: ein ſicheres Mittel, den rechtſchaffenen Mann zu unterrichten, und den ſubalternen Tyrannen im Zaume zu halten, falls derſelbe ſeine Macht mißbrauchen wollte.

Auf eine harte und tyranniſche Weiſe wurden die Abgaben eingefordert. Der gedrückte Bauer, der arme Handwerker, mußte einen Theil ſeines, im Schweiße des Angeſichts ſich verſchafften Erwerbes, an unerbittliche Steuereinnehmer abgeben, welche, mit einem DE PAR LE ROI in der Hand, zu Tauſenden in den Provinzen herum zogen, und dieſelben gleichſam plünderten. Wer nicht bezahlen konnte, der wurde ins Gefängniß geſchickt; wer es wagte, ſich zu wehren, der mußte nach den Galeeren wandern. Und gerade dieſe Steuereinnehmer, welche den Armen bis auf das äußerſte ausſaugten, machten, von dem erpreßten Gelde, in der Provinz einen Aufwand, der um ſo viel mehr Unwillen erregen mußte, da er unter den Augen derjenigen ſich zeigte, welche ſich das Nothdürftige hatten entziehen müſſen, um dieſe übermäßige Pracht zu unterhalten. Die Steuereinnehmer ſpotteten gleichſam öffentlich des allgemeinen Elendes, woran vorzüglich ſie Schuld waren. Einige von ihnen verzehrten die Gelder, welche ihnen doch nur anvertraut waren; andere entwandten einen Theil derſelben; noch andere ſtreckten der Regierung, mit anſcheinendem Patriotismus, zu wucheriſchen Zinſen, dieſelbigen Summen in Anlehen wieder vor, welche ſie ihr entwandt hatten. Und was noch aus dieſen

Digitized by Google

räuberiſchen Händen bis in den königlichen Schatz gelangte, wie wurde es dort erſt angewandt? Maitreſſen, Kupler, Spione, Giftmiſcher, Schmeichler, Lieblinge, Heuchler, Höflinge, Pflaſtertreter, Prieſter, Spieler, Müßiggänger, theilten ſich darein, und das wahre Verdienſt ging leer aus. Wer ſich einigermaßen einen Begriff zu machen wünſcht, wie das Geld der Nation angewandt wurde, der darf nur die Penſionsliſte, das rothe Buch, oder den Almanac de Versailles nachſehen. Da findet man einen Kapitain der Mauleſel, einen Kapitain der Windhunde, einen Kapitain des Vögelfluges, Staatsportechaiſenträger, a) und eine Menge anderer, mit eben ſo lächerlichen Titeln begabter, und von dem Schweiße des Armen theuer bezahlter Müßiggänger. Außerdem ging noch ein großer Theil des Geldes der Nation, unter dem Namen von Subſidien, oder als Beſtechung, nach fremden Ländern; nach Schweden, nach Dänemark, nach der Schweiz, nach Holland, nach Deutſchland, um auch in dieſen Ländern die Sitten zu verderben und franzöſiſche Politik einzuführen. Für alle dieſe Länder iſt die Staatsumwerfung Frankreichs wahrlich ein großes Glück, und zugleich ein warnendes Beiſpiel, wohin ein ſolches Syſtem, deſſen Politik ſich auf Sittenloſigkeit gründet, zuletzt führen muß!

Eben ſo gegründet ſind auch die Klagen über die Regierung der Miniſter und der höhern Militairper-

---

a) Le capitaine des mulets, le capitaine des levrettes, le capitaine du vol des oiseaux, les porte-chaises d'affaires, un cravatier ordinaire qui a les honneurs du service, les maitre-queues, les hâteurs, les avertisseurs, les enfants de cuisine-bouche, les sommiers des broches, les serdaux, les verduriers, les galopins extraordinaires, les chirurgiens précaires etc.

ſonen. Die Macht der Miniſter war zu groß. Sie hatten alle Stellen zu vergeben, und beſetzten dieſelben mit Freunden, mit Verwandten, mit Schmeichlern und Protegirten. Sie mißbrauchten ihre Gewalt, und ſchalteten, eigenmächtig und willkührlich, mit Perſonen und Eigenthum. Die Obriſten der Regimenter, junge Leute aus angeſehenen Familien, oft kaum der Schule entwiſcht, Geſchöpfe des Miniſters, behandelten die ihnen untergebenen Officiere, welche ihnen oft an Stande gleich, und an Alter und Erfahrung weit überlegen waren, mit unerträglicher Wegwerfung. So ging es in allen Klaſſen. Ueberall hatten ſubalterne Tyrannen die Macht an ſich geriſſen, und regierten, im Namen des Königs, mit einer Härte, und mit einem Deſpotismus, der endlich auch dem Unterwürfigſten unerträglich werden mußte.

Indeſſen ſind doch auch die Klagen über die Miniſter ſehr übertrieben, und oft ungerecht. Nur wenige Perſonen haben einen richtigen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Talente, und von der Feſtigkeit des Karakters, welche erfordert wird, um die glänzende Stelle eines Staatsminiſters mit Würde und Beifall zu bekleiden. Alles Gute, das geſchieht, ſchreibt das Volk dem Zufalle, und alles Unglück, das den Staat betrifft, ſchreibt daſſelbe dem Miniſter zu. Ungerechtigkeiten, die in ſeinem Namen vorgehen, und die er oft weder befohlen hat, noch erfährt, werden ihm zur Laſt gelegt, und wenn, durch eine Menge ſchwer zu entwickelnder, und wohl nur der Vorſehung ganz bekannter Urſachen, die ſo künſtlich zuſammengeſetzte Staatsmaſchine ins Stocken geräth, oder endlich ganz zerfällt: ſo behauptet man wohl gar: auch dieſes ſey ein abſichtlich angelegter Plan des Miniſters, der die Staatsmaſchine ſo ſtark auf=

gewunden habe, daß die, alles in Bewegung ſetzende Feder, habe ſpringen müſſen.

Gerecht ſind auch die Klagen der franzöſiſchen Schriftſteller gegen den Hofadel. Der Stolz und die Anmaaßungen des Adels nahmen in Frankreich täglich zu. Er behauptete, das Recht auf alle ehrenvolle und einträgliche Stellen, in Kirche und Staat, ausſchließender Weiſe zu beſitzen, und verachtete den Bürgerſtand, und alle diejenigen, welche ſich, durch Betriebſamkeit, oder durch nützliche Wiſſenſchaften, ihren Unterhalt ſelbſt zu erwerben ſuchten. Beſonders ſahen die Adelichen auf den Kaufmannsſtand mit einer Verachtung herab, die eben ſo ungereimt als lächerlich war. Irre ich nicht, ſo iſt die Verachtung der Kaufmannſchaft und des Handlungsſtandes eine der vorzüglichſten Urſachen, unter denen, welche den Untergang dieſes mächtigen Reiches verurſacht haben. Die Erfahrung lehrt, daß kein Land reich und blühend werden kann, ſo lange ſich in demſelben eine große Klaſſe von Einwohnern befindet, welche es als eines ihrer Vorrechte anſehen, eben ſo viel, oder mehr, auszugeben, als ſie einnehmen; und ſo lange dieſe Klaſſe auf diejenigen, welche es ſich zum Geſchäfte machen, mehr einzunehmen, als ſie ausgeben, mit Verachtung herab ſieht. Der Reichthum eines Staates beſteht in der Summe des Reichthums aller ſeiner Staatsbürger. Das Intereſſe des Staates beſteht dem zufolge darin, daß den Staatsbürgern alle Mittel zum Erwerbe und zum Reichthum erleichtert, und alles, was dahin abzweckt, begünſtiget werde. Wie kann dieß aber in einem Lande geſchehen, wo der erwerbende Stand verachtet wird; wo das Vorurtheil herrſcht, daß Geld erwerben ſchimpflich ſey? Die reichſten Staaten in Europa ſind diejenigen, in

welchen der Adel Handlung treibt, oder in welchen es, zufolge der Staatsverfaſſung, gar keinen Adel giebt; England, Holland, die Schweiz. Ueberdieß ſind allemal, da wo Handel und Betriebſamkeit herrſcht, die Sitten reiner und beſſer, als da wo gröſstentheils nur Geld verzehrt wird. Ein reicher und vornehmer Müſsiggänger erhält zehen und mehr ärmere Müſsiggänger, als Bediente; er entzieht dadurch dem Staate eben ſo viele brauchbare Hände, und ſetzt gleichſam eine Prämie auf das Nichtsthun. »In den Hand»lungs- und Manufaktur-Städten» ſagt ein groſser Schriftſteller »in welchen die unteren Klaſſen des »Volks hauptſächlich durch Anlegung des Kapi»tals erhalten werden, ſind ſie gemeiniglich betrieb»ſam, mäſsig und wohlhabend; ſo findet man ſie in »vielen Städten von England, Holland, der Schweiz. »Aber in den Städten, deren Unterhalt ſich auf die »beſtändige oder gelegentliche Gegenwart eines Hofes »gründet, und in welchen die unteren Volksklaſſen »hauptſächlich durch das Verzehren der Ein»künfte erhalten werden, ſind ſie träge, faul, ohne »Sitten und arm; ſo findet man ſie zu Rom, Ver»ſailles, Compiegne und Fontainebleau.» a)

Alle Beſchäftigungen der Menſchen wurden von dem franzöſiſchen Adel in zwei groſse Klaſſen getheilt; in ſolche, welche einen Edelmann entehren (qui dérogent), und in ſolche, welche nicht entehren. Die Profeſſion eines Rechtsgelehrten, eines Arztes, eines Geiſtlichen, eines Soldaten, eines Generalpächters waren nicht entehrend; alle übrigen aber waren es. Warum

a) *A. Smith* inquiry into the nature and causes of the wealth of Nations. T. 2. p. 10. 11.

Digitized by Google

Warum nun gerade dieſe Profeſſionen einen Vorzug vor allen übrigen haben ſollen, läßt ſich nicht leicht einſehen. a) Wahrſcheinlich ſind ſie nur darum angeſehener, weil ſie mit Macht verbunden ſind, und weil der Menſch den Begriff von Ehre und Achtung mit allem verbindet, was Macht oder Anſehen giebt, oder über den Nachbar erhöht. Der Rechtsgelehrte, der Arzt, der Soldat ſind Herren unſeres Lebens; der Soldat, der Rechtsgelehrte, der Generalpächter ſind Herren unſeres Vermögens; der Geiſtliche iſt Herr von unſerm moraliſchen Ruf und (wenigſtens in katholiſchen Ländern) von unſerm künftigen Zuſtande. Dieſe Profeſſionen haben dem zufolge alles in Händen, was uns das Wichtigſte iſt; ſie werden daher nicht unter die entehrenden gerechnet: da hingegen der Handel, oder das Tauſchen, welches dem Menſchen doch eben ſo nothwendig und natürlich iſt als Eſſen und Trinken, für entehrend gehalten wird.

In Frankreich war die Verachtung, mit welcher der Adelſtand auf die Handlung herab ſah, nicht bloßes Vorurtheil: ſie war zum Theil die Folge poſitiver Geſetze, welche allen Adelichen, Handel zu treiben, ausdrücklich verboten. b) Ludwig der Vierzehnte, Enkel der Maria von Medicis, folglich ſelbſt der Nachkömmling eines berühmten Florentiniſchen Kaufmanns, hob, auf Anrathen des großen Colberts, dieſe Geſetze zum Theil auf, und gab, im Jahre 1669, ein Edikt, worin er dem Adelſtande erlaubte, Seehandel zu treiben, ohne ſich dadurch zu entehren. Im Jahre 1701 erlaubte er dem Adelſtande, auch zu Lande zu handeln; aber mit der Einſchränkung, daß es

---

a) Analytical Review. 1789. p. 131.

b) *Anquétil du Pérou* sur la dignité du Commerce.

bloß allein Großhandel, und kein Detailhandel ſeyn dürfe. «Diejenigen» ſagt das Edikt »ſollen als »Großhändler angeſehen werden, welche ihren Han»del in einem Waarenlager treiben, und ihre Waa»ren ballenweiſe, kiſtenweiſe oder ſtückweiſe verkau»fen, welche keine offenen Laden halten, und welche »keine Waaren zur Schau auslegen.» Zufolge dieſes Edikts war den Adelichen erlaubt, Großhandel, aber keinen Detailhandel zu treiben. Worin beſteht denn der Unterſchied, zwiſchen Großhandel und Detailhandel? Ein Krämer, der unzenweiſe verkauft, iſt ein Detailhändler gegen den, der pfundweiſe verkauft; dieſer iſt ein Detailhändler gegen den, der nur zentnerweiſe verkauft; und auch dieſer iſt ein Detailhändler gegen denjenigen, der nur tonnenweiſe verkauft. Laden ſind offene Waarenhäuſer, welche nach der Straße zu gehen; Vorrathshäuſer ſind verſchloſſene Laden, welche nicht nach der Straße zu gehen: darin beſteht der ganze Unterſchied. Wenn dem Großhändler, der nur ballenweiſe verkauft, ein Balle ſeiner Waaren zum Theil beſchädigt wird; ſo muß er im Detail, nemlich den beſchädigten Theil beſonders, und den nicht beſchädigten Theil auch beſonders verkaufen. Und der betriebſame Detailhändler kann mit der Zeit Großhändler werden. Worin beſteht denn der Unterſchied zwiſchen beiden? Sind nicht beide der Geſellſchaft gleich nützlich? Sind nicht beide Beſchäftigungen gleich ehrenvoll? Was an ſich ehrenvoll iſt, kann nicht aufhören ſo zu ſeyn, wenn es im Kleinen getrieben wird: ſonſt müßte auch der Stand eines Friedensrichters, der nur kleine Zwiſte zu ſchlichten hat, weniger ehrenvoll ſeyn, als der Stand eines Richters, vor welchem wichtige Prozeſſe geführt werden, Wäre es nicht unſinnig, ſo etwas behaupten

Digitized by Google

zu wollen? Indeſſen hat man doch auch dieſen Unſinn in Pohlen vormals wirklich zum Grundſatze gemacht. Dort verlohren die Adelichen ihren Rang, und entehrten ſich, wenn ſie Magiſtratsſtellen in kleinen Städten annahmen. Der Nutzen des Handels, und die Nothwendigkeit deſſelben zur Aufnahme des Staates, ſind ſo groß, daß aller Unterſchied, in Rückſicht auf die Art und Weiſe Handel zu führen, von jeder weiſen Regierung völlig aufgehoben, und Handel treiben, ſo wie es in England geſchieht, als eine der ehrenvolleſten Beſchäftigungen angeſehen werden ſollte. Der Großhändler, oder der Kaufmann, wird freilich in der Geſellſchaft allemal mehr geachtet werden, als der Detailhändler, oder der Krämer; weil der erſtere ein größeres Vermögen beſitzt, und größeren Einfluß hat: aber den Krämerſtand für entehrend zu halten, oder denſelben ſogar durch ein förmliches Edikt für entehrend zu erklären, iſt unpolitiſch, und ſtreitet wider alle ſtaatswiſſenſchaftlichen Grundſätze; es iſt weiter nichts, als ein ungereimtes Vorurtheil. Unbegreiflich ſcheint es, daß Montesquieu die Geſetze, welche dem franzöſiſchen Adel den Handel verbieten, billigen konnte: und zwar aus dem ſonderbaren Grunde, daß, wenn den Adelichen erlaubt würde, Handel zu treiben, dadurch die Monarchie geſchwächt, und der Adelſtand zerſtört werden müßte. Gerade das Gegentheil würde geſchehen: wie wir in England ſehen. Der engländiſche Adel iſt der reichſte und mächtigſte in Europa, eben deßwegen, weil er Handel treibt: ſo war es auch vormals der florentiniſche, der venetianiſche, der genueſiſche, der augſpurgiſche und der niederländiſche Adel. Hingegen in vielen Ländern, wo der Adel keinen Handel treibt, iſt er arm, verſchuldet und ſtolz. Das war

er auch gröſstentheils in Frankreich. Ferner glaubt Montesquieu, die Handlung würde durch eine ſolche Erlaubniſs nichts gewinnen. Aber darin irrt er ſich. Der Handel würde viel, ſehr viel gewinnen; denn Erſtens, wenn Perſonen von Stande Handlung trieben, ſo würde das unſinnige Vorurtheil gegen den Kaufmannsſtand aufhören. Zweitens, der Handlungsſtand würde, durch den Zutritt von adelichen Perſonen, ein gröſseres Anſehen und Gewicht erhalten, und eher im Stande ſeyn, dem Drucke der Miniſter Einhalt zu thun, und dieſelben zu verhindern, dem Handel unnöthige Feſſeln anzulegen. Drittens, das Kapital der Adelichen würde, im Handel angewandt, ſeinen Beſitzer, deſſen Familie, und die Nation bereichern: da es hingegen jetzt in Ueppigkeit, Spielen und Ausſchweifungen durchgebracht wird, und die Sitten der Nation verdirbt. Viertens: die Söhne reicher Kaufleute würden dann nicht, wie ſie jetzt thun, den Stand ihrer Väter verlaſſen; wodurch täglich das im Handel erworbene Kapital demſelben entzogen, und in einen andern Kanal geleitet wird. Eben aus dieſer Urſache war in Frankreich das im Handel zirkulirende Kapital ſehr klein. Die Flotte, welche la Mothe Piquet im Jahre 1781 wegnahm, konnte, aus Mangel an Käufern, in Frankreich nicht verkauft werden, ſondern man ſah ſich genöthigt, dieſelbe nach Oſtende zum Verkaufe zu ſchicken, wo ſie von den Engländern und Holländern gekauft wurde. Welche Demüthigung für Frankreich! Der Adelſtand und der Bürgerſtand gewinnen beide dabei, wenn die Adelichen Handlung treiben. Vernunft und Erfahrung lehren dieſe Wahrheit: und in unſern Zeiten ſieht man ſie in Frankreich auch ſo allgemein ein, daſs in den Vorſchriften (cahiers), welche die verſchiede-

Digitized by Google

nen Stände der verſchiedenen Wahlorte Frankreichs ihren Abgeſandten an die Reichsſtände mitgaben, beinahe in allen, ſowohl vom Bürgerſtande als vom Adelſtande, dieſes mit zu einem der Hauptpunkte gemacht wird.

Der Adelſtand von Auxerre verlangt: »Daß, »um die Einigkeit zwiſchen den drei Ständen zu be»feſtigen; den verarmten Adelichen ein Mittel in die »Hände zu geben, ihre zerrütteten Glücksumſtände »wieder zu verbeſſern; und um zugleich den Handel »und die Manufakturen durch einen neuen Schwung »zu heben, die Reichsſtände erklären mögen, daß »keine Beſchäftigung für den Adel entehrend ſey.»

Die Adelichen der Provinz Artois ſagen: »Da »aufgeklärte Völker in jedem Zeitalter den Kaufmanns»ſtand für einen eben ſo ehrenvollen als nützlichen »Stand gehalten haben: ſo ſollen die Reichsſtände »den franzöſiſchen Adel einladen, ſich damit zu be»ſchäftigen; ſie ſollen erklären, daß dieſe Beſchäfti»gung, weit entfernt entehrend zu ſeyn, vielmehr ei»ne der ehrenvolleſten ſey, weil darin auch der klein»ſte Anfang Hofnung giebt, allmählig zu den wich»tigſten, und für das Königreich nützlichſten Unter»nehmungen in der Folge zu gelangen.»

Eben das ſagt auch der Adel der Provinzen Agenois, Auxois, Gien, und vieler andern.

Der Bürgerſtand von Angers giebt ſeinen Abgeſandten folgende Vorſchrift über dieſen Punkt: »Ihr »ſollt den Reichsſtänden vorſtellen, daß ſo oft ein »Kaufmann ein anſehnliches Vermögen durch ſeine »Betriebſamkeit erworben hat, ſein Ehrgeiz ihn alle»mal verleite, den Adel zu kaufen. Und ſobald er »adelich iſt, flieht er alle Arbeit und Beſchäftigung »aus dem angenommenen Vorurtheile, ein Edel-

»mann dürfe nicht arbeiten. Ihr ſollt ihnen »vorſtellen, daß dieſes ſchädliche Vorurtheil eine noth»wendige Folge der königlichen Edikte ſey, welche »Standespersonen die freien Künſte verbieten, unter »Strafe ihre Vorrechte zu verlieren; daß hiedurch »der Handel nicht nur derjenigen Kapitalien beraubt »werde, welche die Edelleute demſelben entziehen; »ſondern daß der Handel noch überdieß täglich mehr »geſchwächt werde, durch die Deſertion derjenigen »Bürgerlichen, welche am meiſten im Stande wären, »den Handel blühend zu machen; daß dieſes Drän»gen der Bürgerlichen zum Adelſtande durch die Vor»rechte des Adels und die Ausnahme von allen Ab»gaben verurſacht werde, welche die Regierung dem »Adelſtande bewilligt hat; daß dieſe Vorrechte zu ei»ner Prämie für die Unthätigkeit, und zur »Strafe für die Betriebſamkeit beſtimmt zu »ſeyn ſcheinen; daß, durch dieſe Zunahme des Adel»ſtandes, die Stadt Angers mit unthätigen »Menſchen angefüllt worden iſt, und die ſich eine »Ehre daraus machen, ſo zu ſeyn; daß, da dieſe zu»gleich die reichſten Bürger ſind, daraus die ſchäd»liche, moraliſche Folge entſteht, daß in der Mei»nung des Publikums die Begriffe von Adel und »Nichtsthun mit einander verbunden werden, ſo daß »die Ehre, welche dem erſten gebührt, dem andern »gegeben wird. Kaufleute und Handwerker klagen, »daß dieſes böſe Beiſpiel die Gemüther und die Sit»ten ihrer Kinder verderbe, und daß dieſe, die ſich »viel darauf zu gute thun, den Adelichen nachzuah»men, den Stand ihrer Väter verachten, und ihr »Leben in Unthätigkeit hinbringen.»

Die Vorrechte, welche der Adel in Frankreich beſaß, waren für den Bürgerſtand äußerſt drückend.

Digitized by Google

Da der Adel von Bezahlung der Abgaben aller Art ausgenommen war, und die reichen Bürger ſich alle adeln lieſſen: ſo fiel die ſchwere Laſt der ungeheuren Staatsabgaben ganz allein auf die Armen. a) Die arbeitſamen und fleißigen mußten die unthätigen und faulen erhalten. Die nützlichen Bürger des Staats mußten für die unnützen bezahlen, von denen ſie zur Belohnung mit herabſehender Verachtung behandelt wurden.

Während der letzten zwanzig Jahre der Regierung Ludwigs des Funfzehnten, und ſeit der Thronbeſteigung des jetzt regierenden Königs, hatten Uebermuth und Ueppigkeit, unter den unnützen Bürgern des Staates, und Elend und Armuth unter den nützlichen Bürgern deſſelben, in gleichem Verhältniſſe zugenommen. In den Städten hatte der Luxus ſogar die niedrigſten Klaſſen ergriffen. Dieſer Luxus war ein goldnes Kleid, welches einen ſiechen Körper bedeckte. Das häusliche Glück wurde den Vergnügungen der Eitelkeit aufgeopfert, und man verſagte ſich die nöthigen Nahrungsmittel, um geputzte Kleider tragen zu können. Der Bauer hatte, in der Nähe der Städte, alle Laſter derſelben angenommen, und war faul, träge und geldgierig geworden. Ferne von den Städten konnte er ſich durch anhaltende Arbeit nicht einmal das Nothwendige verſchaffen. Schwar-

---

a) Les charges de l'état pesoient légerement sur les grands. Ils obtenoient des graces, qui les dédommagoient, et au-delà, des sommes auxquelles ils étoient imposés. Le maréchal de Richelieu, arriéré de plus de vingt ans pour sa capitation, obtint d'abord la moitié de diminution sur sa dette. Ensuite on lui donna des effets royaux, dont la valeur excédoit ce qui lui restoit à payer *Vie privée du maréchal de Richelieu.* T. 2. p. 291.

zes Brodt, Wurzeln, Waſſer, grobe und zerlumpte Kleider, verfallene Strohhütten: dieß war der Anblick, den die Provinzen gewährten. Die Bevölkerung nahm zuſehends ab, und in einigen Provinzen verfaulte ein Theil der Erndte auf dem Felde, weil nicht Menſchen genug vorhanden waren, um dieſelben einzuſammeln. Eben ſo elend lebte der Soldat. Ein wenig warmes Waſſer auf grobes und ungenießbares Kommißbrodt gegoſſen; dieß war ſein Frühſtück. Ein Stück ſchwarzes Brodt und ein wenig halbverfaultes oder trocknes Fleiſch; dieß war ſein Abendeſſen. Auf ſolche Weiſe lebten dreimal hundert tauſend Frankreicher, während ſich der Hof, und was dazu gehörte, in Ueppigkeit und in Wollüſten mäſtete, und dem Geſchrei des Armen nicht nur ſeine Ohren verſchloß, ſondern denſelben, um durch ſeinen Anblick im Genuſſe nicht geſtört zu werden, mit unmenſchlicher Inſolenz, von ſich entfernte. Von dem gedrückten Volke erpreßte man das Geld, und dieſes Geldes bediente man ſich, um daſſelbe noch mehr zu drücken. Die feilen, kriechenden Höflinge erniedrigten ſich gegen die Großen bis zu den niederträchtigſten Schmeicheleien, und predigten unaufhörlich die Lehre: es gäbe zwei Klaſſen von Menſchen, von denen die eine zum arbeiten, gehorchen, bezahlen, ſeufzen, leiden und dulden; die andere hingegen zum verzehren, befehlen, erpreſſen, genießen, quälen und trotzen, von der Natur beſtimmt ſey. Die erſten Herren des Hofes waren die kriechendſten Schmeichler. Der Gouverneur Ludwigs des Sechszehnten und ſeiner Brüder, erhielt, auf ſeine eigne Bitte, einen Befehl von dem Königlichen Staatsrathe, wodurch ihm und ſeinen Kollegen verboten wurde, in Gegenwart ihrer Zöglinge ſich zu ſetzen, ſich zu bedecken, und mit denſelben zu eſſen. Bald

nachher bekam er das Podagra. Er konnte nun nicht mehr ſtehen. Aber was that der kriechende Höfling? Er ließ ſich ein Taburet in den Saal bringen, knieete darauf, und ließ ſich, in dieſer Stellung, ſo lange er mit den Prinzen ſprach, von zwei Kammerdienern halten, von denen ihm zu jeder Seite Einer ſtand. Und nun macht man den Prinzen noch Vorwürfe! man wundert ſich darüber, daß ſie glauben, ſie wären mehr als andere Menſchen; da ſie doch, von der Wiege an, und ſchon im Kinderröckgen, gewohnt ſind, um ſich her kriechende Sklaven zu ſehen, und mit abergläubiſcher Andacht angebetet zu werden! Kein Wunder, daß ſie ſich, in ſpätern Jahren, für Gottheiten halten, und ihre Nebenmenſchen wie verächtliche Thiere behandeln! Aber, der Vorſehung ſey es gedankt, daß dieſe Zeiten vorbei ſind. Ludwig der Sechszehnte ſchaffte, bei dem jetzigen Dauphin, dieſe ſklaviſche Etikette ab, und ſagte: »Der Sohn des »Monarchen iſt ein Kind; er muß daher auch als ein »Kind behandelt werden.»

Auf der Etikette wurde, an dem franzöſiſchen Hofe, ſehr ſtrenge; ſtrenger vielleicht als an jedem andern Hofe, gehalten. Ueber die eingeführte Etikette durfte ſich Niemand, ſelbſt der König nicht, wegſetzen. Hievon iſt, vor einiger Zeit, Ludwig der Sechszehnte, bei ſeiner Reiſe nach Cherburg, deutlich überzeugt worden. Der Königinn war die Etikette an dem franzöſiſchen Hofe unerträglich. Sie ſchaffte, für ihre Perſon, in vielen Fällen, die Etikette ab; und dieſes war vielleicht ein Grund, warum das Volk ſie anfänglich haßte, und endlich verachtete.

Unter Ludwig dem Vierzehnten und unter Ludwig dem Funfzehnten beobachtete man die Etikette weit ſtrenger, als nachmals unter der Regierung des jetzi-

Digitized by Google

gen Königs. So war es, z. B. damals gebräuchlich, daß ein Jeder, den der König anredete (ſein Stand und Rang mochte ſeyn welcher er wollte) wenn derſelbe nicht zu den Perſonen gehörte, mit denen der König täglich umgieng, bei der Anrede des Königs ganz ſteif ſtehen bleiben, und, ohne alle Verbeugung, auf jede Frage nur mit einem einzelnen Worte antworten durfte. Ludwig der Funfzehnte fragte einſt, als er aus der Meſſe kam, in der Gallerie zu Verſailles, im Vorbeigehen, den Sohn eines Herzogs: »Wo iſt Euer Vater?» Antwort: Trianon. »Was »macht er dort?» Promener. »Wo wird er heute »Mittag ſpeiſen?» Dargenson.

Für den Staatsmann wurde, in Frankreich, das Studium unnützer, einem philoſophiſchen Auge lächerlicher Gebräuche, das wichtigſte Geſchäft; und die ganze Nation beherrſchte allmählig ein Kleinigkeitsgeiſt, und ein Hang zu ſcheinen, ſtatt zu ſeyn. Hieraus läßt ſich der Nationalkarakter der Frankreicher; die förmliche Regelmäßigkeik des franzöſiſchen Theaters; der Zwang, den die Mode auflegte; die franzöſiſche Eitelkeit; und die Vortreflichkeit des Styls franzöſiſcher Schriftſteller, bei Vernachläßigung der Sache, ſehr gut herleiten. Nichts hat einen ſo großen Einfluß auf den Karakter einer Nation, als die Regierungsform, unter welcher ſie lebt, und der philoſophiſche Beobachter wird allemal die Eine in dem andern zuverläßig wieder erkennen können.

Frankreich hatte, in ſeinem vorigen Zuſtande, keine eigentliche, beſtimmte Konſtitution. Die Geſetze des Staates waren nirgendwo aufgeſchrieben, oder förmlich anerkannt worden. Indeſſen hatte doch eine Gewohnheit vieler Jahrhunderte gewiſſe Geſetze feſtgeſetzt, von

Digitized by Google

denen man niemals abwich. Dieſe Geſetze laſſen ſich, wie mir ſcheint, auf folgende vier zurückführen.

Erſtes Staatsgeſetz. Die franzöſiſche Regierungsform iſt eine Monarchie.

Zweites Staatsgeſetz. Der Monarch regiert unumſchränkt. Dieſes Geſetz haben die franzöſiſchen Monarchen niemals, oder doch nur äußerſt ſelten, in ſeiner ganzen Fülle ausgeübt. Zwar endigten ſich ihre Edikte immer mit den Worten, die ein frei geborner Republikaner nie ohne Staunen und Verwunderung lieſt: »Dieß ſoll geſchehen, weil ich es ſo haben will.« Car tel est nôtre plaisir. Sic volo, sic jubeo. Aber dieſe Worte ſo ganz kahl hin zu ſetzen, wagten die franzöſiſchen Monarchen dennoch nicht. Sie gaben allemal, im Eingange ihrer Edikte, einige Scheingründe an, durch welche ſie, wie ſie ſagten, bewogen worden wären, das neue Geſetz zu geben. Außerdem waren die neuen Geſetze der Könige noch der Bewilligung der Parlamenter unterworfen. Dieſe Parlamenter hatten das Recht, Vorſtellungen zu machen: aber freilich hatte auch der König das Recht, dieſe Vorſtellungen nicht anhören zu dürfen.

Drittes Staatsgeſetz. Die Krone iſt, in dem männlichen Stamme der regierenden Familie, nach dem Rechte der Erſtgeborenheit (primogéniture) erblich, und kann nie auf die Weiber fallen. Dieß iſt das ſogenannte Saliſche Geſetz.

Viertes Staatsgeſetz. Die Krone und das Reich können nie getheilt werden.

Dieſe vier Geſetze machen, wenn ich nicht irre, das ganze Staatsrecht des vormaligen Frankreichs aus. Die Krönung des Königs; ſeine Salbung mit dem

heiligen Oele, welches, zu Rheims, in einer Flaſche aufbewahrt wurde, die, in den Zeiten da noch der Unſinn der Mönche die Welt regierte, durch eine Taube vom Himmel gebracht worden ſeyn ſollte; der Eid, welchen der König bei der Krönung ſchwor: alles dieſes waren bloße Zeremonien, die zu der Etikette gehörten. Als einen Beweis, daß dem wirklich ſo war, will ich nur anführen, daß, ſeit Ludwig dem Vierzehnten, jeder König, bei ſeiner Krönung, feierlich ſchwor, zwei Verbrechen nie zu vergeben; Duelle und Knabenſchänderei. Aber um beide Verbrechen bekümmerte ſich kein König; beide wurden ungeſtraft, und nur zu häufig begangen, und mir iſt kein Beiſpiel bekannt, daß irgend Jemand in Frankreich, wegen des einen oder des andern Verbrechens, mit dem Tode beſtraft worden wäre.

Folgende Anekdote enthält ein auffallendes Beiſpiel von der Weiſe, wie man, an dem franzöſiſchen Hofe, zu den wichtigſten Stellen gelangen konnte.

Zu der Zeit, da, unter der Regierung Ludwigs des Funfzehnten, der Herzog von Choiſeul Miniſter war, wurden demſelben verſchiedene Plane überreicht, um der Kolonie zu Cayenne aufzuhelfen. Der eine dieſer Plane beſtand darin, daß vorgeſchlagen wurde, die, auf dieſer Inſel ſchon vorhandene Kolonie, auszubreiten und zu vergrößern. Der zweite Plan enthielt den Vorſchlag, auf der Inſel Cayenne, außer der daſelbſt ſchon vorhandenen Kolonie, noch eine neue anzulegen. Jedermann hielt den letzten Plan für höchſt ungereimt. Aber der Miniſter nahm denſelben an, und bemühte ſich, einen Mann zu finden, welchem er die Aufſicht über dieſe neue Anlage anvertrauen könnte.

Der erſte Sekretair des Seeweſens ſchlug Herrn

Chanvalon vor. Die Herzoginn von Choiſeul, welche mit den ſogenannten Philoſophen und mit den Oekonomiſten in genauer Verbindung ſtand, verwandte ſich für den Chevalier Türgot, den dieſe Herren ihr ſehr empfohlen hatten. Der Chevalier Türgot war ein Mann von großem Verſtande und von vielen Kenntniſſen. Er war ein eifriger Anhänger des oekonomiſchen Syſtems; ein geſchickter Naturforſcher; ein guter Botaniker; bei der Akademie der Wiſſenſchaften ſtand er in großem Anſehen; und vormals hatte er, als Maltheſerritter, eine Galeere kommandirt. Dem zufolge war dieſer Mann ein ſehr ſchicklicher Kandidat für die zu vergebende Stelle. Der Herzog von Choiſeul war alſo leicht zu überreden, daß er dieſen Mann dem Könige vorſchlug. Nur fand ſich eine unerwartete Schwierigkeit. Ludwig der Funfzehnte mochte nicht leiden, daß ihm Leute vorgeſchlagen wurden die er nicht kannte. Nun war aber der Chevalier Türgot beinahe niemals bei Hofe erſchienen. Der Bruder des Chevalier, der Intendant Türgot, war als ein thätiger und höchſt rechtſchaffener Mann bekannt, der ſeine Intendantenſtelle in der Provinz Limoſin mit großem Ruhme verwaltete, und niemals an den Hof kam, um daſelbſt Gnadenbezeugungen zu erhalten, oder um Beförderung nachzuſuchen. In einem andern Lande wäre vielleicht die Empfehlung eines ſolchen Mannes zu Erhaltung der Stelle hinreichend geweſen: aber zu Verſailles halfen bloße Empfehlungen nichts, und man erhielt keine Stelle anders, als durch Kabalen und Intrigen.

Der Chevalier Türgot machte dem Herzoge von Choiſeul einen Beſuch, und trug ſein Verlangen vor. Der Herzog ſagte: »Mir ſcheint es, als wären Sie »lange nicht hier geweſen.« — »Sehr lange, in

»der That. So lange, daß ich mich ſelbſt »kaum mehr darauf beſinne.» — »Sind Sie »dem Könige perſönlich bekannt? Kennt er Ihren »Namen?» — »Das weiß ich nicht.» — »Aber »wie geht das zu? Sie hätten ja ein Recht nach Hofe »zu kommen.» — »Das habe ich niemals ge- »ſucht.» — »Wie leben Sie dann?» — »Ich lebe »auf meinen Gütern, ſehr vergnügt.» — »Man kann aber auf dem Lande leben, und ſich den- »noch von Zeit zu Zeit einmal ſehen laſſen.» — »Das »thue ich, Herr Herzog. Ich bringe den »Sommer auf dem Lande, und den Winter »zu Paris zu.» — »Mit wem gehen Sie daſelbſt »um?» — »Mit Rouelle, Cadet, Macquer, und »mit einigen andern Mitgliedern der Aka- »demie der Wiſſenſchaften.» — »Ey!-das will »ich nicht wiſſen. Ich frage, mit welchen Miniſtern »Sie bekannt ſind? — »Mit keinem.» — »Wen »kennen Sie am Hofe?— »Niemand.» — »Mit »welchen Damen des Hofes haben Sie Umgang?» — »Ich beſuche keine mehr: denn meine Zeit »iſt zu koſtbar, und ich liebe zu ſehr die Be- »quemlichkeit.» — »Wie ſo? Wie ſo? mit keinen »Weibern Umgang!» — »Ich lebe mit einem »Weibe, welche mein iſt, und von der ich »Kinder habe.» — »Kinder! Herr Maltheſerritter! »Sind Sie verheirathet?» — »So gut als ver- »heirathet.» — »Aber ſind Sie's?» — »Nur »die Zeremonie fehlt noch. Ich würde mich »gerne verheirathen, um meiner Kinder »willen: aber ich fürchte meinen Bruder »zu betrüben. Jedoch, Herr Herzog, dieſes »bleibt unter uns, ich erſuche Sie darum.» »— »Niemand ſoll etwas davon erfahren. Aber

»laſſen Sie uns zur Sache kommen. Sie ſind Malȝ »theſerritter. Sie haben Kinder. Sie wollen ſich »verheirathen und als Kommendant nach Cayenne »reiſen. Das Alles kann geſchehen. Die einzige »Schwierigkeit beſteht darin, daß ich von Ihnen mit »dem Könige rede, und ihn zu überreden ſuche, daß »er Sie kenne. Sobald ich zu Seiner Majeſtät kom= »me, werde ich mit ihm von Ihrem Bruder dem In= »tendanten ſprechen, und nachher von Ihnen. Ich »will ihm ſagen: Sie ſeien einäugig. Ja! ja! das »ſoll ſchon gehen. Den Biſchof von Orleans habe »ich auf eine ähnliche Weiſe verſorgt. Ich ſprach mit »dem Könige von ihm, und von ſeiner Familie, und »das gelang. Als man ihn nachher dem Könige vor= »ſchlug, ſagten Seine Majeſtät: Ey, ey! den ken= »ne ich. Gute Familie. Alter Adel. Denn, »ſehen Sie, ſo ſind die Könige! Sie geben ſich das »Anſehen, als wüßten ſie Alles. Und unſer König »thut ſich was darauf zu gute, daß er die Genealogie »aller Edelleute ſeines Reichs kenne. Von dieſen »Dingen haben Sie auf Ihren Gütern Nichts gehört.» »— »Nein, in der That nicht. Aber, Herr »Herzog, wie wollen Sie es anfangen, um »mich vorzuſchlagen?» — »Ich geſtehe, daß ich »darüber verlegen bin. Kennen Sie dann keine Seele »zu Verſailles, zu St. Germain, zu Marly?» — »Zu St. Germain kenne ich den Gärtner des »Herzogs Dantin.» — »Das geht an.» — »Zu »Trianon kenne ich den Gärtner Richard.» »— »Nein, nein! St. Germain iſt beſſer. Dabei »bleiben wir. Ihr Glück iſt gemacht. Leben Sie »wohl. Bald ſollen Sie mehr von mir hören.»

Nun giengen drei Wochen vorbei; und der Cheva= lier Türgot fieng ſchon an die Sache aufzugeben, als

Digitized by Google

er folgenden Brief von dem Herzoge von Choiſeul erhielt:

»Kommen Sie nach Verſailles, mein Herr, laſſen »Sie ſich dem Könige vorſtellen, und danken Sie »Ihm, für die Stelle des Kommendanten zu Cayenne, »zu welcher Seine Majeſtät Sie ernannt hat. Ich »mache mir ein großes Vergnügen daraus, Ihnen »dieſe Nachricht geben zu können, in der feſten Ueber-»zeugung, daß Sie der Stelle, zu welcher Sie von »dem Könige ernannt worden ſind, Ehre machen, und »ein ſo wichtiges Amt getreulich verwalten werden. »Ich habe die Ehre, u. ſ. w.

Sogleich reiſte der Chevalier Türgot nach Verſailles, und beſuchte den Herzog von Choiſeul, welcher zu ihm ſagte: »Ich habe Sie lange warten »laſſen. Aber es gehörte Zeit dazu, dieſes Geſchäft »zu Ende zu bringen.« — »Nun; wie haben »Sie es angefangen?« — »Ich habe mich auf »eine drolligte Weiſe aus der Sache gezogen. Ich »habe von Ihnen mit dem Herzoge Dantin geſpro-»chen, und denſelben gebeten, Sie bekannt zu ma-»chen. Ich habe ihm geſagt: Sie wären mit ſeinem »Gärtner bekannt; Sie ſeien ein großer Liebhaber »der Naturgeſchichte; und ich ſei geſonnen zu Cayenne »eine neue Kolonie anzulegen. Er hat den Wink ver-»ſtanden. Vorgeſtern, als er am Abende von der »königlichen Tafel kam, ſagte er zu mir: Sie kön-»nen Ihren Chevalier Türgot nunmehr vor-»ſchlagen. Das habe ich geſtern gethan. Ich habe »Sie dem Könige genannt, und Seine Majeſtät hat »mir geantwortet: Ey, ey, den kenne ich recht »gut. Er hat Verſtand, Kenntniſſe und viel »Erfindungskraft. Mit dieſen Worten unterzeich-»nete der König das Dekret Ihrer Kommendantenſtelle.

»Folgen

Digitized by Google

»Folgen Sie mir, und Sie werden gut aufgenom-
»men werden.»

Nun gieng der Chevalier mit dem Herzoge nach dem Schloſſe. Als ſie in das Zimmer des Königs eintraten, ſagte der König: »Das iſt der Chevalier Türgot.» — Ja, Sire» erwiederte der Herzog »es iſt der Kommendant von Cayenne.» Nun drehte ſich der Monarch um, und der Chevalier gieng vergnügt hinweg. Er hält es für ſeine Pflicht, dem Herzoge Dantin zu danken. Er geht zu demſelben, und ſagt: »Ich komme, mein Herr Herzog, um »Ihnen meine Dankbarkeit dafür zu bezeugen, daß »Sie ſich meiner bei dem Könige ſo gütig haben an-»nehmen wollen.» — »So, ſo; iſt die Sache »zu Stande gekommen? — »Ja, mein Herr »Herzog, ich bin ernannt.» — »Kommen Sie »eben jetzt von oben herunter?» — »Ja» — »Haben Sie dem Könige für Ihre Ernen-»nung gedankt?» — »Seine Majeſtät hat mir »die Gnade erzeigt, mir entgegen zu kommen, mich »bei meinem Namen zu nennen, und mir zu ſagen, »daß Er mich kenne. Hierüber bin ich um ſo viel »mehr erſtaunt, da ich niemals die Ehre gehabt habe, »mich ſeiner Perſon zu nähern. Ich glaube es Ihrer »Gewogenheit ſchuldig zu ſeyn, daß Seine Majeſtät »mich ſo gut aufgenommen haben.» — »Ja, ich »habe von Ihnen mit dem Könige geſpro-»chen. Der Herzog von Choiſeul hat mir »geſagt: Sie wären ein Mann von Kennt-»niſſen und mit vieler Erfindungskraft be-»gabt.»

Der Chevalier Türgot, der ſich durch dieſes Kompliment geſchmeichelt fand, fieng an die Plane herzuzählen, die er gemacht hatte, um der Kolonie

Cayenne aufzuhelfen. Er ſetzte voraus: der Herzog von Choiſeul habe den Herzog Dantin ſchon zum Theil davon unterrichtet, und der letztere habe darüber mit dem Könige geſprochen. Aber hierin irrte er ſich. Der Herzog Dantin hatte, bloß aus Achtung für den Miniſter, den Namen desjenigen dem Könige genannt, welchen der Miniſter zu beſchützen für gut fand. Und zwar hatte er dieſes auf folgende Art gethan. Als er mit dem Könige zu Choiſy zu Nacht ſpeiſte, kam eine Faſanenfrikaſſee auf den Tiſch, die dem Könige vortrefflich ſchmeckte. Der Herzog Dantin ſagte: er habe eine ſolche Frikaſſee einſt, mit einer Brühe gegeſſen, die noch beſſer geſchmeckt habe. »Wo das?» fragte Seine Majeſtät. »In meinem »Hauſe, Sire, zu St. Germain. Der Chevalier »Türgot beſchrieb meinem Gärtner, wie dieſes Ge»richt zuzubereiten ſey. Der Gärtner ſprach hierüber »mit meinem Koche, und dieſem iſt es vortrefflich ge»lungen.»

Der Chevalier Türgot hörte dieſe Erzählung mit dem größten Erſtaunen an. Er glaubte daß der Herzog ſeiner ſpotte. Er ſollte eine Faſanenfrikaſſee zu machen verſtehen! Das fiel ihm ſo ſehr auf, daß er kein Wort vorbringen konnte. Er wurde verwirrt, er erröthete, und blieb wie verſteinert ſtehen. »Ey, ey» ſagte der Herzog lächelnd »ich ſehe wohl, daß Sie »ſich hier in einem unbekannten Lande befinden.» — »Ich muß geſtehen, daß dieſes mein Fall »iſt.» — »Nun dann, ſo will ich Sie zurecht weiſen. »Die Stelle, welche ich bekleide, erfordert ſehr viel »Behutſamkeit. Ich miſche mich in Nichts. Der »König verlangt, daß man ihm, von allen denen, »welche ihm vorgeſtellt werden, Etwas erzähle. Daher »wenden ſich die Miniſter an uns, wenn ſie ſich für

»Jemand intereſſiren; und dann nennen wir dem Kö»nige die Namen ſolcher Perſonen. Der Herzog von »Choiſeul iſt mein Freund, und um ſeinet willen habe »ich eine Gelegenheit geſucht, mit dem Könige von »Ihnen zu ſprechen. Sie ſehen, daß es mir gelun»gen iſt. Mir ſind Sie dafür keinen Dank ſchuldig, »und ich freue mich, daß Sie Ihren Zweck erreicht »haben.»

Der Chevalier Türgot hat ſelbſt ſeinen Freunden dieſe Geſchichte, mit allen den kleinen Umſtänden, die man ſo eben geleſen hat, erzählt.

Frankreich iſt, vermöge ſeiner Lage, vermöge des Himmelsſtriches, unter dem es ſich befindet, und vermöge der Fruchtbarkeit ſeines Erdreiches, mehr zu einem landwirthſchafttreibenden Staate, als zu einem handelnden Staate beſtimmt. Im vorigen Jahrhunderte wurde, in Frankreich, ſo viel Getreide gebaut, daß die jährliche Erndte nicht nur zu Befriedigung der inneren Bedürfniſſe des Reiches völlig zureichte, ſondern daß auch noch ſehr viel Korn ausgeführt werden konnte. Seit Colberts Zeiten gerieth der Ackerbau in Frankreich in Verfall, weil die Handlung, die Manufakturen und die Fabriken, aus unrichtigen ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätzen, auf Koſten des Ackerbaues, von dieſem Miniſter und ſeinen Nachfolgern, begünſtigt wurden. Dieſes, nebſt der, in einem getreidereichen Lande, höchſt unpolitiſchen Fruchtſperre, und dem auf das höchſte getriebenen Kornwucher, verurſachte nicht nur den gänzlichen Verfall der Landwirthſchaft und des Ackerbaues in Frankreich, ſondern auch eine oft wiederkehrende Theurung und ſchreckliche Hungersnoth.

Digitized by Google

Der Ackerbau in Frankreich gerieth um ſo mehr in Verfall, weil der Bauer äußerſt gedrückt war, und der Landbeſitzer, von ſeinen Gütern entfernt, den Ertrag derſelben in der Hauptſtadt verzehrte. Die Vornehmen und Großen in Frankreich hatten für das Landleben gar keinen Geſchmack; ſie kannten das Vergnügen nicht, mit welchem man die Frucht eines Baumes genießt, den man ſelbſt gepflanzt hat. Sie konnten nicht, wie der junge Cyrus zum Lyſander ſagen: Atqui ego iſta ſum dimenſus, mei ſunt ordines, mea deſcriptio, multae etiam iſtarum arborum mea manu ſunt ſatae.

Der Miniſter Colbert führte zuerſt die Sperrung der Ausfuhr des Getreides in Frankreich ein. Daraus entſtand, bald nachher, der Kornwucher, welcher endlich ſo weit getrieben wurde, daß ſich endlich, unter der Regierung Ludwigs des Funfzehnten, alles Getreide Frankreichs in den Händen einer Geſellſchaft von Kornjuden befand, welche von der Regierung den Kornhandel gepachtet hatten, unermeßliche Magazine mit Getreide anfüllten, und den Preis des Korns, nach Gefallen, erhöhten oder herabſetzten. Die Frankreicher wurden von dieſer, durch die Regierung begünſtigten Kompagnie, gerade ſo behandelt, wie die Indianer in Bengalen von der Engländiſchen Oſtindiſchen Kompagnie behandelt werden. Schloſſen die Kornjuden ihre Vorrathshäuſer und ihre Magazine zu, ſo war in Frankreich Hungersnoth: eröfneten ſie dieſelben, ſo war Ueberfluß. Die ganze Erndte befand ſich in den Händen dieſer Wucherer. Schon unter Ludwig dem Vierzehnten hatte Madame Maintenon, die Maitreſſe des Königs, eine ähnliche Spekulation gemacht, und das Korn des Königreiches wohlfeil eingekauft, um daſſelbe theuer wiederum zu

Digitized by Google

verkaufen. a) Aber im Jahre 1730, während Herr Orry Miniſter war, fieng man zuerſt an, dieſe greuliche Spekulation ins Große zu treiben. Die Miniſter ſuchten, in der Folge, derſelben einen Anſtrich von Rechtmäßigkeit, ja ſogar von Wohlwollen und Großmuth zu geben. Sie bedienten ſich der, damals gangbaren und allgemein bewunderten, Ideen des ökonomiſchen Syſtems, und gaben das berühmte Edikt des Jahres 1764, vermöge welches die Ausfuhr des Korns in das Ausland erlaubt wurde, unter dem Vorwande, dadurch den Ertrag der Güter zu erhöhen; in der That aber, um den Ertrag des zwanzigſten Pfennings (Vingtième) zu verdoppeln. b) Der Plan der Miniſter war, alles Korn im Königreiche aufzukaufen. Zu dieſem Plane gehörte viel Geld; denn Korn kann man nicht auf Kredit kaufen. Aber die reichſten Landbeſitzer, die Finanziers, die hohen Magiſtratsperſonen, die Höflinge: alle nahmen an dieſem ſchändlichen Handel Antheil. Einige, in der Hoffnung ihr Kapital zu vermehren und Geld zu gewinnen; Andere, in der Abſicht den Werth ihrer Güter zu erhöhen. Ludwig der Funfzehnte ſpielte dieſes ſcheusliche Spiel ſelbſt mit. Er ſelbſt gab zehen Mil-

---

a) Die Maintenon war Schuld an der Hungersnoth. Sie kaufte Korn wohlfeil ein, und verkaufte es theuer. Anekdoten vom Franzöſiſchen Hofe, aus Briefen der Madame d'Orleans, Charlotte Eliſabeth. S. 98.

b) Die Miniſter bedienten ſich mehr als einmal ähnlicher Mittel. Im Jahre 1787 hatten ſie das Monopol des Fleiſches an ſich zu ziehen gewußt. Der Preis eines Pfundes Rindfleiſch ſtieg von acht Sous bis auf zwölf, und Paris trug dadurch, in dieſem Jahre, achtzehn Millionen mehr ein, als vorher.

Digitized by Google

lionen Livres aus ſeinem Privatſchatze, um die Ausfuhr des Getreides aus dem Königreiche zu begünſtigen, und ſeinen Privatſchatz mit Geld anzufüllen, welches er gewann, indem er demjenigen Volke die Nahrung entzog, deſſen Liebling er ſo lange geweſen war, und welches ihm den Nahmen des Vielgeliebten beigelegt hatte.

Damit das ungeheure Komplott dieſer Kornjuden einen deſto glücklichern Erfolg haben möchte: ſo wurde, durch ein Edikt des königlichen Staatsraths, verboten, irgend etwas über die Verwaltung der Finanzen zu ſchreiben oder drucken zu laſſen: und die Polizei erhiel Befehl, ihre Spione ſorgfältig wachen zu laſſen, daß über den Kornhandel nichts geſprochen werde. Und ſo war dann das ſchreckliche Geheimniß des Plans, welcher angelegt war um die Franzöſiſche Nation auszuhungern, mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt. Endlich, am zwölften Julius 1767, verkaufte Hr. de Laverdy Frankreich, auf zwölf Jahre, an eine Kompagnie. Der Kontrakt enthielt zwanzig Artikel. In dem neunzehnten Artikel wurde feſtgeſetzt, daß der Kaſſier der Kompagnie verbunden ſeyn ſolle, alle Jahre, im November, der Geſellſchaft Rechnung abzulegen, und den Gewinnſt unter die Theilnehmer zu vertheilen. Im zwanzigſten Artikel machte der Miniſter ſich anheiſchig, um den Seegen Gottes auf dieſes Unternehmen zu lenken, jährlich ſechshundert Livres unter die Armen auszutheilen, — unter eben die Armen, welche er auszuhungern ſich vorgenommen hatte. Der vormalige Polizeilieutenant Sartine war einer der vorzüglichſten Theilhaber an dieſer Unternehmung. Die Parlamenter begünſtigten, in den Provinzen, dieſen Plan des Miniſters; ausgenommen die Parlamenter zu

Grenoble und Rouen, welche ſich widerſetzten. Einige Patrioten wagten es, laut zu klagen: aber ſie wurden in die Baſtille geſetzt. Das Volk murrte über die Miniſter, und ſtarb Hungers. Fünfmal verurſachte dieſe Kompagnie von Kornjuden, in dem getreiderei= chen, fruchtbaren Frankreich, eine allgemeine, künſt= liche Theurung und Hungersnoth; nehmlich in den Jahren 1767, 1768, 1769, 1775, 1776. a) Die Menge von Getreide, welche Frankreich hervorbrachte, war indeſſen ſo groß, daß es den Unternehmern bei= nahe unmöglich wurde, alles Korn aufzukaufen, und aus dem Königreiche auszuführen. Sie legten daher, auf den Inſeln Jerſey und Guernſey, im Kanale, ungeheure Magazine an, und in dieſen wurde num= mehr das Korn des Königreichs aufgethürmt. Der Abbe Terray war ein großer Beſchützer dieſer Korn= wucherer. b) Er dehnte ſogar den ſchändlichen Plan noch weiter aus, und kaufte, im Nahmen des Königs, auch noch alle in der Nähe der Hauptſtadt liegenden Mühlen. Der vortreffliche Türgot ſuchte dieſe Räu= berbande, welche mit dem Leben von fünf und zwan=

---

a) Schon vorher war, in Frankreich, durch den Kornwucher, Theurung und Hungersnoth entſtanden. Einmahl zu den Zeiten der Maintenon, wie oben erzählt worden iſt. Fer= ner im Jahre 1729, in welchem Jahre der Miniſter alles Korn des Königreiches in Pacht gegeben hatte. Auch Machault verkaufte, als er Miniſter war, einer Kom= pagnie das Vorrecht, Frankreich aushungern zu dürfen. Daher entſtanden, in den Jahren 1740, 1741 und 1742, die ſchrecklichen Theurungen.

b) Der Abbe Terray war frech genug, im Jahre 1773, unter dem Nahmen eines Schatzmeiſters des Korns des Königs (Tresorier des grains du Roi) eine neue Stelle zu ſchaffen.

Digitized by Google

zig Millionen Menſchen ſpielte, indem ſie denſelben die zum Unterhalte des Lebens nöthige Nahrung nur kärglich zufließen ließ, zu zerſtören. Er fand aber unerwartete Schwierigkeiten, und es wurde ihm unmöglich dieſes auf einmal zu thun: aber er rettete wenigſtens die Ehre des Königs, indem er den Antheil, welchen der Monarch an dem ſchändlichen Kontrakte hatte, zurücknahm. Die Theilnehmer des Kornhandels, ſobald ſie einſahen, daß Türgot ein rechtſchaffener Mann war, welcher eben ſo wenig durch Verſprechungen gewonnen, als durch Drohungen furchtſam gemacht werden konnte, wurden gegen ihn auf den höchſten Grad aufgebracht, und wandten alles an, um ihn zu ſtürzen. Sie ſtreuten heimliche Verleumdungen gegen ihn aus; ſie erkauften Voltaires feile Feder, um ihn lächerlich zu machen, welches in dem bekannten Roman: l'homme à quarante écus geſchahe; ja, ſie klagten ihn ſogar bei dem Könige der ſchwärzeſten Laſter an. Aber der König, welcher wußte, daß er ſich auf den rechtſchaffnen Karakter des Turgott verlaſſen konnte, wies alle dieſe Klagen von ſich ab. Nun ahmten ſie Turgots Handſchrift nach, ſchrieben, in ſeinem Nahmen, die ſchändlichſten Briefe gegen den Monarchen, und legten dieſe Briefe, als wenn dieſelben wären aufgefangen worden, dem Könige vor. Nachdem der König, ſechs Monate lang, dieſe untergeſchobene Korreſpondenz ſeines Miniſters geleſen, und ſich, wie er glaubte, nunmehr hinlänglich überzeugt hatte, gab er dem vortrefflichen Miniſter endlich den Abſchied.

Necker that alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um dem Kornwucher ein Ende zu machen: aber er fand es unmöglich, die Kompagnie ganz zu zerſtören. Er hielt indeſſen dieſelbe, ſo viel er konnte, in Schran=

ken, und erlaubte ihr nicht, ſo lange er Miniſter war, eine Hungersnoth zu veranſtalten. Brienne hingegen gab dem Kornwucher einen neuen Schwung. Im Monat April 1788, erlaubte er aufs neue die Ausfuhr des Korns aus dem Königreiche. Umſonſt widerſetzte ſich dieſer Erlaubniß das Parlament zu Bordeaux: umſonſt wurde dem Miniſter vorgeſtellt, daß der Hagel (im Monath Julius 1788) alle Hoffnung der Erndte für dieſes Jahr zerſtört hätte, und daß dem zufolge, in einem ſolchen Zeitpunkte, Erlaubniß zu geben Korn auszuführen, eben ſo viel heiße, als Frankreich vorſätzlich aushungern wollen. Umſonſt ſagte man alles dieſes; vergeblich waren alle Vorſtellungen. Der Miniſter unterſtützte die Kornwucherer, und widerrief das Edikt nicht. Er wurde entlaſſen, und nun kam Necker an ſeine Stelle. Als Necker, am 26 Auguſt 1788, ſeine Stelle antrat, war Frankreich ohne Korn. Der größte Theil der Erndte des Jahrs 1787 war nach den Inſeln Jerſey und Guernſey, nach der Küſte von Terreneuve, und nach andern Orten gegangen; und was noch in Frankreich zurückgeblieben war, das befand ſich in den Händen der Kornwucherer. Die diesjährige Erndte hatte der Hagel zerſtört. Hunger, Mangel und Elend waren allgemein in Frankreich. Necker verbot ſogleich die Ausfuhr des Getreides, und ſetzte eine Prämie auf die Einfuhr deſſelben. Aber dieß that keine Wirkung. Necker ſah ſich daher, ſo ſehr er auch dieſes verabſcheuete, gezwungen, mit den Kornjuden in Unterhandlung zu treten, und denſelben, zu ungeheuren Preiſen, das in ihren Scheunen aufgehäufte Korn abzukaufen. Ludwig der Sechszehnte kaufte, um einen hohen Preis, von den Kornwucherern Getreide, und verkaufte daſſelbe ſeinem Volke zu einem geringen

Preiſe, mit Verluſt. Der ſchon vorher ſo ſehr bedrängte königliche Schatz verlohr, bei dieſer menſchenfreundlichen Weiſe zu handeln, vierzig Millionen Livres, und die Kompagnie der Kornwucherer gewann zwiſchen ſiebenzig und hundert pro Cent.

Der Handel Frankreichs vor der Revolution ſtand zwar mit der Größe und mit der Lage eines ſo mächtigen Reiches in keinem Verhältniſſe, aber er war dennoch ſehr wichtig und ausgedehnt. Aus dem Gewinn, den derſelbe verſchafte, wurden die ungeheuren Auslagen des Staates größtentheils beſtritten. Er war dreifach: Wechſelhandel oder Papiergeldhandel, der vorzüglich in den innern Städten des Königreiches, zu Paris und Lyon, geführt wurde; der Handel mit den Kolonien, deſſen Sitz vorzüglich Bordeaux war; und der Handel mit allen Theilen der Welt, in deſſen Beſitz Marſeille ſich befand. Der Sklavenhandel von Nantes, und der oſtindiſche Handel von Lorient verdienen kaum erwähnt zu werden.

Der Handel von Marſeille iſt der wichtigſte und ausgebreitetſte. Vor einigen Jahren verlangte die Regierung von dem Kommerzkollegium zu Marſeille eine Ueberſicht dieſes Handels. Aus dem damals nach Verſailles geſandten Berichte habe ich, durch die Güte eines Freundes, während meines Aufenthalts zu Marſeille, im Jahre 1785, einen Auszug erhalten, den ich hier mittheile. Vielleicht iſt es in der Zukunft wichtig, die Folgen zu berechnen, welche die franzöſiſche Revolution auf den Handel hervorgebracht hat; und in dieſem Falle kann die nachſtehende Ueberſicht dieſes Handels zur Vergleichung dienen.

Der Handel von Marſeille beträgt jährlich ungefähr 350 Millionen Livres. Im Hafen von Marſeille

liegen beſtändig 1000 bis 1200 Schiffe und Kähne vor Anker. In dieſen Hafen laufen jährlich ungefähr 4000 Schiffe ein, von 15 bis 20 Tonnen, bis zu ſechs oder ſieben hundert Tonnen. Nehmlich:

Aus den franz. weſtindiſchen Inſeln	90	bis	100
Aus der Levante und der Barbarei	4	—	500
Aus den franzöſiſchen Seehäfen am Ocean			150
Vom Stockfiſchfang bei Terreneuve	40	—	50
Aus den italieniſchen Häfen . .	1200	—	1300
Aus den ſpaniſchen Häfen . . .	300	—	350
Aus der Provence und Languedoc ungefähr			400
Aus den nordiſchen Seehäfen			150
Kleine Schiffe und Kähne, die Früchte, Brennholz, Kohlen und Lebensmittel bringen			1000
		Summe	4000

Der ſtärkſte Handlungszweig iſt der Handel mit der Türkei und der Barbarei. Von Marſeille aus werden jährlich dahin geſchickt: 8,500 Ballen Tücher, welche Draps Londrins, (premiers, seconds, und larges) genannt, und in den Fabriken des Languedocs gearbeitet werden. Jeder Balle enthält zehn bis zwölf Stücke von 16 bis 17 Ellen, wovon jede Elle zwiſchen fünf und vierzehn Livres gilt. Die Ausfuhr dieſes Handlungsartikels macht dem zufolge, zu 1500 Livres den Ballen gerechnet, ... 12,750,000 Liv.

60,000 Zentn. Kaffee von St. Domingue und Martinique, zu 10 Sous das Pfund, geben .	3,000,000 —
35,000 Zentn. Zucker (Sucre terré), zu 45 Livres der Zentner, . .	1,575,000 —
Latus	17,325,000 Liv.

Transport	17,325,000 Liv.
5,000 Zentn. Zucker (Sucre rapé et raffiné), zu 55 Livres der Zentn.	275,000 —
450 Fäſſer mexikaniſche Cochenille, jedes zu 4000 Livres, . . .	1,800,000 —
350 Zentn. Indigo von St. Domingue, zu 7 Livres 10 Sous das Pfund, ...	2,625,000 —
3000 Zentn. holländiſcher oder franzöſiſcher Pfeffer, zu 110 Livres der Zentner, ...	330,000 —
Gold- und Silberſtoffe, und Treſſen aus den lyoniſchen Fabriken .	1,500,000 —
1200 Ballen ſpaniſche Wolle für die Mützenfabriken zu Tunis .	1,000,000 —
4 bis 500 Ballen wollene tuniſer Mützen, die zu Marſeille verfertigt werden	600,000 —
1000 Zentn. Kermes, der in Spanien und der Provence gewonnen und zum Rothfärben dieſer Mützen gebraucht wird, zu 600 Livres den Zentner, ...	600,000 —
Außerdem wird noch in die Levante und Barbarei ausgefahren: Raffinirter Alaun, Mandeln aus der Provence, Quinkallerie-waaren, Bleiſchrot, engländiſches Zinn in Stangen, ruſſiſches und ſchwediſches Eiſen, feine franzöſiſche Tücher, Papier, Zimmt, Gewürznelken,	
Latus	26,055,000 Liv.

Transport	26,055,000 Liv.
Muskatennüſſe, Ingwer, Liqueurs, Syrops, Grünſpan von Montpellier, Braſilienholz, Fernambukholz, Campeſcheholz, Bleiminen (Alquifox), Blech, Fajence, Bleiweis, Grapp, Apothekerwaaren, indianiſche Muſſeline, Ziz, deutſcher und venetianiſcher Stahl, Gold- und Silberwaaren, Uhren u. ſ. w. am Werth	6,000,000 —
300 Schiffe, die zum Levantehandel gebraucht werden, davon iſt, eins ins andere gerechnet, jedes werth 23,366 Livres . . .	10,000,000 —
Die Ausfuhr nach der Levante von Marſeille beträgt dem zufolge, mit den Unkoſten und dem zu erwartenden Gewinn, wenigſtens . . .	52,055,000 Liv.

Einfuhr aus der Levante überhaupt.

Die Waaren, welche aus der Türkei und Barbarei kommen, bezahlen drei pro Cent Zoll; die Waaren, welche von Marſeille dorthin zurück gehen, müſſen eben ſo viel Zoll bezahlen, um die Unkoſten der Konſulate, der Quarantainen u. ſ. w. zu beſtreiten.

Die größten Einfuhren und Ausfuhren ſind zu Smyrna, Conſtantinopel, Salonich, Alexandrien für Egypten, und Alexandrette für Syrien.

Digitized by Google

Einfuhr aus Smyrna.

Ungefähr 18 bis 20,000 Ballen rohe Baumwolle, jede zu 360 Livres, welche in die Spinnfabriken nach Languedoc, der Normandie, und nach der Schweiz verkauft werden.

2000 Ballen, jede zu 230 Livres, rothes, türkiſches Garn; jeder Balle hat 1200 Livres an Werth. Sie werden in die Fabriken zu Rouen, und auſſer Landes verkauft.

1000 Ballen angoriſche Ziegenhaare; jeder Balle hat 1200 Livres an Werth.

4 bis 500 Ballen gemeinere Ziegenhaare für die Hutfabrikanten; das Pfund gilt von 25 Sous bis zu 4 Livres und 10 Sous.

3 bis 4000 Ballen Schaafwolle.

Gelbes Wachs, Olivenöl, Galläpfel, weiſſe, geſponnene Baumwolle, Korn und Gerſte, Aliſariwurzel zum Färben, Seide, Tragacanthgummi, Apothekerwaaren, Rhabarber, Opium, Scammoneum, Vitriol, Maſtix Gummi.

Einfuhr aus Salonich.

7 bis 8000 Ballen rohe Baumwolle, die gröſstentheils nach der Schweiz geht.

3 bis 4000 Ballen Schaafwolle.

Haſenfelle, Wachs, Talg, Olivenöl, Kupfer, Tabak in Blättern, grobe wollene Stoffe, viel Korn.

Einfuhr aus Conſtantinopel.

3 bis 4000 Ballen Schaafwolle, Haſenfelle, Kupfer, 5 bis 600 Ballen angoriſche Ziegenhaare, rohe Seide.

Digitized by Google

Die meiſten Bezahlungen dieſer Artikel geſchehen in Wechſelbriefen auf England, Holland und Frankreich, und in baarem Gelde.

Einfuhr aus Egypten.

15 bis 20 Ladungen von Reis; 6 bis 700 Ballen Safran, Sennablätter, Mokkakaffee (welchen die Karavanen von Cairo bringen), arabiſchen Gummi, rohe, ſehr große Häute, geſponnene, weiſſe und ſehr grobe Baumwolle, Weihrauch, Salmiak, Spezereiwaaren, die aus Arabien und von der Küſte des rothen Meeres her kommen. Auch erhält man aus Egypten gemeine Baumwollentücher und blaue Tücher, die zu Cairo fabrizirt werden. Die beiden letzten Artikel kommen über die Häfen St. Jean d'Acre und Seyde.

Einfuhr aus Syrien.

1000 bis 1500 Ballen rohe Baumwolle; jeder wiegt 650 Pfund. 4 bis 500 Ballen Seide (soye Tripoline, Baratine, Seydani), die man in Lyon zu den Treſſen verbraucht. Der Preis dieſer Seide iſt 12 Liv. 10 bis 14 Sous das Pfund. Syrien liefert auch ſogenannte Bouts de Damas, coton et soye; Korn, Olivenöl, 1800 bis 2000 Ballen geſponnene Baumwolle, welche Baſa heißt; 5 bis 600 Ballen geſponnene Baumwolle, die Jeruſalem genannt wird. Dieſe Baumwolle wird zu Kerzendochten gebraucht, und gilt 30 bis 40 Sous das Pfund.

Einfuhr von Aleppo.

Durch den Hafen Alexandrette ungefähr 4000 Ballen Baumwollentücher, die Ajamis, Amans, Antioches, Toiles larges genannt werden.

Digitized by Google

Jeder Balle enthält 75 Stück von 10 bis 11 Stab Länge, die zu Marſeille, um 8, 9 bis 11 Livres das Stück, verkauft werden. Man druckt und malt ſie. Sie ſind für die Weibertracht in der Provence und in Italien beſtimmt. Von Aleppo kommt auch Seide; 3 bis 4000 Säcke Galläpfel; eine geringe Sorte von Zizen, die Chafarcani heiſſen; ſogenannte Bouts de Coton et de Soie, Ziegenhaare und Spezereiwaaren. Vor 20 bis 30 Jahren kamen jährlich 8000 Ballen Baumwollentücher und 8000 Säcke Galläpfel.

Cypern liefert rohe Baumwolle, Schaafwolle, Seide, die Chipriotte genannt wird; Aliſariwurzel von der erſten Güte, von welcher der Centner 80 Livres gilt; Cyperwein, aber nur ſoviel als Kommiſſion gegeben wird.

Die Inſeln des Archipelagus liefern wenig. Der Handel dahin iſt ſehr unbeträchtlich. Ihre Waaren werden zu Conſtantinopel und Smyrna gekauft. Candia iſt die einzige Inſel, auf welcher die Europäer Contore haben. Von daher kommen nach Marſeille einige Ladungen Olivenöl, gelbes Wachs, Schaafwolle. Das vorzüglichſte Produkt der übrigen Inſeln iſt Olivenöl. Morea iſt, ſeit dem Einfall der Ruſſen, aus politiſchen Urſachen, und wegen des Deſpotiſmus und der Tyrannei des Gouverneurs, entvölkert und ohne Handel. Vormals erhielt man, aus dieſem fruchtbaren Lande, vorzüglich Seide, Korinthen, gelbes Wachs, Oel, Korn, Gerſte und Schwämme.

Tunis liefert: 4 bis 5000 Ballen Schaafwolle, Oel, Korn, Bohnen, ungegerbte Häute, Weizen und Gerſte, Marokkoleder, Pferdehaare, Talg, Schwämme, Datteln und gelbes Wachs. Ein Theil der Bezahlung geſchieht in Zechinen und andern Goldmünzen.

Digitized by Google

Algier liefert: Korn und Gerſte in großer Menge, ungegerbte Häute, gelbes Wachs, Oel.

Tripoli: Korn, Aliſariwurzeln, Soda für die Seifenfabriken.

la Calle, ein Contor der königlich franzöſiſchen afrikaniſchen Geſellſchaft. Der Handel dieſer Kompagnie beſteht vorzüglich in Korn, welches die Araber 20, 30 bis 100 Stunden weit nach dem kleinen Flecken la Calle bringen. Die Kompagnie erhält jährlich ungefähr 100,000 Ladungen Korn, jede zu 300 Pfund an Gewicht; und ungefähr 7 bis 8000 Zentner Korallen, welche ſie auf der Küſte von Algier und Tunis fiſchen läßt; ſie erhält auch kleine Ochſenhäute und Schaafwolle. Der Hafen la Calle kann höchſtens fünf bis ſechs Schiffe, zu 100 Tonnen jedes, aufnehmen. Die Direktoren der Kompagnie ernennen, mit Genehmigung des Miniſters des Seeweſens, den Gouverneur von la Calle, und die übrigen Offiziere. 200 Mann, theils Soldaten, theils Arbeiter, ſind hinlänglich zu Bewachung des Platzes und zu Beſorgung des Handels. Die Mauren und Araber bringen ihre Waaren in das Fort, und kehren vor Sonnenuntergang wieder zurück.

Aus dem Königreich Marokko erhält man jährlich über 100,000 kleine Ochſenhäute, 3 bis 5000 Ballen Schaafwolle, gelbes Wachs im Ueberfluß, Mandeln, Kupfer, Oel, Kümmel, Anis, Korn, arabiſchen und Senegal-Gummi, Strausfedern und Elephantenzähne.

Handel mit Amerika.

Man ſchickt jährlich von Marſeille nach den Inſeln Martinique, St. Domingue und Cayenne 90 bis 100 Schiffe von 6 bis 700 Tonnen. Ihre Ladun-

Digitized by Google

gen beſtehen in Provencerweinen, Brandtwein, Oel, Seife, Liqueurs, Gemüſe, Mehl, gedörrten Früchten, Reis, Stockfiſchen, Schuhen, Leinwand, Seidenwaaren, Ziz, Vergoldungen, Spitzen, Schnupftüchern, und in beinahe allen Artikeln, welche zur menſchlichen Bequemlichkeit und Ueppigkeit nothwendig ſind.

Der Handel mit Amerika und den weſtindiſchen Inſeln beträgt ein Kapital von 15 bis 18 Millionen Livres für die Ausfuhr von Marſeille, und 20 bis 22 Millionen für die Einfuhr an Zucker, Caffee, Indigo, Leder, Cacao, Baumwolle und andern Produkten der franzöſiſchen Kolonien. Einfuhr und Ausfuhr nach Amerika betragen zuſammen 40 Millionen Livres.

Handel mit Oſtindien.

Ehe vor einigen Jahren die neue oſtindiſche Kompagnie in Frankreich errichtet wurde, und ſo lange der Handel dahin, nach Aufhebung der alten oſtindiſchen Kompagnie, frei blieb, liefen jährlich von Marſeille drei bis vier Schiffe, von drei bis ſechs hundert Tonnen, mit Ladungen für die Inſel Bourbon, die Küſte Coromandel, Bengalen und das rothe Meer aus. Die Ladungen dahin beſtanden aus Provencerweinen, Brandtwein, Oel, Seife, Languedokertüchern, verarbeiteten Korallen, Blei, Kupfer u. ſ. w. Dieſer Handel hätte ſich weit mehr gehoben, wenn nicht die von Marſeille ausgelaufenen Schiffe genöthigt geweſen wären, bei ihrer Rückkunft aus Oſtindien, im Hafen zu Lorient einzulaufen. Der Handel beträgt jetzt ungefähr drei Millionen Livres jährlich.

Negerhandel.

Der Handel mit der Küſte Guinea iſt von Marſeille aus niemals beträchtlich geweſen. Jährlich

geſchehen eine bis zwei Expeditionen; zuweilen auch gar keine. Der lange Termin, auf welchen die Sklaven zu St. Domingue und Martinique verkauft werden müſſen, hat den Provenzalen gegen dieſen Handel von jeher eine Abneigung gegeben. Auch haben die Seefahrer der Provence ſehr wenig Kenntniß von dieſem Handel, weil er von ihnen gar nicht geführt wird.

Getreidehandel.

Zwar bringt die Provence nicht ſo viel Korn hervor, als ſie ſelbſt zu ihrer Konſumtion verbraucht, aber deſſen ungeachtet findet man dennoch in den Magazinen zu Marſeille beſtändig wenigſtens 50 bis 60,000 Ladungen Korn und einen beträchtlichen Vorrath von Roggen, Gerſte, Bohnen und andern Getreidearten. Die Stadt Marſeille, mit der umliegenden Gegend, verbraucht jährlich 180 bis 200,000 Ladungen. Die Bauren der Provence bringen den von ihren Erndten eingeſammelten Weizen, der von vorzüglicher Güte iſt, auf den Markt nach Marſeille. Sie verkaufen daſelbſt die Ladung um 32 bis 34 Livres, und kaufen dagegen, zu ihrer eigenen Nahrung, das grobe afrikaniſche, türkiſche und ſicilianiſche Getreide um 22, 24, ja ſogar 30 Livres die Ladung. Der Getreidehandel iſt in Marſeille ſehr beträchtlich. Täglich kommen Ladungen von Ankona, Trieſte und aus andern Häfen des adriatiſchen Meers, des Königreichs Neapel, aus Sicilien, aus den päbſtlichen und toskaniſchen Staaten, und die Rhone herunter, an; ſo wie auch aus der Levante und aus Burgund. Es kommt auch Getreide von den franzöſiſchen Häfen, die am Ozean liegen, aus Holland, von Hamburg, und von der Nordſee. Von Marſeille aus werden alle

Digitized by Google

Provinzen und Länder der Welt, die an Getreide Mangel leiden, verſorgt. Spanien, Portugall, Genua und die Provence ſelbſt verbrauchen das Meiſte. Man rechnet, daß dieſer Handel mit Italien, Frankreich und den nördlichen Ländern (ohne das, was die Levante und Afrika liefert) jährlich gegen ſechs Millionen beträgt.

Handel mit beiden Sicilien.

Dieſe Königreiche liefern jährlich (ohne das Getreide, viel Wolle, Oel, 2000 Kiſten Manna, 3 bis 4000 Kiſten Lakrizenſaft, Seide, Soda, Schwefel, Mandeln und andere Artikel. Das Oel und die Soda werden in den Seifenfabriken verbraucht; die Seide geht nach Lyon, und die Wolle in die Fabriken des Languedoc, der Normandie und Champagne. Die vorzüglichſte Ausfuhr von Marſeille nach den beiden Sicilien und nach Italien beſteht in Zucker und Caffee.

Handel mit Spanien.

Spanien liefert nach Marſeille die vorzüglichſte Soda für die Seifenfabriken und für die Glas- und Spiegelfabriken. Es liefert auch rohen Allaun, Queckſilber, Kermes, Mandeln, Safran. Ehemals kam viel Seide von Valencia und Murcia; ſeit einigen Jahren kommt wenig daher, weil die Fabriken zu Valencia und in Catalonien dieſelbe ſelbſt verarbeiten.

Mit Cadix iſt der Handel am ſtärkſten. Cadix liefert ungefähr 600 Fäſſer Cochenille, Gold und Silber, Guatimala Indigo, rohe Häute, Kupfer aus Peru und Mexiko, ſogenannte Vigognewolle (laine de Vigogne), Kermeskörner, ſpaniſche Wolle, Cacao von Carakas, Vanille, Piaſter. Jährlich kommen von Cadix 30 bis 40 Schiffe, welche mit dieſen koſtbaren

Artikeln beladen ſind. Die Piaſter und das übrige Gold und Silber betragen zuſammen jährlich ungefähr 15 Millionen.

Aſſekuranzhandel.

Die Aſſekuranz beſteht zu Marſeille in einem Kontrakt, der das Vermögen des Verſicherers zum Pfande giebt. Jeder Kaufmann, der Kredit genug hat, kann aſſekuriren, wenn er will. Die Aſſekuranz beträgt jährlich gegen 150 Millionen. Nach der Levante bezahlt man ein bis anderthalb vom Hundert, und eben ſoviel auch zurück. Nach Amerika, im Hinwege anderthalb vom Hundert, im Rückwege zwei vom Hundert. Nach Oſtindien, in Friedenszeiten, vier vom Hundert.

Fabriken und Manufakturen in der Stadt Marſeille und ihren Vorſtädten.

38 Seifenfabriken, die 170 Keſſel enthalten, und neun Monate des Jahrs 1000 Arbeiter beſchäftigen. Sie verbrauchen 200,000 Milleroles Oel, und ungefähr 200,000 Zentner Soda aus Spanien, Sicilien und Languedoc. Jedes Millerole Oel ſoll 225 bis 230 Pfund Seife geben. Die Materialien zum Kochen betragen jährlich eine Summe von 15 Millionen Livres.

40 Hutfabriken, theils Wolle, theils Halbkaſtor. Faſt alle Hüte gehen nach Spanien und nach den ſpaniſchen Inſeln. Dieſe Manufakturen beſchäftigen das ganze Jahr ungefähr 500 Arbeiter und eben ſoviel Weiber. Der Verkauf beträgt drei Millionen.

12 Zuckerrafinerien.

10 Fajencefabriken.

Digitized by Google

2 Porzellanfabriken.
12 Zizfabriken.
20 Manufakturen von ſeidenen Strümpfen.
12 Segelfabriken.
12 Segeltuchfabriken.
1 Königl. Gold- und Silberſtofffabrik.
1 Tabaksfabrik.
2 Tapetenfabriken.
20 Liqueursfabriken.
10 Stärkemehlfabriken.
8 Glasfabriken.
20 Gerbereien.
3 Marokko-Lederfabriken von allen Farben.
1 Papierfabrik.
2 Brandtwein-Diſtillereien.
6 Lichterfabriken.
2 Korallenfabriken.
2 Handſchuhfabriken.
7 Wachslichterfabriken.
2 Tuneſiſche wollene Mützenfabriken für die Türken.
1 Vitriolfabrik.
4 Schwefelſtangenfabriken.
3 Türkiſch-Garnfabriken.
4 Bleiſchrotfabriken.
Viele Schuhfabriken für die Kolonien.

Nochmalige kurze Ueberſicht dieſer verſchiedenen Handlungszweige.

Levantehandel, Ein- und Ausfuhr	92	Millionen
Amerika und Weſtindien	40	—
Oſtindien	3	—
Latus	135	Millionen

Digitized by Google

Transport	135 Millionen
Verkauf von 40 bis 50 Ladungen gedörrter Stockfiſche und Thran von Terreneuve	4 —
Getreidehandel mit Italien, Frankreich und dem Norden . . .	6 —
Kleinere, noch unberechnete Handlungszweige mit Italien, Spanien, Holland, der Nordſee, den franzöſiſchen Seehäfen, und den franzöſiſchen Fabriken in Marſeille	30 —
Seifenfabriken; bloß für den Ankauf der Brennmaterialien, und Arbeiterlohn	15 —
Verkauf der Seife	15 bis 16 M.
Hutfabriken	3 Millionen
Summe des Handels mit Kaufmannswaaren	208 Millionen
Aſſekuranzhandel	150 —
Handel mit fremden Geldſorten	15 —
Summe	373 Millionen

In dem Jahre 1788, liefen in dem Hafen zu Nantes ein, 128 Schiffe, worunter 6 von Martinique, 7 von Guadeloupe, und 115 von St. Domingue kamen. Zu Dieppe liefen ein, 61 Schiffe, welche von dem Stockfiſchfange bei Terreneuve zurück kamen.

In die beiden Häfen zu Rouen und Havre liefen, während des Jahrs 1788, 364 engländiſche Schiffe ein.

Während des Jahrs 1788 liefen aus dem Hafen du Havre 141 Schiffe aus, nehmlich: 68 nach St. Domingue, 34 nach Martinique, 6 nach Tabago, 1 nach Cayenne, 21 nach Guinea, 1 nach Senegal. Dagegen liefen zu Havre 131 Schiffe aus den Kolonien ein.

Die zweite große Handelsſtadt in Frankreich iſt Bordeaux. Von dort aus wird vorzüglich der Handel mit den weſtindiſchen Kolonien geführt. Dieſer Handel iſt die Quelle eines ſehr großen Reichthums. Vermöge des ausſchlieſſenden Rechts, welches Frankreich beſitzt, die weſtindiſchen Inſeln mit allen Nothwendigkeiten des Lebens zu verſorgen, gewinnt das Mutterland funfzig vom Hundert auf allem, was die Inſeln hervorbringen; Frankreich theilt folglich mit den Kolonien alle ihre Produkte zur Hälfte. a) Außerdem werden noch, durch den Handel mit den Kolonien, die franzöſiſchen Manufakturen, vermöge des großen Abſatzes dahin, in Thätigkeit geſetzt; Frankreich erhält politiſchen Einfluß; Schiffahrt; Handel; Bedürfniſſe des Lebens und Handelsartikel; als Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo. Der Handel mit den Kolonien beſchäftigte wenigſtens 800 große und 6 bis 700 kleine Schiffe. Die Einfuhr aus den Kolonien betrug jährlich ungefähr 243 Millionen: davon brauchte Frankreich, für ſeine eigene Konſumtion, ungefähr 80 Millionen; das übrige gieng nach fremden Ländern. Der Handel von Bordeaux beſteht beinahe ganz allein im Handel mit den franzöſiſchen Kolonien, denen, von hier aus, Lebensmittel, und alles Nöthige geliefert, und gegen die Produkte der Inſeln umgetauſcht wird. Außerdem wird auch noch,

---

a) Motion de M. de Curt, au nom des colonies réunies.

Digitized by Google

von Bordeaux, Wein nach dem nördlichen Europa, nach Großbritannien, und nach Jrrland geführt. Aus Jrrland erhält Bordeaux jährlich ungefähr 40,000 Fäſſer gepökeltes Rindfleiſch, welches mit Bordeaux=wein bezahlt, und nach den Kolonien verführt wird. Jrrland verliert bei dieſem Handel; weil es mehr Wein verbraucht, als es Pökelfleiſch liefert.

Die franzöſiſchen weſtindiſchen Kolonien werden im größten Drucke gehalten. Sie müſſen Lebensmittel, ſowohl als Kleider, und alles, was ihnen zur Noth=wendigkeit und zum Ueberfluſſe unentbehrlich iſt, aus=ſchließungsweiſe von Frankreich nehmen; und alle dieſe Waaren werden ihnen, eben wegen des Mangels an Konkurrenten, ſo ſchlecht als möglich geliefert. Die Schuhfabriken in Marſeille, welche für die Ko=lonien arbeiten, und deren ich oben ſchon erwähnt habe, liefern ſo ſchlechte Waare, daß ein Europäer ein ſolches paar Schuhe keine Woche würde tragen können. Jn der Normandie giebt es eigene Eiſen=hütten, welche Küchengeräthe für die Kolonien ver=fertigen, aber ſo ſchlecht, und von ſo brüchigem Eiſen, daß die Eiſenwaare ſchon bei dem erſtenmal, wenn ſie auf das Feuer gebracht wird, ſpringt und verdirbt.

Dem Handel mit den Kolonien hat Bordeaux ſeinen Reichthum zu verdanken, an welchem dieſe Stadt, ſo wie an prächtigen Häuſern und Gebäuden, alle übrigen Städte in Frankreich weit übertrift. Der Handel mit den Kolonien iſt ſo leicht, der Gang deſ=ſelben ſo einfach, der Gewinnſt ſo ſicher, und die Gefahr ſo gering, daß er gar nicht, wie der Handel anderer Seehäfen (wie z. B. der Levantehandel zu Marſeille), Spekulation oder Rechnungsgeiſt erfor=dert, ſondern beinahe immer das Kapital des reichen Kaufmannes, ſicher und gewiß, ohne ſonderliche

Digitized by Google

Mühe, ohne Gefahr, und ohne daß Kenntniſſe dazu erfordert würden, mit groſsem Gewinnſte umſetzt. Zwiſchen einem Kaufmanne von Nantes oder Bordeaux, und einem Kaufmanne von Paris, Lyon oder Marſeille, iſt, in Rückſicht auf kaufmänniſche Kenntniſſe, ein unglaublicher Unterſchied.

Es iſt ein Fehler der menſchlichen Natur, nie zufrieden zu ſeyn; ſondern, wenn man viel hat, immer nur noch deſto mehr zu wünſchen: daher hat eben die Einfachheit des Handels mit den Kolonien, und die ungemeine Leichtigkeit, unermeßliche Reichthümer, ohne alles Genie, ohne alle Kenntniſſe, bloß durch Umſetzung des Kapitals, ſich zu erwerben, die Geldgierde der Kaufleute zu Bordeaux nur vermehrt, ſtatt dieſelbe zu dämpfen. In ganz Frankreich giebt es keine Kaufleute, und vielleicht, außer den Holländern, in ganz Europa keine, die intereſſirter und geiziger ſind, als die Kaufleute in Bordeaux. Während meines Aufenthalts daſelbſt, im Jahre 1785, habe ich davon recht ſehr merkwürdige und auffallende Beiſpiele geſehen. Vaterland, Ehre, guter Name, Menſchlichkeit ſogar, ſind vielen unter ihnen leere Worte, wo es auf Gewinnſt ankommt. Ein patriotiſch denkender Schriftſteller wirft den Kaufleuten zu Bordeaux mit Recht vor, daß ſie im Jahre 1781 faſt alle engländiſche Kauffartheiſchiffe aſſekurirt, und auf dieſe Weiſe gegen den König und gegen ihr eigenes Vaterland gewettet haben. a) Einem Mitgliede der Aſſekuranzkammer zu Bordeaux mußte damals jede Nachricht von einem eroberten engländiſchen Kauffartheiſchiffe unangenehm ſeyn, es mußte heimlich in

a) Lettres critiques et politiques sur les Colonies, et le commerce des villes maritimes de France. 1785. p. 25.

ſeinem Herzen wünſchen, daß kein Schiff ſeiner Nation, kein Kaper, irgend eine Priſe mache. Aber, ſagt der erwähnte Schriftſteller, dieſe Kaufleute denken, wie jener holländiſche Schiffskapitain, welchem, im vorigen Kriege, ein Admiral heftige Vorwürfe darüber machte, daß er den Feinden ſeines Vaterlandes Kriegsmunition und Lebensmittel zugeführt habe. »Was?« rief der Holländer aus, den ſein Phlegma verließ »was? ihr unterſteht euch, mir darüber Vor»würfe zu machen? Nun ſo ſage ich euch, daß ich »würde mit meinem Schiffe in die Hölle fahren, und »ſollte ich auch meine Segel darüber verbrennen, »wenn ich gewiß wäre, dort 50 pro Cent zu ge»winnen!«

Indem ich von dem Zuſtande Frankreichs vor der Revolution ſpreche, halte ich es für höchſt nothwendig, ausführlich den vormaligen Zuſtand der franzöſiſchen Kolonien in den weſtindiſchen Inſeln zu beſchreiben. Ein ſo großer als allgemeiner Fehler beinahe aller politiſchen Schriftſteller, beſteht darin, daß ſie von den Kolonien immer ſo ſprechen, als ob dieſelben von Menſchen bewohnt würden, die europäiſche Sitten hätten, und auf europäiſche Weiſe erzogen wären. Da aber gerade das Gegentheil ſtatt findet: ſo muß auch jedes, auf ſo unrichtige Vorderſätze gegründete Raiſonnement, nothwendig unrichtig und falſch ſeyn. Die Nationalverſammlung ſelbſt iſt oft in dieſen Fehler verfallen; ſie hat die neue Staatsverfaſſung auf die weſtindiſchen Inſeln anwenden wollen, welches ſchlechterdings unmöglich iſt, weil die Menſchen dort ganz anders ſind als in Europa. Um dieſes zu beweiſen, ſei es mir erlaubt, eine ausführliche Beſchreibung des Karakters, der Lebensart und der Sitten der Kreolen (ſo heißen die von europäi-

ſchen Eltern in Amerika gebornen Europäer) zu geben. In dem Jahre 1786 zählte man, in dem franzöſiſchen Antheile der Inſel St. Domingue, 23,123 weiſſe Menſchen, 16,992 Mulatten, und 332,247 Negerſklaven.

Die franzöſiſchen Kolonien ſind von dem Mutterlande durch den ungeheuren Ozean getrennt, und durch Klima und Produkte eben ſo ſehr von demſelben verſchieden, als ihre Einwohner es durch Erziehung, Sitten, Lebensart und Regierungsform ſind. Die Kreolen ſcheinen ein ganz anderes Volk, ganz andere Menſchen zu ſeyn, als die Europäer, von denen ſie herſtammen. Dieſen Unterſchied bemerkt man ſehr deutlich bei allen Kreolen; doch bei keinen ſo auffallend, als bei den franzöſiſchen, welche mit ihren, in Frankreich gebornen Stammeltern, nur ſehr wenig gemein haben. Der Kreole wird unter einem brennenden Himmelsſtriche, auf welchen die Sonne beinahe immer ſenkrecht herab ſcheint, geboren. In ſeiner Kindheit, und während ſeiner Jugend, iſt er der Liebling ſeiner Mutter, welche den, beinahe allen Weibern des heißen Himmelsſtriches eigenen, Hang hat, ihre Kinder mit übertriebener Zärtlichkeit zu lieben; oder vielmehr dieſelben zu verzärteln. Sie läßt dem Kinde völlige Freiheit. Keine Windeln feſſeln ſeine noch zarten Glieder; ganz ungeſtört bewegt er ſie hin und her: und darum wird er auch ſtark und gelenkig. Die ſchnelle Entwickelung der phyſiſchen Kräfte des Kreolen iſt auffallend. Wahrſcheinlich trägt das warme Klima viel dazu bei; vielleicht auch die nährende Milch einer geſunden und ſtarken Negeramme. Wenigſtens bemerkt man, daß von Negerinnen geſäugte Kinder ſich, im Ganzen genommen, beſſer befinden, und ſtärker werden, als die Kinder, welche

Digitized by Google

eine weiſſe Amme geſäugt hat. In einem warmen Klima; umgeben mit den mannigfaltigen Produkten des heißen Erdſtriches; in einem Lande, wo es keinen Winter giebt, ſondern wo die Natur, ohne Aufhören thätig, und immer fruchtbar, beſtändig zerſtört, und beſtändig hervorbringt; in dem Hauſe ſeiner Eltern, von denen er zärtlich geliebt wird; und unter der Aufſicht einer Mutter, welche mit blinder Zuneigung alle Wünſche des Kindes nicht nur erfüllt, ſondern denſelben entgegen kommt; einer Mutter, welche nicht nur gar nicht wagt ihrem Kinde etwas abzuſchlagen, ſondern überdieß ſeinen Launen nachgiebt, ſeinem Eigenſinne ſchmeichelt, und ſeine Tücke entſchuldigt: in einer ſolchen Lage wächſt der junge Kreole auf. Was er ſieht, will er haben; was man ihm zeigt, fordert er. Nie wird ihm widerſprochen; nie hat er einen Wunſch, der nicht ſogleich befriedigt; nie ein Verlangen, das nicht ſogleich erfüllt würde. Fehler, und ſogar Laſter, duldet man an ihm, und überläßt der Zeit, ihn davon zu beſſern. Auf dieſe Weiſe iſt der Kreole, ſchon als Kind, der abſoluteſte Deſpot. Er iſt mit Sklaven umgeben, die ſeinen Worten, ja ſchon ſeinen Winken gehorchen müſſen, die vor ihm kriechen, ihm ſchmeicheln, und ſeine Launen mit Geduld und Unterwürſigkeit ertragen. Seine Spielgeſellſchafter ſind die Kinder der Sklaven, und oft vertreibt er ſich die Zeit damit, ſie zu ſchlagen, und ſie zum Gegenſtande der Ausbrüche einer boshaften oder grauſamen Gemüthsart zu machen. Unter ſolchen Umſtänden wächſt nun der junge Kreole allmählig zum Jünglingsalter heran. Durch dieſe ſonderbare Erziehung wird ſeine Einbildungskraft, auf Koſten aller übrigen Seelenkräfte, genährt. Er ſtrengt dieſelbe an, er übt ſie, um einen Wunſch auszufinden, welcher ihm nicht

ſogleich gewährt werden könnte. Er ſtrengt ſie an, und muß es thun, weil er bald genug fühlt, daß Glücklichſeyn nicht darin beſteht, das zu erhalten, was wir fordern; ſondern daß das ſüßeſte aller Vergnügen darin zu finden iſt, über die Ausſichten in die Zukunft die gegenwärtige Zeit zu vergeſſen; weil er bald genug einſehen, oder doch wenigſtens fühlen lernt, daß der einzige wahre Genuß, deſſen der Menſch fähig iſt, im Verlangen, Wünſchen, Erwarten und Hoffen beſteht; ein Genuß, der bei Seelen, welche mit einer feurigen Einbildungskraft von der Natur begabt ſind, die Wirklichkeit bei weitem übertrift. Die Einbildungskraft des jungen Kreolen wird durch dieſe Erziehung ſchon ſehr frühe außerordentlich lebhaft: vielleicht trägt auch dazu der tägliche Anblick des unermeßlichen Ozeans bei, welcher, in ungeheurer Entfernung, beide Welten von einander abſondert. Die ſo früh, und auf Koſten der übrigen Seelenkräfte, genährte Einbildungskraft des Kindes, hat allemal für den Jüngling die unangenehme Folge, daß ſie ihn unfähig macht, zu irgend einem beſtimmten Berufe in der Geſellſchaft ſich vorzubereiten; nicht einmal zu demjenigen, den er ſich ſelbſt gewählt hat. Jede Einſchränkung, jeder Zwang, ja ſogar die Unterwürfigkeit, welche die geſellſchaftliche Ordnung erfordert, und ohne welche dieſelbe gar nicht beſtehen könnte: Alles dieſes ſind ihm unerträgliche Feſſeln, die er ſobald als möglich abzuwerfen ſucht; oder die er vielmehr ſich gar nicht anlegen laſſen will. Seine immer geſchäftige Einbildungskraft führt ihn von einem Gegenſtande zu dem andern unaufhaltſam fort; alles koſtet er, aber nichts will ihm ſchmecken; allem nähert er ſich, aber bei nichts mag er verweilen: und auf dieſe Weiſe entſteht in ihm ein immer fortdaurender

Wunſch nach neuen Gegenſtänden, nach ſtarken Erſchütterungen, und, was die unausbleibliche Folge einer ſolchen Gemüthsart iſt, Veränderlichkeit, und Mangel eines feſten, zuverläſſigen Karakters. Bleibt der Kreole auf der Inſel, ſo lebt er, von aller Möglichkeit ſich Kenntniſſe zu erwerben abgeſchnitten, in einem Lande wo er gar keine Erziehung erhalten kann; und überläßt ſich ganz den Phantaſien einer lebhaften Einbildungskraft. Er überläßt ſich denſelben ohne Zurückhaltung, in einem Alter wo die ſtärkſten Leidenſchaften ihn beſtürmen; in einem heißen Himmelsſtriche; in einem Lande, wo ſich ihm, in der dreifachen Klaſſe der Negern, Mulatten und Kreolen, unzählige Gelegenheiten zur Ausſchweifung darbieten. Die Mulattinnen vorzüglich, dieſe, durch freie Männer von zur Sklaverei verdammten Müttern erzeugte Weiber, haben einen Hang zur Wolluſt, welcher alles übertrift, was man ſich in Europa vorzuſtellen im Stande iſt. Dieſe ſind es auch gemeiniglich, welche den Kreolen ganz beherrſchen. Durch nichts zurück gehalten, überläßt ſich der Kreole als Jüngling ganz dem Hange zum Vergnügen. Er überläßt ſich dieſem Hange mit ſolcher Heftigkeit, und genießt ſo anhaltend, ſo wiederholt, und ſo unvorſichtig, daß entweder erſchöpfte Kräfte ihm nur noch ein Verlangen übrig laſſen, das nun nicht mehr befriedigt werden kann: oder, daß die menſchenfeindliche Krankheit, welche hier zuerſt entſtanden iſt, und von hier aus über Europa ſich verbreitet hat, allmählig ſeine Geſundheit untergräbt, und ihn, lange vor der Zeit, dem Grabe zuführt. Der lebhafte, tyranniſche, unbeſtändige Karakter des Kreolen macht ihn zum Eheſtande wenig geſchickt: denn zum Glücke des Eheſtandes wird gegenſeitige Nachgiebigkeit und Beſtändigkeit des Karakters

nothwendig erfordert. Der verheirathete Kreole begeht wiederholte Untreue mit ſeinen Sklavinnen, und über ſeine Frau wacht er mit übertriebener Eiferſucht. Er iſt nicht aus Liebe, ſondern aus Selbſtſucht eiferſüchtig. Er maaßt ſich alles an; und erlaubt ſeiner Frau nichts. Kein Freund, kein Verwandter, kein Nachbar darf ſich ihr nähern, oder in freundſchaftlichen Geſprächen einige Stunden mit ihr hinbringen. So verlebt der Kreole, auf der Juſel, wo er geboren wurde, ſeine Tage; ſehr einförmig, im bloßen phyſiſchen Genuſſe. Er wird bald alt, und ſtirbt frühe. Derjenige aber, welcher nach Europa geſchickt wird, um dort ſeine Erziehung zu erhalten, kommt entweder zu Verwandten, oder in Penſionsanſtalten. Hier ſoll er nun europäiſche Sitten annehmen, und europäiſche Kenntniſſe ſich erwerben. Dazu gehört aber Anſtrengung und Zwang. Seine Lehrer und Verwandten behandeln ihn nun mit europäiſcher Strenge. Er ſoll auf einmal alle übeln Angewohnheiten aufgeben, ſeine Unbeſtändigkeit und Flüchtigkeit ablegen, ſeine Einbildungskraft im Zaume halten, und Gedächtniß und Urtheilskraft üben. Eine ſolche Veränderung iſt aber ſchlechterdings unmöglich: daher hat auch dieſe Strenge keine andere Folgen, als daß der Jüngling Europa haſſen und verachten lernt, und ſich nach dem glücklichen Lande, in welchem er geboren iſt, ſchmachtend und ſehnend zurückwünſcht: nach dem Lande, wo ihm alle europäiſche Weisheit, wie er glaubt, zu gar nichts weiter helfen würde; daher er ſich denn auch gar nicht um dieſelbe bekümmert. Lange ſchon im Voraus zählt er die Tage, die er noch in Europa zuzubringen gezwungen iſt, und beſteigt endlich mit Freuden das Schiff, welches ihn in ſeine Heimath wieder zurückbringen ſoll. Dort hilft er dann die ungünſtigen

Begriffe

Digitized by Google

Begriffe der Koloniſten von Europa vermehren und ausbreiten. Eben weil ſich die Kreolen an europäiſche Sitten gar nicht gewöhnen können, hat man in Europa, und vorzüglich in Frankreich, die ſehr unrichtige Meinung, daß es ihnen an Talenten fehle, und daß ihr Verſtand eingeſchränkt ſey. Wollte man ihnen in Europa eine beſſere, ihrem Hange und ihren Leidenſchaften mehr angemeſſene, Erziehung geben: ſo würde man auch finden, daß es den Kreolen ſo wenig an Fähigkeiten fehlt, daß ſie vielmehr die meiſten Europäer darin weit übertreffen. Die Kreolen ſind gemeiniglich gut gebaut, groß und ſtark; ihr Geſicht hat vielen Ausdruck, welcher durch die bräunliche Farbe ihrer Haut noch mehr erhöht wird. Die weiße und zarte Haut kälterer Länder, und die rothen Wangen, welche man dort antrift, darf man unter einem brennenden Himmelsſtriche nicht erwarten. Blick und Gang des Kreolen haben den Ausdruck von Stolz, und von Gefühl des eigenen Werths. Bei den europäiſchen Damen ſind ſie, ihrer dunkelgelben Geſichtsfarbe und der geringen Kultur ihres Verſtandes ungeachtet, ſehr beliebt; hingegen den Männern in Europa ſind ſie verhaßt. Man behauptet: ſie wären zu Allem unfähig; die Natur habe ſich an dem phyſiſchen Theile ihres Körpers erſchöpft, und den moraliſchen ganz vernachläſſigt. Dieſen Vorwurf aber macht man ihnen, wie ich ſchon geſagt habe, mit Unrecht. Die Kreolen beſchuldigt man in Europa auch, daß ſie einen ſehr ſtarken Hang zum Spiele hätten. Sonſt ſind ſie aufrichtig, großmüthig, geſellſchaftlich, gaſtfrei mit Aufwand, eitel, zutraulich, tapfer, zuverläſſige Freunde, und gute Verwandte. Aller der kleinen, ſelbſtſüchtigen Laſter, welche die Menſchheit entehren, ſind ſie nicht leicht fähig, und es ſcheint bemerkenswerth, daß

es in den Kolonien, unter den Kreolen, niemals, oder doch nur äußerſt ſelten, Verbrecher giebt. Dieß allein zeugt ſchon hinlänglich für die natürliche Güte ihres Karakters.

So ſind die Kreolen. Aber weit intereſſanter iſt der Karakter der weſtindiſchen Weiber, der Kreolinnen. Gleich auf den erſten Blick unterſcheiden ſie ſich von den Europäerinnen. Sie ſind groß, ſchön gewachſen, ſchlank. Ihre Bildung hat den, Weibern wärmerer Himmelsſtriche eigenen, Vorzug, daß die untere Hälfte des Körpers länger iſt, als die obere. Dadurch werden alle ihre Bewegungen äußerſt einnehmend und reizend. Vorzüglich aber iſt ihr Gang zierlich, auszeichnend, ſtolz, ſchwankend, nachläſſig, gefällig. Durch die leichte, dünne, dem warmen Klima angemeſſene Bekleidung, welche mit dem griechiſchen Gewande große Aehnlichkeit hat, bemerkt das Auge nicht nur deutlich die Bewegungen und Beugungen aller Glieder, ſondern es entdeckt ſogar beinahe das Spiel der ſchönen Muskeln. Keiner der künſtlichen Panzer, in welche europäiſche Frauenzimmer ſich einſchnüren, entſtellt die natürliche Schönheit ihrer Bildung; keine Poſchen verbergen fehlerhaft gebildete Hüften; kein Reifrock füllt magere Schenkel aus. Solcher Mittel bedürfen ſie nicht. Sie bedecken nur leicht die Reize, welche ihnen die Natur verlieh, nur ſo viel, als nöthig iſt, um dieſelben dem Auge zu verhüllen, ohne ſie jedoch ganz zu verbergen. Was aber die Kreolinnen vorzüglich intereſſant macht, iſt ihre Geſichtsbildung. Zwar ſind ſie nicht vollkommene Schönheiten; aber darum nur deſto reizender. Regelmäßige Schönheit gefällt dem Manne von kaltblütigem Verſtande, der immer Schönheit nur nach mahleriſchen Regeln mißt und beurtheilt: nicht ſo regelmäßige gefällt hingegen

mehr dem Manne von lebhafter Einbildungskraft, welcher in dem reizenden Gegenſtande das zu ſehen glaubt, was er ſelbſt hineinlegt. Die Kreolinnen haben weder die weiße Haut, noch die blühenden rothen Wangen der europäiſchen Frauenzimmer; die Farbe ihres Geſichts iſt blaß, oft ſogar etwas gelblich. Hier ſind weder Roſen, noch Lilien; aber dagegen das, was man in Frankreich vorzüglich und ausſchließſungsweiſe Phyſiognomie nennt; Ausdruck im Geſichte. Dazu tragen ihre offenen, großen, lebhaften, ſchwarzen Augen nicht wenig bei. Dieſes Auge, deſſen Stern von dem obern Augenliede zum Theil bedeckt wird, und das untere Augenlied nicht ganz berührt, iſt das wahre Auge der Schönheit; das Auge, dem nichts widerſteht. Es hat alle ſchmachtenden Reize des blauen Auges; und noch vieles vor demſelben voraus. Drängt es ſich unter dem obern Augenliede ein wenig hervor: ſo wird es lebhaft, fröhlich, geiſtreich, feurig, leidenſchaftlich. Verbirgt es ſich etwas mehr unter den langen, ſchwarzen, ſeidenen Wimpern: ſo wird es ſanft, ſchmachtend, wollüſtig, andächtig,

Occhi pietosi a riguardare; a mover parchi.

In einem ſolchen Auge miſcht ſich, unwiderſtehlich, reizend ſanftes Schmachten, und anlockende Lebhaftigkeit; auf eine herzenrührende Weiſe ſchmelzen, in den Blicken eines ſolchen Augenpaares, Zärtlichkeit und Freude in einander.

Die Kreolinnen kleiden ſich mit vielem Geſchmacke, Sie verſtehen ſich darauf, durch ihren Anzug alles Schöne, was ihnen die Natur gab, auf das Beſte zu zeigen. Verſchönern wollen ſie ſelten, oder nie. Keine Kreolinn ſchminkt ſich; ſie weiß zu gut, daß das erborgte Roth mit der natürlichen Farbe allzuſehr abſtechen würde.

Digitized by Google

Hinſinkende Unthätigkeit, die aber weder Nachläſſigkeit, noch Kälte, noch Trägheit iſt, zeichnet alle Bewegungen, alle Handlungen der Kreolinn aus. Von Jugend auf gewohnt, nichts zu thun; von einem heiſſen Klima erſchlafft; von Sklaven umgeben, welche jedem Worte gehorchen, ehe es noch ganz ausgeſprochen iſt, jeden Wink, jeden Blick ihrer Gebieterinn verſtehen; verſchläft ſie die eine Hälfte des Tages, und vertändelt, auf weichen Polſtern wollüſtig hingeſtreckt, die andere Hälfte. Zwiſchen dem Verzärteln ihrer Kinder; dem Zanken mit ihrem Manne; dem Quälen ihrer Sklaven; und den Täuſchungen einer lebhaften Einbildungskraft, die alle ihre Freuden verſchönert, alle ihre Leiden unerträglich macht; verfließt ihr die Zeit: und immer noch zu langſam. Ihre Nerven leiden bei dieſer unthätigen Lebensart, und ihr Körper wird außerordentlich reizbar. Was eine europäiſche Dame kaum bemerkt, erweckt bei der Kreolinn die heftigſten Ausbrüche von Zorn; und leider! ſind nur zu oft ihre Sklaven die Schlachtopfer dieſer unbegreiflichen Miſchung von Indolenz und Lebhaftigkeit. Entſteht aber in der Kreolinn ein Wunſch, ein Verlangen, eine Zuneigung: dann ſchafft ſich ihre ganze Gemüthsart um. Ein Funke von Liebe verwandelt ſich bei ihr bald in die ſtärkſte Leidenſchaft. Gewohnt deſpotiſch zu befehlen, will ſie, verlangt ſie, liebt ſie, mit ſchrecklicher Heſtigkeit. Erhält ſie, was ſie verlangt — Gegenliebe; ſind ihre Wünſche befriedigt: ſo hört auch ihre Liebe auf, und ſie ſehnt ſich nach einem neuen Gegenſtande. Finden ſich aber Schwierigkeiten: ſo wird ſie hartnäckig und eigenſinnig. Schwierigkeiten zu finden, iſt ihr neu; durch die Neuheit gereizt, bemächtigt ſich ihrer ganz der Wunſch, dieſelben zu überwinden; und dann liebt ſie

mit einer Zärtlichkeit, mit einer Heftigkeit, mit einer Innigkeit, mit einer Anhänglichkeit an den geliebten Gegenſtand, deren nur ſelten Weiber in Europa fähig ſind. Will man ſich hievon überzeugen: ſo erinnere man ſich, daß die zärtliche Geliebte eines Sterne und eines Raynal, die berühmte Eliza Draper, eine Kreolinn war. Und welch eine unbeſchreibliche Feinheit von Empfindungen herrſcht nicht in ihren gedruckten Briefen! Welche eine glühende Wärme, die in dem kalten Europa beinahe erfriert! Welch ein zarter Hauch von Gefühlen, der in keine andere als in gleich geſtimmte Seelen übergehen kann, und darum auch einen Sterne, und einen Raynal bezauberte!

Geſellſchaft von Männern ſuchen die Kreolinnen ſehr; aber mit ihrem eigenen Geſchlechte, und unter ſich, vertragen ſie ſich nicht. Die europäiſchen Damen ſind ihnen ganz verhaßt; ſie haben gegen dieſelben eine wahre Antipathie. Immer glauben ſie, man ziehe ihnen dieſe vor, und darüber ſind ſie aufgebracht und neidiſch. Auf den Inſeln beſuchen ſich die Kreolinnen nicht oft. Wenn ſie ſich beſuchen, ſo ſind ſie gegen einander äußerſt höflich, zuvorkommend und gefällig; aber ſelten, oder nie, hat man wahre, aufrichtige Freundſchaft zwiſchen zweien von ihnen bemerkt. Sie verzärteln, wie ich ſchon geſagt habe, ihre Kinder, und lieben auch ihre Verwandten mit der lebhafteſten Anhänglichkeit. Unbeſtändigkeit, Veränderlichkeit, Kaprizen, ſchnell aufſteigende, und eben ſo ſchnell wieder vergehende Wünſche, ſind Hauptzüge ihres Karakters. Ihre Männer lieben ſie; auf den Inſeln bleiben ſie denſelben getreu, und leben, in ihrer Geſellſchaft, kleiner Zänkereien ungeachtet, glücklich. Reiſen ſie aber nach Europa, ſo kommen ſie mit ganz andern Begriffen vom Eheſtande von dort-

her zurück; daher erlaubt auch der Kreole nicht gerne ſeiner Frau eine Reiſe nach der alten Welt. Stirbt der Mann: ſo iſt er in kurzer Zeit von der Frau ganz vergeſſen, ſo zärtlich ſie ihn auch vorher geliebt hatte. Nichts findet man ſeltener, in den weſtindiſchen Inſeln, als eine Witwe. Ueber ſchnelle Heirathen Kreoliſcher Witwen habe ich ſehr oft die europäiſchen Verwandten des erſten Mannes, in Schottland und in Frankreich, klagen gehört; aber allemal ſchienen mir dieſe Klagen ungerecht: denn wer die Menſchen kennt, der weiß auch, daß die gefühlvollen, zärtlichen Seelen, welche am feurigſten lieben, auch am ſchnellſten vergeſſen, und daß das Eine die unausbleibliche Folge des Andern iſt, und nothwendig ſeyn muß. Im Eheſtande, wie in der Liebe, ſind die Kreolinnen bis auf einen unglaublichen Grad eiferſüchtig. Sie ſind es ohne Grund, auf bloßen Argwohn, und die freigelaſſenen ſchwarzen Sklavinnen, welche dem Manne dienen, werden daher allemal von ſeiner Frau gequält, und mit einem unerbittlichen Haß verfolgt, der nicht ſelten in empörende Grauſamkeit ausartet. Eher will die Kreolinn den geliebten Gegenſtand ſelbſt, als ſeine Zuneigung verlieren; man hat daher nicht ſelten geſehen, daß Kreolinnen ihre Männer, oder Liebhaber, welche ihnen zur Eiferſucht Urſache gegeben hatten, vergifteten. Auch giebt es Beiſpiele von kreoliſchen Weibern, die aus Eiferſucht geſtorben ſind. Den Tanz lieben ſie bis zur Uebertreibung und mit Leidenſchaft; ungeachtet der Wärme des Klima; ungeachtet der Schwäche und der Zartheit ihres Körpers; ungeachtet ihrer natürlichen Indolenz. Sie wiſſen zu gut, wie ſehr die Bewegung des Tanzens ihre natürlichen Reize erhöht, und wie vortheilhaft die Schönheit ihres ſchlank gebauten Körpers dabei erſcheint. Sie

Digitized by Google

tanzen heftig, und geben im Tanzen den Takt an. Die meiſten ſingen auch ſehr ſchön, und mit Empfindung. Einſamkeit ziehen die Kreolinnen, auch in den Städten, aller Geſellſchaft vor. Eben deßwegen ſind ſie in Geſellſchaft blöde und zurückhaltend. Den Unterhaltungston der europäiſchen Damen kennen ſie gar nicht, und machen daher, wenn ſie nach Frankreich kommen, mit den geſprächigen Frankreicherinnen einen ſonderbaren Kontraſt. Sie leben äußerſt mäßig. Früchte, Zuckerwerk, Kaffee, Schokolate, machen beinahe ihre ganze Nahrung aus. Niemals trinken ſie Wein, aber deſto häufiger Limonade. Auch halten ſie ſelten Mahlzeiten zu beſtimmten Stunden, ſondern eſſen wenn es ihnen einfällt. Langer Schlaf, Unordnung in der Lebensart, heftige Leidenſchaften, und allzufrühes Heirathen, untergraben ihre Geſundheit, und ſchwächen ihren Körper; ſie werden daher ſehr frühe alt, und verlieren ihre Schönheit. Wie Blumen blühen ſie; ſie verwelken aber ebrn ſo ſchnell. Sie ſind fruchtbar, und gebären leicht. So zärtlich ſie auch ihre Kinder lieben, erlaubt dennoch die Sorge für ihre Geſundheit ihnen nicht, dieſelben zu ſtillen, ſondern ſie wählen dazu eine geſunde und ſtarke Negerinn. Die Amme und das Kind ſind beſtändig unter den Augen der Mutter, und dieſe ſucht, durch zärtliche Liebkoſungen und durch mütterliche Sorgfalt, ihrem Kinde die noch größere Sorge zu erſetzen, welche daſſelbe von ſeiner Mutter zu erwarten berechtigt wäre, wenn nicht die Natur ſie in die Unmöglichkeit geſetzt hätte, eine ſo angenehme Pflicht zu erfüllen. Die Amme wird jederzeit zur Belohnung frei gelaſſen.

Wenn man bedenkt, daß die Kreolinnen keine andere Erziehung erhalten, als diejenige, welche ihnen die Natur giebt: ſo muß man ſich über ihren natür-

Digitized by Google

lichen, geſunden Verſtand, und über ihre richtigen Urtheile wundern. Ihre Seele iſt groß und ſtark, und den einmal gefaßten Entſchluß halten ſie unveränderlich. Dadurch werden ſowohl ihre Verirrungen größer, als auch ihre guten Entſchlüſſe feſter. Vorzüglich zeichnen ſie ſich durch einen ungewöhnlichen Beobachtungsgeiſt; durch ein untrügliches Gefühl für alles, was gut, ſchicklich, anſtändig iſt; durch Feinheit und Zartheit der Empfindung; und durch Erhabenheit der Geſinnungen aus. Das Gefühl leitet ſie oft beſſer und richtiger, als die europäiſchen Damen durch Grundſätze geleitet werden. Vermöge eines, durch Erziehung und Lebensart genährten Stolzes, verachtet die Kreolinn alles, was klein und niedrig iſt; ſie haßt alle krummen Wege; alle verächtlichen Kunſtgriffe; ſie geht gerade zu; auch dann, wann ſie unrecht geht. Gegen ihre Sklaven iſt ſie hart und grauſam, aber gegen alle andere Menſchen gefällig, dienſtfertig, mitleidig und wohlthätig. Sie bedaurt den Unglücklichen, der ſie um Hülfe anfleht; ſie weint mit ihm, und giebt ihm reichlich; befiehlt aber, vielleicht eine halbe Stunde nachher, wegen eines geringen Verſehens, einen Sklaven bis auf das Blut zu peitſchen, und ſieht ohne Mitleiden zu, wenn der Befehl vollzogen wird. Doch nimmt die grauſame Behandlung der Sklaven täglich ab, und viele Kreolinnen haben ſchon angefangen, die ſchwarzen Menſchen auch als Menſchen zu behandeln. Möchte doch dieſes ſchöne Beiſpiel bald allgemein und überall nachgeahmt werden! Wie viel ein ſolches Betragen gegen die Neger für ihre Ausbildung wirken würde, davon ſind die freigelaſſenen Neger in Nordamerika ein auffallendes Beiſpiel; denn unter ihnen giebt es ſchon jetzt geſchickte Aerzte, vortreffliche Dichter, und vorzügliche Mahler, die ſich durch Erfindung und Darſtellung auszeichnen.

Digitized by Google

Frankreich beſitzt in Europa auch noch die Inſel Korſika. Der Anblick dieſer ſchönen Inſel iſt vom Geſtade des Meeres außerordentlich reizend. Amphitheatraliſch erhebt ſich vom Ufer das Land. Im Vorgrunde erblickt man angebaute Felder und Gärten, worin Weinreben, Maulbeerbäume, Oelbäume, Orangenbäume und Zitronenbäume ſtehen. Weiter herauf ſieht man zerſtreute Landhäuſer, Klöſter und kleine Dörfer; und endlich hinter dieſen, nackte, kahle Felſen. Das Klima iſt warm, das Wetter beinahe immer ſchön, und der Himmel rein und unumwölkt. Im Ganzen iſt die Inſel wenig angebaut, und die Abgaben, ſo groß ſie auch ſind, bezahlen nicht die Koſten, welche ihre Unterhaltung erfordert. Der Korſe, eines herumirrenden Lebens gewohnt, läuft in unzugänglichen Gebirgen umher. Er hat Verſtand und Scharfſinn; er iſt tapfer und kühn; er hat einen unbezwinglichen Hang nach Freiheit und Unabhängigkeit, ſo wie alle Bewohner der Gebirge; ein Hang, der, bei ihm, durch den Druck der franzöſiſchen Regierung und durch die bürgerlichen Kriege, noch zugenommen hat. Er iſt mäßig: Kaſtanienmehl und Ziegenmilch, oder Schaafmilch, macht den größten Theil ſeiner Nahrung aus; darum vernachläſſigt er den Feldbau. Er iſt aufrichtig, großmüthig und gaſtfrei: gerne theilt er mit dem Reiſenden, welcher ihn in den Gebirgen beſucht, ſeine Kaſtanien und ſeinen Käſe. Er iſt ſtolz, träge, rachſüchtig, abergläubiſch und unreinlich. Sein Weib und ſeine Töchter behandelt er als Sklavinnen, und läßt ſie die härteſte Arbeit verrichten. Seine Kleidung beſteht aus einem langen wollenen Mantel mit einer Kapuze; ein Mantel, der genau ſo ausſieht, wie die Kutte der Kapuziner. Niemanden gehorcht er, vor niemand bückt er ſich, als

vor einem unreinlichen Bettelmönche. Dieſem küßt er den Saum des Rockes und die ſchmutzige Hand. Wenn dieſer ihm droht, dann zittert er; ſonſt nie. Die häßlichen, ekelhaften, verächtlichen, dummen Bettelmönche, machen ſich die Ehrfurcht, welche der Korſe für ihre heiligen Mährchen hat, zu Nutze, und erhalten das Volk in Unwiſſenheit und Aberglauben. In den Städten iſt der Korſe gebildeter, und weniger rauh; er macht aber doch noch immer mit den franzöſiſchen Stutzern einen ſonderbaren Kontraſt. Die Weiber in den Städten ſind ſtolz und eitel, aber ſchön und geiſtreich. Das Spiel lieben ſie bis zur Uebertreibung. Mit den franzöſiſchen Damen können ſich die Korſikanerinnen nicht vertragen; Sitten und Gemüthsart ſind zu ſehr verſchieden.

Der Nationalkarakter der Frankreicher läßt ſich, wie mir ſcheint, auf folgende Punkte zurück führen. Der Frankreicher iſt eitel; unreinlich; mäßig; geſchwätzig; heftig; unterrichtet. Die Eitelkeit der Frankreicher, aus allen Ständen, und in jedem Alter, iſt unglaublich groß. Immer ſuchen ſie nur zu ſcheinen; nie zu ſeyn. Immer ſehen ſie nur auf das Aeußere, auf das, was in die Augen fällt, und vernachläſſigen darüber das Weſentliche, die Sache ſelbſt. Eine ſchöne Figur iſt daher in Frankreich eine große Empfehlung, und Kleider machen daſelbſt, im eigentlichen Sinne des Wortes, Leute. Ein Frankreicher lebt von Brod und Waſſer, oder wenigſtens von Kaffee und Brod, wenn es ihm an Gelde fehlt, und verwendet das wenige, was er hat, auf ſeine Kleider. So kümmerlich er ſich auch oft behelfen muß: ſo wenig darf dieſes in ſeinem Anzuge ſichtbar ſeyn. Jeder Frankreicher hat Achtung für ſich ſelbſt, wenn er gut angezogen iſt, und glaubt zu ſeyn,

Digitized by Google

was er vorſtellt. Aus eben dieſer Eitelkeit entſtand auch der Antheil, den man in Frankreich an Allem nahm was den Hof betraf; und die große, übertriebene Ehrfurcht für den König. Hofneuigkeiten, ſo unbedeutend ſie auch ſeyn mogten, wurden, in Kaffeehäuſern und in Privatgeſellſchaften, mit wichtiger Miene, erzählt und wieder erzählt, und derjenige Erzähler, dem viele ſolche kleine Anekdoten bekannt waren, wurde dadurch ein Mann von Anſehen und Gewicht. Für ſeinen König hatte der Frankreicher eine Achtung und eine Ehrfurcht, die bis zum Uebertreiben gieng. Er war ſtolz auf die Größe, auf die Macht, ja ſogar auf den Deſpotismus ſeines Königs.

Die **Unreinlichkeit** der Frankreicher iſt unglaublich groß, vorzüglich in den ſüdlichen Provinzen; in der Provence und in Languedok. Reinlichkeit und Betriebſamkeit ſind, wie mir ſcheint, immer mit einander, bei jedem Volke, verbunden, und beide ſtehen in einem ſo genauen Verhältniſſe, daß man, beinahe zuverläſſig, wenn man den Grad der einen kennt, auch auf die andere ſchließen kann. Beide findet man vorzüglich in freien und wohlhabenden Staaten, wo die unteren Klaſſen des Volkes, durch die Arbeit ihrer Hände, mehr erwerben können, als unumgänglich nothwendig iſt, um ſich die Bedürfniſſe des Lebens anzuſchaffen. Auch die Religion hat auf beide einen auffallenden Einfluß. Betriebſamkeit und Reinlichkeit ſind, bei derſelben Regierungsform, und unter übrigens völlig gleichen Umſtänden, allemal größer in proteſtantiſchen Ländern, als in katholiſchen; davon ſieht man in der Schweiz das allerauffallendſte Beiſpiel. Wahrſcheinlich liegt der Grund in den vielen Feiertagen der Katholiken, den vielen Opfern für Seelenmeſſen, und andern ähnlichen Urſachen. In

Digitized by Google

Frankreich iſt ein gänzlicher Mangel an Betriebſamkeit. Die reichſten und größten Kaufleute ſind Ausländer, hauptſächlich Schweizer. Die reichſten Banquiers in Paris und Lyon ſind alle, ohne Ausnahme, Schweizer.

Wo Reinlichkeit fehlt, da fehlt auch zuverläſſig Gefühl für Anſtändigkeit; und Sittſamkeit, a) welche die Reinlichkeit des Gemüths iſt. Der Mangel an Sittſamkeit, an dem feinen, zarten, edlen Gefühle, vermöge welches wir einen dichten Schleier über alle Gegenſtände zu werfen ſuchen, die uns an unſere Verwandtſchaft mit den Thieren erinnern, und die ſüße Illuſion, daß wir göttlichen Urſprungs und ganz Seele ſind, ſtören könnten; der Mangel an dieſem Gefühle, dem wahren Gürtel der Venus, welchen ſelbſt Jupiter, als Juno denſelben trug, nicht eher zu löſen wagte, als bis er ſich mit ihr in eine dichte, den Augen der Götter und der Sterblichen undurchdringliche Wolke, gehüllt hatte: der Mangel an dieſem Gefühle, ſage ich, iſt in Frankreich ſehr auffallend, und bei dem andern Geſchlechte in der That empörend. Was Madame Rambouillet in Joriks Reiſe that und ſagte, das thun und ſagen täglich auf den Boulevards zu Paris, am hellen Mittage, Damen von dem erſten Range und von dem beſten Tone. Ich habe Engländerinnen gekannt, welche, wenn ſie den ſonderbaren Anblick zum erſtemnale ſahen, nicht nur erſchrocken ſich wegwandten, ſondern beinahe in Wuth darüber geriethen, und von dieſem Augenblicke an die franzöſiſche Nation haßten und verabſcheuten:

---

a) In der franzöſiſchen Sprache giebt es nicht einmal ein Wort, welches Sittſamkeit, oder das, was der Engländer delicacy nennt, ausdrückte.

Digitized by Google

ſie hielten nemlich durch einen ſo gänzlichen Mangel an Sittſamkeit ihr ganzes Geſchlecht für beleidigt.

Die große Mäßigkeit der Frankreicher im Eſſen und Trinken iſt bekannt. Ihre Nahrung beſteht größ⸗tentheils aus Brodt, Gemüſe, Obſt, Kaffee, dünnen Fleiſchbrühen; ſelten aus Fleiſch. Wein trinken ſie wenig, und niemals unvermiſcht. Um Leckereien be⸗kümmern ſie ſich nicht, und eſſen mehr um den Hun⸗ger zu ſtillen, als um die Zunge zu kitzeln. Von den Engländern ſind ſie, in Allem was Mäßigkeit betrift, gerade das Gegentheil, und wenn man die Lebensart beider Nationen genau kennen gelernt hat, ſo wundert man ſich nicht länger, daß die eine größtentheils aus fetten und ſtarken, die andere hingegen aus ſchwachen und hagern Menſchen beſteht. Der vorzüglichſte Spott der Engländer gegen die Frankreicher beſtand von jeher darin, daß ſie denſelben vorwarfen, ſie müßten ſich mit magerer Suppe und Froſchſchenkeln begnügen, während ſie ſelbſt ſich mit Rinderbraten mäſteten. Wie man ſich etwas darauf zu gute thun könne, ein ſtarker Freſſer zu ſeyn, und wie man über Mäßigkeit ſpotten könne, das konnte der Frankreicher nie ein⸗ſehen, und zuckte daher die Achſeln, wenn er hörte, daß ihm der Engländer einen ſo lächerlichen Vorwurf machte. Karakteriſtiſch iſt unſtreitig dieß Betragen für beide Nationen; aber die unpartheiiſche Philoſo⸗phie entſcheidet zu Gunſten des Frankreichers, der beſſer ſeinen Geiſt als ſeinen Körper nährt.

Die Geſprächigkeit der Frankreicher, welche ſehr oft in Geſchwätzigkeit, aber nur ſelten in Schwatz⸗haftigkeit ausartet, kennt jedermann. Man hört ihnen gerne zu, und ihr Umgang iſt belehrend; denn ſie ſprechen ſelten oder nie von Dingen, die ihnen unbe⸗kannt ſind, ſondern gemeiniglich nur von Gegenſtänden,

die ſie kennen, oder die ſie wenigſtens zu kennen glauben. Im Geſpräche hat der Frankreicher vor allen übrigen Nationen der Welt auffallende Vorzüge. Einer ſeiner großen Fehler iſt die heftige Geſtikulation, und die Leidenſchaft, mit welcher er ſeine Gedanken vorträgt. Der Eifer, mit dem er ſeine Meinung vertheidigt, erlaubt ihm nicht, Gegengründe anzuhören, und vermöge ſeiner natürlichen Heftigkeit und Ungeduld unterbricht er wohl gar im Geſpräche ſeinen Gegner, ehe dieſer noch ſeine Rede geendigt hat. Der Umgang mit unterrichteten Frankreichern iſt daher immer nur für den Hörer, und ſelten oder nie für den Sprecher lehrreich, ſo ein verſtändiger Mann der Zuhörer auch ſeyn mag. Der unverzeihliche Fehler des Unterbrechens im Geſpräche, welcher allemal einen einſeitigen Mann verräth, und Eitelkeit und Eigenliebe bezeichnet, dieſer Fehler war dem großen Franklin, während ſeiner Geſandtſchaft in Frankreich, im Umgange vorzüglich unangenehm und auffallend. Wenn er bei guter Laune war, pflegte er den muntern Frankreichern zu beweiſen, daß die nordamerikaniſchen Wilden weit höflicher wären, als ſie. »Wenn dieſe Wilden verſammlet ſind« ſagte er »ſo »ſteht derjenige, welcher ſprechen will, auf, und alle »übrigen beobachten indeſſen ein tiefes Stillſchweigen. »Hat er ſeine Rede geendigt, und ſich wiederum nie»dergeſetzt, ſo laſſen ſie ihm noch fünf bis ſechs Mi»nuten Zeit zum Nachdenken, damit, wenn er noch »etwas zu ſagen vergeſſen haben ſollte, oder etwas »hinzu zu ſetzen hätte, er noch einmal aufſtehen und »es herſagen könne. Einander zu unterbrechen, ſogar »im gewöhnlichen Geſpräche, wird für höchſt unan»ſtändig gehalten. Wie verſchieden iſt nicht dieſe »Sitte von dem Konverſationston vieler zierlichen

»Geſellſchaften in Europa; wo, wenn Ihr Eure Mei»nung nicht ſo ſchnell als möglich herplappert, Ihr »von der ungeduldigen Geſchwätzigkeit derjenigen, »mit denen ihr ſprecht, mitten in Eurer Rede ange»halten werdet, ohne daß Euch erlaubt würde, die»ſelbe zu endigen!»

Die Heftigkeit der Frankreicher iſt in allen ihren Handlungen ſehr groß. Dieſe Heftigkeit iſt mit Ungeduld, Unbeſtändigkeit, Flüchtigkeit, Leichtſinn und Veränderlichkeit verbunden; und alle dieſe Eigenſchaften ſind ſo innig in den Nationalkarakter der Frankreicher verwebt, machen ſo ſehr Grundzüge deſſelben aus, daß man ſie nicht nur in den Debatten der Nationalverſammlung deutlich entdeckt, ſondern daß auch dieſe Verſammlung ſogar geglaubt hat, in ihren Verhandlungen darauf Rückſicht nehmen zu müſſen, und nicht vergeſſen zu dürfen, wie der Karakter der Nation beſchaffen ſey, welcher ſie Geſetze vorſchreiben will. Man höre, wie ſich ein berühmtes Mitglied der Verſammlung, Herr Rabaud de St. Etienne, darüber ausdrückt: »Eine Bemerkung »iſt der Nationalverſammlung nicht entgangen; nehm»lich die Kenntniß des Nationalkarakters der Frank»reicher, welche ſich auch in der Verſammlung ſelbſt »deutlich genug gezeigt hat. Schnell im Faſſen, ſchnell »im Ausführen, ungeduldig zu genießen, entdeckt »der Frankreicher nicht ſobald das Ziel, als er auch »ſchon brennt, dahin zu gelangen. Schwierigkeiten »ſind ihm Mittel, Widerſtand Bewegungsgründe, und »der Damm, durch welchen man dieſen Strom auf»zuhalten ſucht, dient zu weiter nichts, als ihn reiſ»ſender zu machen. Ein ſolches Volk darf nicht wie »ein anderes geführt werden. Langſamkeit des Ma»giſtrats, und tiefes Nachdenken über die Mittel,

Digitized by Google

»hätten daſſelbe in Unthätigkeit eingeſchläfert. Zu »viele Betrachtungen machen ihm zu viel Langeweile. »Die Athenienſer führte man mit Worten; aber die »thätigen Frankreicher wollen Handlungen; ihre Un»geduld verlangt Thatſachen: alles, was ſie lange »aufhält, bringt ſie auf, oder erweckt in ihnen Wi»derwillen, und dann gehen ſie plötzlich zu andern »Gegenſtänden über, um ihre unermüdete Thätigkeit »ausüben zu können. Oberflächliche Beobachter hal»ten den Frankreicher für veränderlich und flüchtig; »aber in demjenigen, was ich ſo eben geſagt habe, »liegt der Grund dieſes Irrthums. Der Frankreicher »giebt den Gegenſtand, nach welchem er ſtrebte, auf, »ſobald ſein ſchneller und ſicherer Blick ihm zeigt, »daß es klüger ſey, darauf Verzicht zu thun: aber er »verfolgt denſelben hartnäckig, ſo lange ſeine Thätig»keit dabei Beſchäftigung findet. Er verläßt den Ge»genſtand ſeines Wunſches leichter, als ein anderes »Volk, weil er ihn früher erſchöpft: dieſer Unterſchied »iſt eine Folge der Schnelligkeit ſeines Scharfſinns »und der Heftigkeit ſeines Karakters.» a)

Im Ganzen genommen iſt der Frankreicher beſſer **unterrichtet**; er kennt Perſonen und Sachen beſſer, als alle andere Völker des Erdbodens. Aber ſeine Kenntniß iſt gemeiniglich einſeitig; ſelten oder niemals gründlich und wiſſenſchaftlich, weil er ſie nicht, wie wir, aus Büchern ſchöpft, oder durch eigenes Nachdenken erlangt, ſonder ganz allein durch den Umgang und aus der Konverſation erlernt. Originale Schriftſteller giebt es in Frankreich eben ſo ſelten, als es dort in der Geſellſchaft Sonderlinge giebt. Ein Sonderling zu

a) Nouvelles réflexions sur la nouvelle division du Royaume.

zu ſeyn, eigene Meinungen haben zu wollen, heißt in Frankreich ſich lächerlich machen. Jeder ſpricht, jeder denkt, jeder ißt und trinkt, und kleidet ſich, wie ſein Nachbar, oder wie die Geſellſchaft, mit welcher er täglich umgeht. Wer ſich anders beträgt, der verliert, von dieſem Augenblicke an, das Recht in der Geſellſchaft zu erſcheinen. Und ſtellte er auch die Weisheit in eigener Perſon vor, wäre er ein Sokrates, ein Plato, ein Zeno, ein Epiktet: ſo würde ihn alle ſeine Weisheit verächtlich machen, wenn er ſich unter das allgewaltige Joch der Mode nicht beugen wollte. Gerade aus dieſer Urſache ſind die Frankreicher von manchen Fehlern nicht zu beſſern; gerade aus dieſer Urſache ſind ſie zur Freiheit völlig ungeſchickt und unvorbereitet. Freiheit iſt jetzt in Frankreich Mode, und wird auch als Modeſache behandelt. Man muß heftiger Ariſtokrat oder heftiger Demokrat ſeyn; ſonſt ſteht man allein. Bald aber wird der Enthuſiasmus erkalten, bald wird die Mode vorübergehen, eine andere Mode wird dieſe verdrängen; und jeder Menſchenfreund ſtimmt wohl mit mir in den Wunſch ein, daß es eine weniger gefährliche Mode ſeyn möge!

Die ernſthaften Wiſſenſchaften (die ſpekulativen ſowohl als die praktiſchen) ſind in Frankreich im größten Verfall; aber alles, was zum Flitterſtaate der Gelehrſamkeit gehört, iſt dort im größten Flor. Fein gedrechſelte Perioden; blendende Antitheſen; hinreißende Deklamation; ſimulirte Empfindung; Krokodillthränen erlogener Gefühle; der Stelzengang der Uebertreibung; verführeriſche Kunſtgriffe der Sophiſterei; und was es ſonſt noch für verächtliche Mißbräuche der Beredſamkeit geben mag, die man bei einer geſunkenen, verdorbenen, verfallenen Nation, in dem letzten Zeitpunkte ihrer Exiſtenz, allemal antrift,

und die man in Griechenland, im Zeitalter der Sophiſten, ſo wie zu Rom unter den Kaiſern findet: alle dieſe verächtlichen Künſte, welche die Menſchheit entehren, indem ſie Vernunft und Wahrheit verbannen; alle dieſe Künſte haben die Schriftſteller Frankreichs bis zu einer Höhe gebracht, wovon wir in Deutſchland noch gar keine richtigen Begriffe haben, und die doch gewiß der Aufmerkſamkeit und der Unterſuchung des Philoſophen werth ſind.

Alle ernſthaften Wiſſenſchaften ſind, wie ich ſchon geſagt habe, im Verfalle. Die Theologie iſt die Theologie der Sorbonne, die vormalige Theologie der Jeſuiten. Prieſter und Mönche ſind unwiſſend, abergläubiſch und unaufgeklärt. Sie theilen das Volk in zwei große Klaſſen: in ſolche die Nichts, und in ſolche die Alles glauben. Mit der erſten Klaſſe geben ſie ſich nicht ab; mit der zweiten hingegen, die in Frankreich noch außerordentlich groß iſt, beſchäftigen ſie ſich ganz. Dieſer Klaſſe erzählen ſie ihre heiligen Mährchen, hören die Beichte an, und nehmen (was die Hauptſache iſt) das Geld, in dieſer Welt, für Seelenmeſſen, welche den Verſtorbenen in jener Welt zu gute kommen ſollen. In den Klöſtern herrſcht eine Finſterniß des Geiſtes, wie im Zeitalter eines Hildebrandts. Da giebt es keine aufgeklärte, gelehrte, verehrungswürdige Aebte, wie in einigen Klöſtern Deutſchlands; da giebt es keine Mönche, wie zuweilen unter uns, die leſen, denken und unterſuchen. In der Bibliothek des Kloſters modern dort und zerfallen in Staub die koſtbarſten Ueberreſte des Alterthums; noch unbekannte, nicht edirte, klaſſiſche Schriftſteller. Die Bibliothek wird ſelten geöfnet, wenig benutzt, und einen aufgeklärten, philoſophiſchen Bibliothekar, wie z. B. der Bibliothekar des Kloſters zu St.

Digitized by Google

Gallen in der Schweiz iſt, würde man in ganz Frankreich vergeblich ſuchen. Indeſſen zeichnen ſich unter den Mönchen die Benediktiner aus, ſo wie ſie ſich überall und von jeher ausgezeichnet haben. Einige von ihnen, die Benediktiner der Kongregation von St. Maur, haben uns ein diplomatiſches Werk geliefert, das der Zeit trotzt, und durch welches ihr Name, noch bei der Nachwelt, mit Dank genannt werden wird.

In den Nonnenklöſtern war Finſterniß und Aberglaube noch größer, und in einigen derſelben, in den ſüdlichen Provinzen Frankreichs, giengen Greuel vor, die ich mich zu erzählen ſcheue, ob ich ſie gleich zuverläßig weiß, da ich einſt, wegen einiger Folgen derſelben, als Arzt um Rath gefragt worden bin; indem die Aebtiſſinn einen einheimiſchen Arzt zu fragen nicht wagen durfte. Als einen Beweis der Denkungsart franzöſiſcher Nonnen, kann ich mich nicht enthalten, folgende Bemerkung zu erzählen, die ich einſt von ungefähr machte. Auf einer Reiſe durch die Provinzen Frankreichs, im Jahre 1785, kam ich nach Agen. Es war zwar noch früh am Tage, indeſſen beſtimmte mich die ſchöne Lage des Städtchens an der Garonne, und das vortreffliche Wetter, die Nacht da zuzubringen. Nachdem ich im Gaſthofe die nöthigen Einrichtungen getroffen hatte, gieng ich aus, und ſpazierte in der Gegend umher. Eben war ich im Begriffe nach dem Gaſthofe zurückzukehren, als ich, in einer Straße der Stadt, die Kapelle eines Nonnenkloſters offen fand. Ich gieng hinein und fand die Kapelle klein, aber recht artig. Ich wollte eben wieder herausgehn, als mich die Bemerkung, daß ich ganz allein war, und der ſchöne Anblick der letzten Strahlen der untergehenden Sonne, welche, durch die Fenſter der

Digitized by Google

Kapelle, die gegenüberſtehende Wand vergoldeten, zurückhielt. Ich ſtellte mich, auf eine Lehne geſtützt, dem Hauptaltare gegenüber, und verlor mich in Gedanken, über einen Gegenſtand, der mich damals ſehr beſchäftigte. Aus dieſem Traume wurde ich auf die ſonderbarſte Weiſe aufgeweckt, als ich meine Augen in die Höhe hob und die Malerei an der Decke erblickte. Ein ſo ſonderbares Gemälde war mir noch nicht vorgekommen. Eine Nonne, umgeben mit himmliſchem Glanze, ſcheint, aus Fülle von angenehmen Empfindungen, in Ohnmacht zu ſinken. Nachläſſig hingeſtreckt liegt ſie da; mit halbgeſchloſſenen, wolluſttrunknen Augen, mit ſchmachtendem Blicke, und mit ausgeſtreckten Armen, erwartet ſie ihren himmliſchen Bräutigam, der auch, in Geſtalt eines ſchönen und zärtlichen Jünglings, aus den Wolken herabſteigt. Nahe dabei ſteht folgende Inſchrift:

Quid non conatur Amor!
Coelos in terris adumbrare
Carmeli filiae tentarunt,
Anno Salutis
1773.

Einen ſolchen Begriff alſo machen ſich die Nonnen vom Himmel; in Fülle hoffen ſie dort zu genießen, was ihnen, auf der Erde, auch nur zu koſten verboten bleibt.

Iſt die Theologie in Frankreich im Verfall, ſo iſt es die Arzneiwiſſenſchaft noch weit mehr. Von dieſer kann man in der That ſagen, ſie ſey ſeit funfzig Jahren wenig vorgerückt. Daher iſt in Frankreich die Profeſſion eines Arztes ſehr verachtet. Der Titel eines Doktors, welcher in England adelt und den

Rang vor allen Landedelleuten (Esquires) giebt; dieſer Titel, welchen man in England, als eine Belohnung, ſolchen Gelehrten ſchenkt, die ſich durch ihre Verdienſte um das menſchliche Geſchlecht auszeichnen, wie z. B. einem Franklin, einem Prieſtley, einem Herſchel; dieſer Titel iſt in Frankreich nicht nur von keinem Werthe, ſondern er macht lächerlich und ſetzt dem Spotte aus. In Deutſchland und in England iſt der Stand eines Arztes mit Recht ein ſehr angeſehener Stand, denn derſelbe erfordert, in dieſen beiden Ländern, mehr Zeit, und größere Koſten, um ſich zu einem gewiſſen Anſehen darin zu erheben, als jeder andere gelehrte Stand. Ein Arzt, der ſeine Wiſſenſchaft gründlich kennen lernen will, muß, mehr oder weniger große, Reiſen außer ſeinem Vaterlande unternehmen, um in mehrern Ländern Kranke zu beobachten, und die verſchiedenen Kurmethoden verſchiedener Länder mit einander vergleichen zu können. Ein nicht gereiſeter Arzt bleibt allemal, wenn er nicht ein Mann von außerordentlichem Genie iſt, einſeitig, und voller Vorurtheile ſeines Vaterlandes. Dieſe Wahrheit wird auch ſo allgemein eingeſehen, daß engländiſche und deutſche Aerzte eine Reiſe außer ihrem Vaterlande als unumgänglich nothwendig zur Vollendung ihrer Studien anſehen; und ſeitdem dieſer vortreffliche Grundſatz allgemein angenommen worden iſt, hat die Arzneiwiſſenſchaft in beiden Ländern große Schritte zu ihrer Vervollkommnung gethan, während ſie in allen den Ländern, deren Aerzte nicht reiſen, (in Spanien, Italien, Frankreich) zurückgeblieben iſt. In Frankreich wird die Arzneikunde, von dem aufgeklärten Theile der Nation, mit der Goldmacherkunſt in Einen Rang geſetzt. Beide, ſagt man, verſprechen viel und halten nichts; beide erhalten ſich auf Unkoſten der

Leichtgläubigen; und beide verdienen die Verachtung und den Spott des Philoſophen. Der Frankreicher, welcher auf dieſe Weiſe ſpricht, hat auch in der That nicht Unrecht, wenn er dieſes ſtrenge Urtheil nur von den Arzneigelehrten ſeiner Nation fällt; denn dieſe ſind größtentheils ſehr unwiſſend. In den Häuſern der Kranken, zu denen ſie gerufen werden, ſpielen ſie die Rolle des Beichtvaters; das heißt: ſie dringen in die Geheimniſſe der Familie ein, und machen ſich unentbehrlich, weil man, nachdem ſie einmal mit alle dem bekannt geworden ſind, was man gerne verborgen halten möchte, nicht ohne Gefahr, wenigſtens nicht ohne Furcht durch ihre Schwatzhaftigkeit zu leiden, ſie verabſchieden kann. Gerade aus dieſer Urſache ſind auch ſehr viele Exjeſuiten Aerzte geworden; ſie legten nur die Kutte ab, und trieben nachher daſſelbige Geſchäft fort, welches ſie vorher getrieben und in der Schule der Jeſuiten gelernt hatten, und mit demſelben Erfolge. Die ganze Wiſſenſchaft der meiſten franzöſiſchen Aerzte beſteht darin, ein Abführungsmittel, eine Aderläſſe, oder ein Klyſtier zu verordnen; ohne Rückſicht, ob die Krankheit gerade dieſes oder jenes Mittel erfordere. Eine andere Urſache der Verachtung, in welche die Arzneiwiſſenſchaft in Frankreich gefallen iſt, beſteht darin, daß ſich die Aerzte gar nicht durch vorzügliche Schriften ausgezeichnet haben. Die mediziniſchen Schriften in Frankreich ſind ſo ſchlecht geſchrieben; ſo unkorrekt; ſo durch Sprachfehler, und durch unverſtändliche, undeutliche Ausdrücke entſtellt; ſo leer an großen Gedanken und an neuen Ideen: daß bei einer Nation, bei welcher die Kunſt vortrefflich zu ſchreiben als die höchſte Stufe menſchlicher Vollkommenheit angeſehen und dem zufolge über alles andere geſchätzt wird,

Werke, welche ſo weit von dieſem Ideal der Vollkommenheit ſich entfernen, unmöglich geachtet werden, oder ihren Verfaſſern Ruhm erwerben können. Jeder Leſer, welcher auch nur einen flüchtigen Blick in das Buch thut, und darin ſo viele Worte und ſo wenige Gedanken findet; und noch überdieß barbariſche Ausdrücke, bei welchen ſich weder Verfaſſer noch Leſer etwas Deutliches und Beſtimmtes denken können, wie z. B. Schärfe; Unreinigkeit des Geblütes; Reizbarkeit der Nerven; Unordnung der Lebensgeiſter; Hitze im Geblüte; Verſtopfung der Gefäße; Saburra; a) und hundert andere ähnliche, nichtsbedeutende Worte; jeder, ſage ich, welcher dieſe Ausdrücke findet, die in einem Lande, wo die Kunſt ſchön zu ſchreiben ſo hoch geſtiegen iſt und ſo ſehr geſchätzt wird, barbariſch klingen müſſen, legt das Buch aus der Hand, und ſeine Verachtung der göttlichen Kunſt nimmt zu, ſtatt daß er nur dem Verfaſſer hätte Vorwürfe machen ſollen. Aus den Schriften der engländiſchen Aerzte ſind ſolche, unphiloſophiſche und barbariſche Ausdrücke, größtentheils verbannt, und auch aus den Schriften deutſcher Aerzte werden ſie es in unſern Zeiten mehr und mehr. Von der königlichen mediziniſchen Sozietät in Paris, welche in Frankreich in der Arzneiwiſſenſchaft den Ton angiebt, bemerkt man, daß dieſelbe, unter ihren einheimiſchen Mitgliedern, wenige berühmte praktiſche Aerzte zählt; daß ſie nicht einmal korrekt

---

a) Acrimonie, fougue des humeurs, ebullition du sang, trouble des esprits, racorniſſement, criſpation des nerfs, tenſions des fibres, engorgements, obſtructions des vaiſſeaux, saburre.

ſchreibt; a) und daß, unter den Schriften, welche dieſe Geſellſchaft in den letzten Zeiten gekrönt hat, ſich nur wenige über das Mittelmäßige erheben. Auf den franzöſiſchen Univerſitäten iſt die Arzneiwiſſenſchaft im allergrößten Verfalle. b)

Unter allen ernſthaften Wiſſenſchaften iſt keine ſo tief in Frankreich geſunken, als die Philoſophie. Auch nur eine flüchtige Betrachtung der ſonderbaren Schickſale, welche dieſe reizende Göttinn (die, zur Führung der Sterblichen beſtimmt, vom Himmel auf die Erde herabſtieg) betroffen haben; auch nur eine flüchtige Betrachtung ihrer Schickſale, erweckt Erſtaunen und Verwunderung. In ihrer Kindheit, ehe noch alle ihre Reize ſich entwickelt hatten, ſchien ſie ſanft, einnehmend und geſprächig; ſie war immer in Geſell-

---

a) In dem Programm der Société Royale de médecine für 1785 kommt folgende Stelle vor: Il est essentiel, de détruire ici *l'erreur*, où sont quelques médecins, physiciens et chirurgiens, qui ne correspondent point avec la société, parcequ'elle a déja des Associés et Correspondants, dans les lieux qu'ils habitent. La compagnie est éloignée d'avoir adopté ce *principe.* (Quel est ce *principe?* On n'a parlé que d'une *erreur;* et qu'elle est cette erreur?)

b) Le défaut du mal est aisé à reconnoitre dans l'espéce d'annéantissement, où est tombé l'enseignement public de la Médecine. On entend chaque jour les Professeurs même gemir de ces abus, et élever des voeux impuissants, pour les reformer. Nul plan dans le cours d'études, nul choix d'auteurs, nul secours pour une jeunesse avide de s'instruire. Quelques idées prises au hazard, quelque foible lecture d'une vaine compilation, ou d'un commentaire fade et insipide, sont les seules ressources, avec lesquelles un Médecin est lancé dans la pratique. *Journal général de France.* 1785.

Digitized by Google

ſchaft der Tugend, und oft fand dieſe, wegen ihrer ſchönen Begleiterinn, hie und da eine Herberge, wo man ſie, wäre ſie allein gekommen, abgewieſen haben würde. Schon in dieſem zarten Alter, ſchon in ihrer Kindheit, hatte die Philoſophie einen Liebhaber, der, von ihren Reizen eingenommen, ſich ihr aufopferte, und, aus Liebe zu ihr, ſtarb. Sokrates war dieſer Mann. In ihrer Jugend bezauberte ihre Schönheit die Welt, und Plato wurde vorzüglich von ihr begünſtigt. Im männlichen Alter war ſie ſich ſelbſt ſehr ungleich; ſie artete aus; ſie wurde launigt; ſie hatte bald dieſen, bald jenen Liebhaber; und gieng immer von einem Extreme zu dem entgegengeſetzten über. Bald überließ ſie ſich, mit Epikur und Ariſtipp, ganz und gar der Freude; ſie lachte, ſcherzte und ſang; ſie flocht Kränze für ihre Lieblinge, und pflückte für ſie Roſen, welche ſie ihnen dann erſt übergab, nachdem ſie vorher alle Dornen von denſelben ſorgfältig weggenommen hatte; bald nahm ſie eine ſtrenge und ernſthafte Miene an, und predigte, in Geſellſchaft eines Zeno, eines Seneka, eines Epiktet, Gleichheit der Menſchen, Verachtung der Freude, philoſophiſchen Stolz, und Unfühlbarkeit gegen Schmerzen; bald grübelte ſie mit Ariſtoteles, um auszufinden, in wieferne das, was niemand wiſſen kann, und niemand weiß, zu wiſſen möglich ſey; bald — — — doch ich würde den Leſer ermüden, wenn ich alle die Thorheiten erzählen wollte, welche die Philoſophie in ihrem männlichen Alter begieng, obgleich noch immer Spuren ihrer jugendlichen Schönheit und Liebenswürdigkeit übrig blieben. Im ſpätern Alter artete ſie ganz aus; die Freundinn ihrer jüngeren Jahre, die Tugend, verließ ſie; und nun ward aus ihr eine unausſtehliche Schwätzerinn, die mit Worten ſpielte, und an Spitz-

ſindigkeiten Vergnügen fand. Seit der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts iſt ſie in Frankreich tief geſunken, und hat ſich ſehr verächtlich gemacht. Sie iſt beleidigend, hämiſch, intolerant, ſelbſtſüchtig, geſchwätzig, ſpöttiſch, deziſiv, ſophiſtiſch und bekehrungsſüchtig geworden: ſie beweiſt nicht mehr, wie vormals, ihre neuen Sätze; ſondern ſie ſpottet über diejenigen, welche dieſelben nicht annehmen wollen. Wer nicht denkt wie ſie, von dem behauptet ſie, daß es ihm an Gemeinſinn, an geſundem Menſchenverſtande fehle. Apoſtel und Emiſſarien der neuen Lehre ziehen in der Welt umher; ſie ſuchen Proſelyten zu machen, und auch andere zu dieſem neuen Unglauben zu bekehren. Der Kern der modernen, den Geiſt niederſchlagenden und das Herz verderbenden Philoſophie, beſteht in folgenden Sätzen: »1) Es giebt keinen »Gott, ſondern die Welt iſt von ſelbſt und »durch Zufall entſtanden.» 2) »Die Seele »iſt nicht unſterblich, ſondern ſie hört mit »dem Körper zu leben auf.» 3) »Es giebt »keine Seele, ſondern der Menſch iſt bloß »Körper, bloß Materie, und hat nichts Gei»ſtiges an ſich.» 4) »Phyſiſches Vergnügen »und phyſiſcher Schmerz ſind die Quelle »und die Beweggründe aller unſerer Hand»lungen; und phyſiſches Vergnügen der ein»zige vernünftige Zweck derſelben.» 5) »Tu»gend iſt ein Unding; denn ſie ſetzt Auf»opferung voraus. Aufopferung iſt aber »unmöglich, weil jeder Menſch immer nur »mit Rückſicht auf ſich ſelbſt, mit Rückſicht »auf ſeinen eigenen Vortheil, aus Eigen»liebe, handelt, und handeln muß.»

Dieſes iſt der Kern der neuern franzöſiſchen Phi-

Digitized by Google

loſophie, welche auf den Ruinen der Religion und der Moral ruht, und welche von jeher die Philoſophie verdorbener Zeitalter geweſen iſt. In Frankreich wird ſie laut und öffentlich gepredigt; ſie iſt dort die Modelehre, und wenn man ſich nicht lächerlich machen will, ſo muß man ſie annehmen, oder ſich wenigſtens ſtellen, als nähme man ſie an. Ein ſolcher Philoſoph, welcher den dogmatiſchen Atheismus predigt, zeigt allemal einen Mangel an richtigem Verſtande; denn er behauptet etwas, das eben ſo ungereimt iſt, als dasjenige, was er verwirft. Das Daſeyn eines höchſten Weſens läßt ſich freilich nicht mathematiſch darthun, aber das Nichtdaſeyn eines ſolchen Weſens eben ſo wenig. Wie verkehrt muß demnach der Sinn eines Mannes ſeyn, der, in einer zweifelhaften Sache, bloß aus Paradoxieſucht, aus Liebe zum Sonderbaren, Dasjenige verwirft, was die weiſeſten und beſten Menſchen aller Zeitalter angenommen hatten; und zwar ohne einen einzigen Grund mehr für ſeine Behauptung zu haben, als jene hatten! Wie verkehrt muß der Sinn eines Mannes ſeyn, der, wenn er endlich, nach vieler Mühe, dahin gelangt iſt, dieſen falſchen Satz für wahr zu halten; nachdem er ſich, durch viele Mühe, einer ſo reichen Quelle erhabener Geſinnungen, als der Glaube an Gott iſt; eines ſo großen Troſtes im Unglücke, als der Glaube an die Vorſehung gewährt; und einer ſo ſtarken Triebfeder zu großmüthigen Handlungen, als der Glaube an die Tugend iſt, freiwillig beraubt hat: wie verkehrt muß er ſeyn, wenn er, zu einer ſo kahlen, zu einer ſo unfruchtbaren Lehre, zu einer negativen Dogmatik, welche alles raubt und nichts wiedergiebt, Proſelyten zu machen ſucht! Wer iſt wohl mehr des Mitleidens und des Bedauerns würdig, als ein ſolcher Mann!

Solche Männer aber ſind die neuen franzöſiſchen Modephiloſophen. Ein großer Schriftſteller hat neulich die Folgen dieſer Philoſophie mit ſtarken Zügen geſchildert. a) »Nach dieſer neuen Lehre» ſagt er »iſt »ein König ein bloßer Mann; eine Königinn bloß ein »Weib; ein Weib gehört in das Thiergeſchlecht; und »zwar nicht einmal oben an. Königsmord, Vater»mord und Gottesläſterungen ſind bloße Erdichtungen »des Aberglaubens, welche die Rechtsgelehrſamkeit »verderben, indem ſie dieſelbe ihrer Einfachheit be»rauben. Der Mord eines Königs, einer Königinn, »eines Biſchofs, eines Vaters, iſt ein bloßer Todt»ſchlag; und, wenn das Volk, auf irgend eine Weiſe, »durch irgend einen Zufall, dabei gewinnt, ſo iſt es »der allerverzeihlichſte Todtſchlag, den man eben nicht »zu ſtrenge unterſuchen und beſtrafen darf. Nach der »Lehre dieſer barbariſchen Philoſophie, welche die »Frucht eines kalten Herzens und eines trüben Ver»ſtandes iſt, und welcher es eben ſo ſehr an wahrer »Weisheit, als an Geſchmack und an Zierlichkeit fehlt, »können Geſetze nicht anders, als vermöge des Schrek»kens, den ſie um ſich her verbreiten, und vermöge »des Vortheils, welchen jedes Individuum, zu Be»förderung ſeiner eigenen Plane, in denſelben findet, »erhalten werden. In den Lauben der Akademie die»ſer Philoſophen, und am Ende einer jeden Ausſicht, »erblickt man weiter nichts als den Galgen.»

Der dogmatiſche Atheismus, verbunden mit der epikuräiſchen Philoſophie, hat in Frankreich eben die Wirkungen hervorgebracht, welche derſelbe in Griechenland und in Rom hervorbrachte. Alle die genannten Reiche haben ihren Untergang größtentheils dieſer

a) E. *Burke* reflections on the revolution in France. p. 114.

Lehre zu verdanken. Ein großer Schriftſteller hat dieſes ausführlich dargethan. a) Die Griechen waren durch dieſe Philoſophie weit früher verdorben worden, und daher gieng auch Griechenland weit früher unter. Polybius erzählt: man habe, zu ſeiner Zeit, keinem Griechen trauen können, und wenn derſelbe auch noch ſo viele Eide geſchworen hätte; da hingegen ein Römer jeden Eidſchwur heilig gehalten habe. »Borgt »ein Grieche von Euch Geld» ſagt Polybius »und »er giebt Euch zehen Schuldverſprechungen, zehen »Bürgen, ſtellt zehen Zeugen; ſo iſt es ihm dennoch »unmöglich ſein Verſprechen zu halten. Aber der »Römer hält ſein Wort, um des Eides willen, den »er geſchworen hat. Sehr weislich iſt alſo die Furcht »vor der Hölle in die Politik eingeführt worden; und »diejenigen, welche dieſe Lehre beſtreiten, handeln »nach unrichtigen Grundſätzen.» Voltaire hielt dafür: der Atheismus führe zu allen Verbrechen. b) Auch die alten Philoſophen waren dieſer Meinung. Plutarch erzählt: c) Cyneas habe, an der Tafel des Pyrrhus, in Gegenwart des Fabricius, von der epikuräiſchen Philoſophie geſprochen, und Fabri-

---

a) Je crois, que la secte d'Epicure, qui s'introduisit à Rome, sur la fin de la République, contribua beaucoup à gâter le coeur et l'ésprit des Romains. Les Grecs en avoient été infatué avant eux. Aussi avoient-ils été plûtôt corrompus. *Montesquieu grandeur et décadence des Romains.*

b) L'Athéisme peut, tout au plus, laisser subsister les vertus sociales dans la tranquille apathie de la vie privée, mais il doit porter *à tous les crimes* dans les orages de la vie publique. Voltaire.

c) Plutarch, in dem Leben des Pyrrhus.

cius habe geſagt: »er wünſche, daß alle Feinde der »Römer Anhänger dieſer Sekte werden möchten, weil »ſie alsdann leicht zu überwinden ſeyn würden.«

Friedrich der Große ſah ſchon im Geiſte voraus, in welches Verderben die neuere franzöſiſche Metaphyſik Frankreich ſtürzen würde. Er ſchrieb an Dalambert: »Eure franzöſiſche Schriftſteller ſind, »meiner Meinung nach, nicht mehr was ſie im vori- »gen Jahrhunderte waren. Ich befürchte ſehr, daß »ihre Grundſätze Europa wiederum in die Barbarei »zurück führen werden, aus welcher es ſich kaum noch »geriſſen hat. Alle Schriften, welche aus Frankreich »kommen, enthalten weiter nichts, als Lehren für die »Fürſten, und Vorſchriften über die Kunſt zu regieren. »Das metaphyſiſche Geſchwätz, mit welchem dieſe »Schriften angefüllt ſind, erwärmt und erhitzt die »Köpfe des Volks, und ich glaube, daß dieſe Gäh- »rung großen Schaden anrichten wird.» a).

Vorzüglich auffallend iſt, in Frankreich, die unphiloſophiſche Intoleranz, und die Wuth, mit welcher die modernen Philoſophen einen Jeden verfolgen, der anders denkt als ſie. Friedrich der Große ſagte einſt: »Hätte Dalambert Macht genug; ſo würde »er alle diejenigen verfolgen, die nicht ſo denken, wie

---

a) Vos écrivains françois ne ſont plus, à mon avis, ce qu'ils étoient dans le ſiècle précédent. Je crains que leurs principes ne ramenent l'Europe à ces tems barbares, dont elle eſt à peine ſortie. Tous les écrits, qui viennent de chez vous, ne contiennent que des leçons aux ſouverains, des préceptes ſur l'art de gouverner. Le bavardage métaphyſique, dont ils ſont remplis, échauffe et exalte la tête des peuples, et cette éffervescence peut, ſelon moi, produire un grand mal. *Lettres de Fréderic ſecond.*

Digitized by Google

»er denkt. Er hat ſich einen Grundſatz gemacht, wel=
»cher ſo lautet: Niemand ſoll Verſtand haben, als
»wir, und unſere Freunde.» Voltaire gerieth, in
den letzten Jahren ſeines Lebens, in Wuth, ſo oft er
von der chriſtlichen Religion ſprach. Er nannte dieſe
Religion: L'infame, und er endigte alle Briefe an
ſeine Freunde, mit den Worten: écrasez l'infame.
Er that alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um Fried=
rich den Großen dazu zu bewegen, daß derſelbe, mit
Gewalt der Waffen, die katholiſche Religion zu zer=
ſtören unternehmen möchte. Aber Friedrich, welcher
einen weit richtigern Verſtand hatte, als alle die fran=
zöſiſchen Afterphiloſophen, wollte von einem ſolchen
Vorſchlage nichts hören. Der Papſt Ganganelli ließ
eine von Friedrichs Schriften öffentlich verbrennen.
Voltaire ſchrieb an Friedrich, und forderte den
König auf, daß Er ſich an dem Pabſte rächen möchte.
»Schade, Sire» ſchrieb Voltaire »daß nichts dabei
»zu gewinnen ſteht, wenn der Bruder Ganganelli ge=
»ſtraft wird. Wollte Gott, er hätte irgend ein ſchönes
»Gut in Ihrer Nachbarſchaft; oder Sie wären nicht
»ſo weit von unſerer lieben Frau zu Loretto entfernt!»
Friedrich antwortete: »Und ſtünde auch Loretto
»neben meinem Weinberge, ſo würde ich dennoch keine
»Hand daran legen. Nicht etwa darum, weil ich
»Ehrfurcht vor den Geſchenken habe, welche von der
»Dummheit geheiligt worden ſind; ſondern darum,
»weil man Schonung für alles dasjenige haben muß,
»was ein Gegenſtand der öffentlichen Verehrung iſt.
»Man darf niemals Aergerniß geben, und hielte man
»ſich für klüger als Andere, ſo muß man, aus Ge=
«fälligkeit, aus Mitleiden über ihre Schwäche, ihrer
»Vorurtheile ſchonen. Es wäre ſehr zu wünſchen,
»daß die vorgeblichen Philoſophen unſerer Tage eben

Digitized by Google

»ſo dächten, wie ich denke!« Der Philoſoph Hume war ſo intolerant, daß er, ſogar auf ſeinem Sterbebette, wenige Stunden vor ſeinem Tode, in laute Klagen darüber ausbrach, daß er ſterben müſſe, ehe er noch die chriſtliche Religion ganz habe geſtürzt ſehen können.

Niemand wurde, von den franzöſiſchen Philoſophen, ſo anhaltend, ſo hartnäckig, und auf eine ſo boshafte Weiſe verfolgt, als Rouſſeau. Voltaire, Dalembert, Diderot, Hume, nebſt ihrem ganzen Anhange, hatten ſich verſchworen, dieſen großen Mann um allen litterariſchen Ruf zu bringen. Voltaire ſchrieb an Dalembert, über Rouſſeau, jenen merkwürdigen Brief, welcher, nach dem Tode der beiden Gelehrten, gedruckt worden iſt. In dieſem Briefe heißt es: »Eure Lobeserhebungen, Euer blin»der Enthuſiasmus hat Rouſſeau zu dem Manne ge»macht, der er jetzo iſt. Sein Ruf, Seine Berühmt»heit, ſind Euer Werk. Und nunmehr ſeht Ihr ein, »was für eine Belohnung ihr dafür zu gewarten habt, »wenn ſein Pasquill (Rouſſeaus Geſtändniſſe) »gedruckt wird. Gegen dieſen undankbaren Menſchen »bleibt uns nur ein einziges Mittel übrig. Wir »müſſen uns nehmlich Alle gegen ihn verſchwören; »wir müſſen ihn, auf alle Weiſe, um alle Achtung »bringen; wir dürfen ihn gar nicht mehr aus unſern »Händen laſſen; und wir müſſen ſo lange fortfahren »ihn lächerlich zu machen, bis er dahin gebracht iſt, »daß ihm kein Menſch mehr ein Wort glaubt. Ich »will anfangen, ich will das Beiſpiel geben: folgt »mir Alle nach. Erinnert Euch an die Schrift Akakia. »Was hatte ich wohl von Maupertuis zu fürchten, »nachdem ich jene Broſchüre gegen ihn geſchrieben »hatte!«

Der

Der Plan der Philoſophen, durch Beraubung der Geiſtlichen die Religion zu ſtürzen, iſt nicht erſt ſeit der Revolution entſtanden, ſondern es iſt ein ſehr alter Plan, an welchem ſchon lange Zeit gearbeitet wurde. Ein Mann, welcher in Staatsgeſchäften grau geworden iſt, Burke, ſagt: »Dieſe atheiſtiſchen Patres ha»ben eine ganz eigene Bigotterie; ſie ſprechen gegen »die Mönche mit dem Geiſte eines Mönchen. Sie be»dienten ſich der Intrige, wo Gründe oder Witz nicht »helfen wollten. Sie fuhren unaufhörlich fort, auf »alle Weiſe, und durch alle nur möglichen Mittel, die»jenigen anzuſchwärzen und um ihren Ruf zu bringen, »welche nicht zu ihrer Parthei gehörten. Wer die »Art ihres Verfahrens beobachtet hat, der muß auch »ſchon lange bemerkt haben, daß es ihnen nur an Macht »fehlte, um die Intoleranz der Sprache und der Feder »in eine Verfolgung zu verwandeln, welche weder »Freiheit, noch Eigenthum, noch Leben achten würde.«

»Die ſchwache und unterbrochene Verfolgung, »welche man gegen ſie, mehr einer hergebrachten Ge»wohnheit zufolge als aus wirklicher Rachſucht, aus»übte, ſchwächte ſie eben ſo wenig, als ſie ihre Be»mühungen verminderte. Es entſtand weiter nichts »daraus, als daß, theils durch die Schwierigkeiten, »welche ſie fanden, theils durch den guten Erfolg ih»rer Arbeiten, ein heftiger und boshafter Eifer in ih»nen entſtand; ein Eifer von einer bisher in der Welt »noch nicht bekannten Gattung. Dieſer bemächtigte »ſich ihrer Gemüther ganz, und der Umgang mit ihnen, »der außerdem angenehm und lehrreich geweſen ſeyn »würde, wurde hiedurch ganz unausſtehlich. Ein »Geiſt der Kabale, der Intrige, des Proſelytismus, »belebte alle ihre Gedanken, Worte und Handlungen. »Und da der Eifer der Kontroverſe bald ſich nach Macht

»ſehnt: ſo unterhielten ſie einen Briefwechſel mit frem»den Fürſten, durch deren Anſehen und Macht ſie hoff»ten, die Veränderung hervorzubringen, welche ſie be»abſichtigten. Ihnen ſchien es gleichgültig, ob dieſe »Veränderung durch den Donnerkeil des Deſpotismus, »oder durch das Erdbeben eines Volksaufruhrs ge»ſchehe. Der Briefwechſel dieſer Geſellſchaft mit dem »verſtorbenen Könige von Preuſſen beleuchtet ganz den »Geiſt ihrer Handlungen. Aus eben der Urſache, »aus welcher ſie bei Fürſten kabalirten, beförderten ſie »auch in Frankreich den Handel mit dem Papiergelde, »und ſuchten, auf alle Weiſe, litterariſchen Ruhm nur »denjenigen zukommen zu laſſen, welche von ihrer Par»thei waren.«

»Schriftſteller, vorzüglich wenn ſie geſellſchaftlich, »auf Einen Zweck und nach Einer Richtung arbeiten, »haben großen Einfluß auf die Meinung des Publi»kums; daher hatte das Bündniß dieſer Schriftſteller »mit den Reichen keinen geringen Einfluß, den Haß »und den Neid des Volkes von dem Geldreichthume »abzuziehen, und gegen die Geiſtlichen zu lenken.«

»Ueberhaupt ſcheint es mir, daß die neue kirchliche »Einrichtung in Frankreich nur errichtet iſt, um ſo lan»ge zu dienen, bis die chriſtliche Religion gänzlich aus»gerottet werden kann, nachdem erſt die Gemüther ge»hörig zu dieſem letzten Streiche vorbereitet ſeyn wer»den. Wer noch zweifelt, ob die philoſophiſchen Fa»natiker, welche am Ruder ſitzen, einen ſolchen Plan »haben, der kennt weder ihren Karakter noch ihre Ge»ſinnungen. Dieſe Schwärmer ſagen öffentlich: ein »Staat könne beſſer ohne Religion, als mit derſelben »beſtehen; und ſie behaupten: ſie wären im Stande, »alles Gute, was die Religion bewirke, durch ein »neues, ihnen zugehöriges Projekt zu erſetzen — nem-

Digitized by Google

»lich durch eine neue Erziehungsmethode, welche ſie »erfunden haben, und welche auf genaue Kenntniß »der phyſiſchen Bedürfniſſe des Menſchen gegründet »iſt. Dieſe Bedürfniſſe werden zu einer aufgeklärten »Eigenliebe benutzt, die, wenn ſie genug gebildet ſeyn »wird, ſich in der allgemeinen Liebe, und im Patrio- »tismus verlieren ſoll. Der Plan einer ſolchen Erzie- »hung iſt ſchon lange bekannt. Jetzt heißt dieſelbe, »in der neuen Sprache, die bürgerliche Erzie- »hung (civil education).«

In wie ferne dieſe Bemerkungen eines berühmten Mannes gegründet ſeyn mögen, getraue ich mir nicht zu entſcheiden; aber daß dieſe Schilderung des Geiſtes der modernen franzöſiſchen Philoſophie, im Ganzen genommen, ſehr richtig und wahr iſt, daran kann ich, nach Allem, was ich in Frankreich geſehen und gehört habe, gar nicht zweifeln. Das Einführen einer neuen und philoſophiſchen Religion, in einem Reiche, welches 22 Millionen unaufgeklärter Menſchen enthält, müßte doch mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden ſeyn!

Die Künſte blühten in Frankreich, aber die Zeiten des guten und reinen Geſchmacks waren vorbei, und ein falſcher Geſchmack, der alle Werke der Kunſt mit unnützen Zierrathen überhäufte, hatte deſſen Stelle eingenommen. Die Baukunſt war, zu der Zeit, da unter Ludwig dem Vierzehnten die berühmte Faſſade des Louvre gebaut wurde, auf dem höchſten Gipfel; ſeither iſt ſie ſehr geſunken. Dieſe Faſſade, welche man nicht ohne Bewunderung betrachten kann, und welche, ſowohl an edler Einfalt der Anlage, als an Schönheit der Ausführung, den ſchönſten Werken der griechiſchen und römiſchen Baukunſt gleichkommt, macht dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten mehr

218620R

Ehre, als alle übrigen, auf ſeinen Befehl erbauten Palläſte zuſammengenommen. Seit dieſer Zeit haben die franzöſiſchen Baumeiſter, bei allen neuen Gebäuden, kleinen und großen, dieſe Kolonade bis zum Ueberdruſſe kopirt. Das letzte große Werk der franzöſiſchen Baukunſt iſt die noch nicht ausgebaute Kirche der Sainte Genevieve zu Paris. Dieſes Gebäude iſt, von auſſen ſowohl als von innen, mit unnützen Verzierungen überladen. a)

Ueber die franzöſiſche Muſik hat Rouſſeau in einem vortrefflichen Aufſatze alles geſagt, was ſich ſagen läßt. Ich maaße mir nicht an, darüber zu urtheilen. Der Zuſtand der Dichtkunſt und des Theaters iſt, durch ſchöne Schiften großer Kenner, hinlänglich bekannt. Mit dem Theater muß jetzt nothwendig eine Veränderung vorgehen, indem alle die Stücke, welche vormals mit dem größten Beifalle aufgeführt wurden, auf die neuen und veränderten Sitten nicht mehr paſſen können. Die Bildhauerkunſt und die Mahlerkunſt haben vortreffliche Werke geliefert. Künftig werden ſie wahrſcheinlich zu mechaniſchen Künſten herabſinken, und, außer den Büſten und Portraiten der Mitglieder

---

a) Le Brun hatte den ſonderbaren Einfall, um Ludwig dem Vierzehnten zu ſchmeicheln, ihm zu Ehren eine neue Säulenordnung zu erfinden, welche er die franzöſiſche Ordnung nannte. Acht und vierzig Säulen dieſer Ordnung ſtehen in der berühmten Gallerie zu Verſailles. Ein Baukundiger beſchreibt dieſe Ordnung auf folgende Weiſe: Cet ordre a des coqs, des soleils et des fleurs de lis dans son chapiteau; l'entablement est enrichi de sculptures, qui représentent des chiffres et des dévises de Louis XIV, des couronnes royales, et des colliers des ordres de St. Michel et du St. Esprit. Sur la corniche sont rangés des trophées, auxquels des enfans attachent des guirlandes de fleurs.

der Nationalverſammlung, die man ihnen zu verfertigen übertragen wird, wenig Beſchäftigung finden.

Die *mechaniſchen Künſte* ſind in Frankreich ſehr weit zurück, und die *Manufakturen* ſtehen mit den Engländiſchen in folgendem Verhältniſſe: Franzöſiſche Baumwollentücher und Zitze ſind nicht ſo gut, als die Engländiſchen; Seidenwaaren, Gazen, Blonden, Handſchuhe, Parfums, Battiſte, Porzellan ſind beſſer und wohlfeiler als die Engländiſchen; Leinwand, Fayence, Stahlwaaren, Glaswaaren, Gold- und Silberarbeiten ſind ſchlechter und theurer, als ähnliche Waaren der Engländer.

In allem, was die *Schiffahrt* betrift, ſtehen die Frankreicher den Engländern weit nach; vorzüglich in der, auf Schiffen ſo unumgänglich nothwendigen Reinlichkeit. Auf den engländiſchen, däniſchen und holländiſchen Schiffen iſt die Reinlichkeit und Ordnung bewunderswürdig; auf den ſpaniſchen, franzöſiſchen, und zum Theil auch auf den ſchwediſchen Schiffen, iſt die Unreinlichkeit unbeſchreiblich groß. Dieſer Mangel an Reinlichkeit iſt ſowohl den Schiffen als dem Schiffsvolke ſchädlich; er erzeugt eine große Menge menſchenfeindlicher Inſekten, von denen, ſogar auf den königlichen Schiffen, niemand frei bleibt. Außer dieſen giebt es noch, auf den franzöſiſchen Schiffen, eine beſondere Art von Käfern, die *Ravets* genannt werden, und ſich außerordentlich ſtark vermehren. Auch Mäuſe und Ratten ſind in großer Menge vorhanden, ohne daß man kräftige Maaßregeln zu ihrer Zerſtörung anwendet. Als Folgen der Unreinlichkeit, entſtehen auf den Schiffen ſehr oft anſteckende Krankheiten. Ventilatoren, Gewitterableiter, Deſtillirmaſchinen, ſind auf franzöſiſchen Schiffen unbekannte Dinge.

Von der *Gelehrſamkeit* überhaupt, oder von

von dem, was wir in Deutſchland unter dieſem Ausdrucke verſtehen, kann man ſagen, daß ſie in Frankreich gar nicht vorhanden ſey. Ein eigentlicher Gelehrter, daß heiſst, ein Mann, der mit der Wiſſenſchaft, welcher er ſich gewidmet hat, gründlich bekannt iſt; alle Theile derſelben, im Ganzen und im Detail, ſtudirt; deren Geſchichte, Entſtehung und Fortgang kennt; ſich ohne Aufhören mit dem Zuſtande derſelben in allen Ländern bekannt zu machen ſucht; alle neuen Erfindungen kennt; mit einem Worte, gleichſam ein lebendiger Inbegriff ſeiner Wiſſenſchaft, von ihrem erſten Urſprunge an bis auf die neueſten Zeiten, genannt werden konnte, wie z. B. (um nur zwei zu nennen) Haller war, oder Käſtner iſt: ein ſolcher Mann iſt in Frankreich außerordentlich ſelten. Vielleicht verdient la Lande allein den Namen eines Gelehrten nach dieſer Definition, während Deutſchlaud, an Männern, die ſich dieſem Ideal mehr oder weniger nähern, ſo reich iſt. Die Urſache davon anzugeben ſcheint leicht. Gelehrſamkeit wurde verachtet, wurde nicht geſchätzt; denn ſie diente in Frankreich zu nichts. Man konnte dieſelbe, weder in der Akademie, noch in Geſellſchaften, noch bei den petits Soupees der Großen, noch am Putztiſche der Damen gebrauchen: darum ſuchte auch niemand, ſie ſich zu erwerben. Daß man ſie um ihrer ſelbſt willen ſtudiren müſſe; daß gelehrte Unterſuchungen, dem Forſcher ſelbſt, ohne alle Rückſicht auf andere, den reinſten Genuß gewähren; das ſchien man in Frankreich gar nicht zu wiſſen. Dort galten nur ſolche Kenntniſſe, mit denen man prahlen, oder die man wenigſtens andern wieder mittheilen konnte. Man wollte nichts einnehmen, als was ſich ſogleich wieder ausgeben ließ; nur kurſirende Münze, gleichviel ob ächt oder falſch; und keine Schaumün-

Digitized by Google

zen, die man in den Schrank zurücklegt, um ſich, von Zeit zu Zeit, an ihrem Anblicke zu ergötzen. Der abgeſchmackte Grundſatz des Seneka: Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alter, a) war der Grundſatz aller franzöſiſchen Gelehrten; daher die vielen Encyklopädien, und Wörterbücher, und Handbücher, und Almanache, und portatife Wiſſenſchaften, die in Frankreich zuerſt entſtanden, und leider! nur zu ſehr auch in andern Ländern nachgeahmt worden ſind. Man begnügte ſich mit der Oberfläche, und drang nicht bis auf den Grund. Stellen in Akademien, und andere einträgliche gelehrte Stellen, erhielt man, nicht durch Verdienſt, ſondern durch Kabalen und Intrigen; durch Schmeicheln und Kriechen; durch Prahlen und Großſprechen; durch Verläumden und Anſchwärzen; durch Weiber und Miniſter; durch Gönner und Freunde. Der Mann von wahrem Genie, welcher ſeine eigene Größe kannte, fühlte, und ſich zu ſo verächtlichen Künſten nicht herablaſſen konnte, mußte darben. b) Einer der größten Männer, die Frankreich hervorgebracht hat; ein Mann, deſſen Kopf und Herz gleich vortrefflich waren; ein Mann, welcher eine ganz neue Wiſſenſchaft ſchuf; welcher neue Geſetze der Natur entdeckte; und welcher, über der unaufhörlichen Beſchäftigung mit ſeiner Lieblingswiſſenſchaft,

---

a) Deine Kenntniſſe ſind nichts werth, wenn Andere nicht wiſſen, daß Du dieſe Kenntniſſe beſitzeſt.

b) Quelle horrible peine a un homme, qui est sans prôneurs et sans cabale, qui n'est engagé dans aucun corps, mais qui est seul, et qui n'a que beaucoup de mérite pour toute recommandation, de se faire jour à travers l'obscurité, où il se trouve, et de venir au niveau d'un fat qui est en crédit.

LA BRUYERE.

endlich den Gebrauch ſeiner Augen verlor; Rome de Lisle, kam nicht in die Akademie, und allen Mitgliedern derſelben wurde verboten, ihn in ihren Schriften zu zitiren; weil er, zwar ſehr beſcheiden, aber unwiderleglich, einen Irrthum in Büffons Schriften gezeigt hatte. Er lebte bis an ſein Ende in der gröſsten Dürftigkeit, und es wurde bei ihm wahr, was Addiſon ſagt: »daß oft gerade diejenigen Vorzüge und Ei»genſchaften eines Mannes, welche ihn am erſten em»pfehlen ſollten, ſeiner Beförderung am meiſten im »Wege ſtehen.«

So ſehr es an Gelehrſamkeit in Frankreich fehlte, ſo viele öffentliche Orte gab es dennoch, wo dieſelbe zur Schau getragen wurde. Kein Land hatte ſo viele Akademien, die alle königlich waren. Nur allein Paris beſaß folgende königliche Akademien: Eine Akademie der Wiſſenſchaften; eine Akademie der Inſkriptionen und ſchönen Wiſſenſchaften; eine franzöſiſche Akademie; eine chirurgiſche Akademie; eine mediziniſche Akademie; eine Akademie der Bildhauerkunſt; eine Akademie der Baukunſt; eine Akademie der Muſik; eine Akademie des Ackerbaues; eine Akademie der Tanzkunſt; a) eine Akademie der Fechtkunſt; b) eine

a) Dieſe Akademie wurde von Ludwig dem Vierzehnten geſtiftet; ſie verſammlete ſich in einem eigenen Gebäude, und theilte Preiſe aus.

b) Auch dieſe Akademie hatte Ludwig der Vierzehnte geſtiftet, und derſelben große Privilegien ertheilt. Jeder Fechtmeiſter, welcher Mitglied dieſer Akademie war, erhielt, nach zwanzig Jahren, unentgeltlich, einen Adelbrief für ſich und ſeine Nachkommen. Ludwig der Vierzehnte, der ſo ſtrenge Geſetze gegen die Duelle gab, belohnte dennoch ſo königlich die Leute, welche die Kunſt, methodiſch zu morden, lehren ſollten.

Digitized by Google

Akademie der Reitkunſt; und eine Akademie der Schreibkunſt: a) derer, die nicht königlich waren, nicht einmal zu gedenken.

Vor der Revolution war, in ganz Frankreich, die Zahl der Journale und Zeitungen beſtimmt. Es durfte, ohne Erlaubniß, kein neues Journal, und keine neue Zeitung angefangen werden. Und eine ſolche Erlaubniß konnte endlich die Regierung ſelbſt nicht mehr geben, weil dieſelbe, in jedem Fache, Einem Journale das ausſchließende Recht, auf die Wiſſenſchaft von welcher es handelte, verpachtet hatte. So bezahlte, z. B. der Mercure de France der Regierung jährlich, für das ausſchließende Vorrecht, das Neueſte der Litteratur wöchentlich dem Publikum vorlegen zu dürfen, eine beträchtliche Summe. Auch das Journal de Médecine, das Journal de Physique, das Journal des Sçavants, und andere Journale, bezahlten. Dieſe litterariſchen Vorrechte wurden den Wiſſenſchaften und den ſchönen Künſten ſehr ſchädlich, weil es den Herausgebern gleichgültig war, ob ſie gute oder ſchlechte Aufſätze lieferten; das Publikum mußte ihre Journale dennoch kaufen, da ſie die Einzigen waren. Die franzöſiſche Litteratur blieb, wegen dieſes Monopols, beſtändig einſeitig, und in die Gelehrſamkeit wurde der drückendſte Deſpotismus eingeführt: ein Deſpotismus, der um ſo viel unerträglicher war, da er die Freiheit des Denkens einſchränkte, welche doch, ihrer Natur nach, keiner Einſchränkung unterworfen ſeyn darf. Jedes Journal war im Beſitze einer litte-

---

a) Die Mitglieder dieſer Akademie waren lauter Schreibmeiſter. Sie hielt ihre Sitzungen, theilte Preiſe aus, hatte Mitglieder und Korreſpondenten, einheimiſche und auswärtige, eben ſo, wie die Akademie der Wiſſenſchaften.

Digitized by Google

rariſchen Sekte, welche darüber wachte, daß nichts geſchrieben wurde, was ihrem eigenen Syſteme entgegen zu ſeyn ſchien. Das Journal de Treyoux war von den Jeſuiten, die Année litteraire von den Janſeniſten, das Journal de Médecine von der Pariſer Fakultät gepachtet; und auf eben dieſe Weiſe jedes andere Journal. Litterariſchen Ruhm konnte in Frankreich niemand erhalten, der nicht zu einer litterariſchen Sekte gehörte. Das Linneiſche Syſtem iſt, nun ſchon ſeit dreißig Jahren, über ganz Europa angenommen: aber noch bis im Jahr 1790 lehrte man in Paris nach Tournefort; und die größten jetztlebenden franzöſiſchen Botaniker, Lheritier und Cavanilles ſind von der Akademie ausgeſchloſſen, weil Juſſieu in Paris die Botanik gepachtet hatte, und keinen Linneaner dulden wollte. Ganz Europa brauchte die Chinarinde, während ihr Gebrauch in Frankreich noch von der Regierung verboten war; in ganz Europa bedienten ſich ſchon die Aerzte des Brechweinſteins, nur in Frankreich war ſein Gebrauch noch nicht erlaubt; ganz Europa hatte ſchon Newtons berühmte Entdeckungen angenommen, und noch waren, durch die Kabalen der Akademie der Wiſſenſchaften, die Franzoſen der Hypotheſe des Carteſius zugethan. So viel bewirkten der Partheygeiſt, die litterariſchen Monopole, und die ausſchließenden Vorrechte!

Von den Sitten in Frankreich ſcheint es überflüßig viel zu ſagen. Nur die Weiber und über das Verhältniß beider Geſchlechter gegen einander, ſey es erlaubt, einige Beobachtungen mitzutheilen. Dabei iſt aber im Voraus zu bemerken, daß Alles, was hier geſagt wird, nur von den höhern Klaſſen, von Damen von Stande, Karakter und Ton, zu verſtehen ſey. Die niedrigen Klaſſen zu ſchildern, ſcheint unnöthig

zu ſeyn. Sie bleiben ſich überall gleich, und die Verworfenen ſind in Frankreich noch verworfener als anderswo. Deutſche Reiſende, welche keine anderen Weiber kennen lernten als dieſe, haben dieſelben, auſſerdem, bis zum Ekel treu und wahr beſchrieben.

Ich glaube nicht, daß es, für den Philoſophen, für den Menſchenforſcher, und für den Geſchäftsmann, ein intereſſanteres und lehrreicheres Studium geben kann, als den Karakter der Damen vom Rang und Stande in dem vormaligen Frankreich. Durch ſie geſchah Alles, und ohne ſie geſchah Nichts. Sie ſetzten Miniſter ab, und ſetzten Miniſter ein; ſie regierten das Schickſal von Frankreich, oft von Europa; ſie bildeten den Neuling, und überliſteten den Erfahrnen; ſie lehrten Weisheit, Klugheit und Menſchenkenntniß, und waren, auch für den größten Menſchenkenner, zu weiſe und zu klug. Geſchwätzig, und dennoch verſchloſſen, ſagten ſie Alles; nur nicht was man gerne wiſſen wollte. Entdeckten ſie ein Geheimniß, ſo ſuchten ſie eines herauszulocken. Sie ſpielten alle Rollen gleich glücklich, gleich natürlich. Sie ſprachen ſelten von ſich, und dennoch niemals anders, als in Beziehung auf ſich ſelbſt. Einen Unerfahrnen in die Welt zu führen, und einem Erfahrnen zu beweiſen, daß ſeine Erfahrung Nichts ſey: dieß waren die beiden großen Gipfel ihrer Kunſt. Empfindung hatten ſie nicht, Liebe kannten ſie nicht: und dennoch ſprachen ſie von Nichts ſo gerne, als von Liebe und von Empfindung. Obgleich eiskalt, ſchienen ſie beſtändig zu glühen. Auf den erſten Blick unterſchieden ſie den Mann, der mit ihnen umgieng. Sie ſahen, was er war, was er werden konnte, und welche Stelle ſie ihm, in ihrem Hofſtaate, anvertrauen durften. Sie ſchienen gar nicht zu beobachten, und beobachteten unaufhör-

lich; ſie ſchienen ſich um Nichts zu bekümmern, und ſie bekümmerten ſich um Alles; ſie ſchienen immer offenherzig und aufrichtig, und dennoch konnte man Jahre lang mit ihnen umgehen, ohne ſie ganz kennen zu lernen. Wie Rouſſeau, eben ſo richtig als ſchön, ſagt: »waren ſie die krummen Linien, deren Aſym»ptote der Geſchäftsmann war. Er näherte ſich ihnen »beſtändig, ohne ſie jemals zu berühren.« Wollte man in der großen Welt leben, um ſich darin zu bilden, oder um darin ſein Glück zu machen; ſo mußte man ſie kennen, und mit ihnen umzugehen wiſſen: denn ohne ſie geſchah, wie ſchon geſagt worden iſt, Nichts; und gegen ihren Willen irgend einen Plan durchzuſetzen, davon war gar die Rede nicht. Bei ihnen fand man die Schule der Intrige; ſie waren das Werkzeug der Kabale. Ihre Plane waren nicht kurz, nicht von heute auf morgen. Sie ſahen tief in die Zukunft, und ließen daher Vieles geſchehen, das gegen ihre Wünſche war, das ihnen gar nicht gefiel, um, wenn der Zeitpunkt da ſeyn würde, den Punkt, welchen die Zeit ſelbſt mitbringen muß, alsdann auf einmal den Streich ſchlagen zu können, zu welchem ſie, vielleicht Jahre lang, mit unverrücktem Blicke, den Arm aufgehoben hatten. Sie waren ſelten ſchön, noch ſeltener gut gewachſen, immer geſchminkt, heftig in ihrem Betragen und in allen Bewegungen, und daher einem feinfühlenden Manne allemal unausſtehlich. Sanftmuth, Unſchuld, Beſcheidenheit, Weiblichkeit, traf man bei ihnen gar nicht an. In der Jugend waren ſie ſpröde und gelehrt; im Alter galant und bigott. Sie änderten im Alter ihren Geſchmack, wie Friedrich der Große; und vielleicht aus derſelben Urſache. Friedrich liebte die Muſik über alles, er widmete ihr, vierzig Jahre lang, wenn er nicht im Felde

war, täglich vier Stunden; Er fand aber, in den letzten Jahren ſeines Lebens, gar keinen Geſchmack mehr daran, — weil er ſeine Vorderzähne verloren hatte, und die Flöte nicht mehr blaſen konnte. a) Er liebte die Muſik nur ſo lange, als er ſelbſt mitſpielen konnte; nachher verlor er den Geſchmack daran: ſo auch die franzöſiſchen Damen!

Der Mann von Erziehung, von Rang und von Stande, in Frankreich, welcher beſtändig in der groſſen Welt lebte, theilte alle verheiratheten Frauenzimmer (unverheirathete blieben im Kloſter, ſo lange bis ſich Jemand um ſie bewarb) in vier Klaſſen: in die Pruden, die Kokettẽn, die Zärtlichen, und die Galanten Damen. Eine Prude hieß eine Dame, die ſich nicht in den Weltton ſchickte, die zurückhaltend war, die in Geſellſchaft wenig ſprach, die nur für ihren Mann lebte, und Zucht und Ehrbarkeit liebte; mit Einem Worte, die ſchätzbare Matrone. Unter dieſer Klaſſe fand man in Frankreich Damen von vortreflichem Kopfe und von dem beſten Herzen. Eine Kokette hieß diejenige, welche jedem, der ſich ihr näherte, glatte Worte gab, jedem verſprach, und keinem gewährte. Unter dieſe Klaſſe gehörten gemeiniglich die jungen und ſchönen Damen. Eine Zärtliche (femme tendre) hieß diejenige, welche nur einen Liebhaber hielt, und wenn dieſer verabſchiedet war, einen andern wählte, aber immer nur Einen. In dieſe Klaſſe gehörten vorzüglich die Damen vom mittleren Alter. Eine galante Dame endlich, wurde diejenige genannt, welche mehrere Liebhaber zu gleicher Zeit hatte. Mit dem Worte Liebhaber verbin-

---

a) Dieſe Anekdote erzählt Herr Kapellmeiſter Reichardt. Man ſehe *Burney's* history of Music.

de ich keineswegeſ einen unedlen oder groben Sinn; davon iſt hier die Rede nicht; ſondern ich will damit bloß Dasjenige ausdrücken, was man in Italien Cicisbeo, Cavaliere ſervente, nennt. Der Mann hat ſeine Geſchäfte, er kann nicht zu jeder Stunde ſeiner Frau zu Gebote ſtehen, um ſie dahin zu begleiten, wohin ſie zu gehen wünſcht; und gehen muß ſie dennoch; allein gehen kann und darf ſie nicht, ſie wählt ſich daher, mit Bewilligung des Mannes, einen Begleiter. Dieſer iſt bloß allein der Vertraute; ſobald er mehr wird, iſt er ſchon dadurch entlaſſen, und das Verhältniß hört eben ſo auf, als wenn es gar nie da geweſen wäre.

In keinem Lande war der Ehebruch ſo häufig, als in Frankreich. Folgende Geſchichte verdient, als ein Beiſpiel der Sitten des vormaligen Frankreichs, hier erzählt zu werden.

In dem Jahre 1787 wurde Beaumarchais, von dem Banquier Kornmann, zu Paris, wegen Ehebruch und Verführung angeklagt. Herr Kornmann lebte zu Strasburg und war im Beſitze eines beträchtlichen Vermögens. Im Jahre 1774 heirathete er Mademoiſelle Fäſch, von Baſel in der Schweiz, ein liebenswürdiges, reiches, junges Frauenzimmer. Bald nachher gieng Herr Kornmann nach Paris, und lebte daſelbſt ſechs Jahre lang mit ſeiner Frau ſehr glücklich. Im Jahre 1779 machte er die Bekanntſchaft des Herrn Daudet, erſten Syndiks der Stadt Strasburg. Dieſer Daudet war ein verdorbener Mann, ohne Religion, ohne Moral, ohne Grundſätze. Schon in ſeiner Jugend hatte ſich ſein Vater genöthigt geſehen, ihn ins Gefängniß ſetzen laſſen zu müſſen, um ihn von der Strafe zu retten; aber kaum war er wieder frei, als er auch ſchon ſeine Be-

Digitized by Google

trügereien und ſeine Ausſchweifungen wiederum anfieng. Im Jahre 1770 war er, unter dem angenommenen Namen eines Grafen von Laubergen, zu Neuſchatel in der Schweiz, verführte daſelbſt die Weiber und beſtahl die Männer, a) endlich aber wurden ſeine Betrügereien entdeckt, er ward, wegen eines falſchen Wechſelbriefes, angehalten, und entgieng, nur durch eine ſchnelle Flucht, der Todesſtrafe. Mit dieſem Manne wurde Madame Kornmann bekannt. Er, in alle geheime Kunſtgriffe der feineren Verführungskunſt eingeweiht; ſie, eine junge, noch unerfahrne Dame: da war es dann kein Wunder, daß er ſeinen ſchändlichen Zweck bei ihr ſehr bald erreichte. Sie verließ ihren Mann und ihre Kinder, um Tage und Nächte mit Daudet zuzubringen. Daudet liebte die Kornmann nicht; aber er erhielt von ihr die großen Summen, welche er nöthig hatte, um ſeine Ausſchweifungen mit Mädchen aus der niedrigſten Klaſſe fortſetzen zu können. Kornmann erfuhr endlich die Aufführung ſeiner Frau und verbot dem Verführer, ferner ſein Haus zu beſuchen; aber Daudet kam dennoch, Madame Kornmann nahm ſeine Parthie gegen ihren Mann, und dieſer hatte jetzo, in ſeinem eigenen Hauſe, keinen ruhigen Augenblick mehr. Vorſtellungen,

---

a) Im Jahr 1770 ſchrieb Daudet, von Neuſchatel, an ſeinen Freund zu Paris folgende Worte: J'ai inſpiré la paſſion la plus vive à cette jeune tête (Madame de F.) qui eſt toute émerveillée de voir un François galant, car les Neubourgois ſont ruſtics avec les femmes. Si tu pouvois aſſaſſiner ſon mari, agé de 50 ans, qui eſt à préſent à Paris, et qui a 1,500,000 de bien, elle m'épouſeroit demain. Moi je ne ſuis pas amoureux, et je ſuis tout ſurpris de voir mes ſuccès.

Lettres de Daudet, 4. *p.* 49.

Bitten und Zureden, waren vergeblich, und Daudet vergaß ſich zuweilen, in unbeſonnenen Reden, ſo weit, daß er Herrn Kornmann drohte, er wollte ihn umbringen. Dieſer ſah daher kein anderes Mittel, ſich Ruhe zu verſchaffen, als ſeine Frau bei dem Polizeilieutenant, Herrn le Noir, zu verklagen. Daudet verreiſte nun auf eine kurze Zeit, in Geſchäften des Prinzen von Naſſau, unterhielt aber eine Korreſpondenz mit der Kornmann. Die Briefe wurden aufgefangen, Herr Kornmann erhielt einen Verhaftbrief von dem Miniſter, und Madame Kornmann wurde nach einem Kloſter gebracht, ohne daß irgend Jemand, außer ihrem eigenen Manne, wuſte wo ſie hingekommen war. Sie geſtand nunmehr, daß ſie von Daudet ſchwanger ſey. Unvermuthet und unerwartet ſchreibt jetzo Beaumarchais an den Advokaten des Herrn Kornmann, den Herrn Turpin, einen ſehr inſolenten Brief, in welchem er ſagt: er nehme Madame Kornmann in ſeinen Schutz, und er verlange, daß Herr Kornmann ſeine Frau ſogleich wieder frei laſſe und zu ſich nehme: wo nicht, ſo würde er ſeine Feder und ſeinen Kredit anwenden, um Kornmann zu Grunde zu richten. Kornmann war hierüber ſehr beſtürzt; er kannte Beaumarchais nicht, und hatte ihn nie geſehen; er konnte daher nicht begreifen, wie es zugehe, daß ſich dieſer in ſeine Familienangelegenheiten miſche. Er geht zu le Noir und beklagt ſich. Le Noir antwortet: Beaumarchais ſey ein Böſewicht, aber ein ſehr gefährlicher Böſewicht; denn, durch ſeinen Verſtand, und durch die Kunſt zu beluſtigen und zu verführen, habe er ſich überall Anhänger verſchafft, und es würde ihm nichts leichter, als gegen Jeden, der ihm mißfalle, eine Verſchwörung anzufangen, und denſelben gefährlich zu werden. Er ſelbſt fürchte ihn, und überdieß wiſſe

er,

er, daß Beaumarchais ſich vorgenommen habe, Madame Kornmann auf alle Weiſe zu beſchützen, und da er mit zwei Parlamentsgliedern ſehr vertraut umgehe, und zwar mit zweien, die beide einen ſehr großen Einfluß auf die übrigen hätten: ſo möchte es wohl der Klugheit nicht gemäß ſeyn, gerichtlich gegen ihn zu verfahren. Was das uneheliche Kind betreffe, mit welchem Madame Kornmann jetzo ſchwanger gehe: ſo nehme er (le Noir) es über ſich, nach ihrer Niederkunft dieſes Kind zu entfernen (de le faire disparoitre); er habe mehr als zweihundert Kinder entfernt, und wiſſe ſchon, wie er ſich, in einem ſolchen Falle, zu verhalten habe. Daudet war indeſſen zurück gekommen, und Kornmann verlangte, daß er in Verhaft genommen werden ſolle, um über die Juweelen der Madame Kornmann, welche er mit ſich nach Holland genommen hatte, Rechenſchaft abzulegen. Le Noir ſchlug dieſe Bitte aus ſehr ſonderbaren Gründen ab a). Indeſſen erlaubte le Noir, daß Daudet und Beaumarchais die Madame Kornmann in ihrem Kloſter täglich beſuchten, mit ihr ein geheimes Verſtändniß unterhielten, und verhinderten, daß ſie ſich nicht mit ihrem Manne ausſöhnte. Sie war in dieſes Kloſter gebracht worden, damit ſie, von ihrem Verführer entfernt, in der Einſamkeit, Zeit haben möge, über ihr voriges Leben nachzudenken: und ſtatt deſſen fand ſie an dieſem Orte Gelegenheit zu noch größeren Ausſchweifungen. Le Noir ſelbſt; der Handhaber der

a) Qu'une sévérité de ce genre, en pareil cas, n'étoit plus dans nos moeurs; que s'il falloit arrêter tous les hommes, qui dans Paris vivent avec les femmes des autres, on seroit bientot contraint de s'assurer des trois quarts de la ville.

Gerechtigkeit, der Polizeilieutenant le Noir, hatte ſich in Madame Kornmann verliebt, ſie verführt, und ſie täglich in ihrem Gefängniſſe beſucht. Kornmann erfährt dieſes, und bittet ſich, von den Miniſtern zu Verſailles, die Erlaubniß aus, ſeine Frau wiederum zu ſich nehmen zu dürfen; aber dieſe Erlaubniß wird ihm abgeſchlagen. Le Noir und Beaumarchais nehmen die Madame Kornmann, aus dem Kloſter, in welchem ſie ſich befindet, und bringen ſie, unter dem Vorwande, daß das Kloſter zu ihrer Niederkunft kein bequemer Ort ſey, an einen andern Ort, in ein Privathaus, wohin Kornmann keinen Zutritt hat. Daudet, Beaumarchais und le Noir mißbrauchen die Gewalt der Juſtiz, um einen Mann ſeiner Frau zu berauben, um das unglückliche Schlachtopfer ihrer Verführung ganz in ihre Gewalt zu bekommen, und ſie den Bitten, Vorſtellungen und Zureden ihres Mannes, ihrer Verwandten, und aller Wohldenkenden zu entrücken!

Mit der Verführung der Frau waren aber dieſe Böſewichter nicht zufrieden; ſie wollten auch den Mann zu Grunde richten, und leider! gelang es ihnen. Kornmann war Banquier, und ſie untergruben ſeinen Kredit. Sie ſtreuten heimlich aus, er würde ſich nicht lange mehr halten können, er würde bald bankerott werden, und dergleichen mehr. So vielen Anfällen konnte Kornmann nicht widerſtehen; mit einer Bilanz, deren Aktives das Paſſive um eine ganze Million Livres übertraf, ſah er ſich genöthigt, ſeine Zahlungen einzuſtellen. Durch Beaumarchais und Daudet machte Madame Kornmann bald eine neue Bekanntſchaft, die Bekanntſchaft des Kardinals von Rohan; und an ihm erhielt Kornmann einen neuen Feind. Zu eben dieſer Zeit kam Beaumarchais zu

Herrn Kornmann, um ihn zu zwingen, gewiſſe Artikel zu unterſchreiben, welche eine Art Vergleich mit ſeiner Frau ſeyn ſollten. Als Kornmann ſich weigerte, den Beaumarchais zum Schiedsrichter zwiſchen ſich und ſeiner Frau anzunehmen, antwortete dieſer: »Vergeſſen Sie nicht, daß Peter Auguſtinus Caron de »Beaumarchais ſie zu Grunde richten wird a).» Bald nachher wurde Herr Kornmann in ſeinem eigenen Hauſe vergiftet: aber die Doſis war nicht ſtark genug; er ſchlief ſechs und dreißig Stunden an einem fort, erwachte dann, war einige Tage krank, und erholte ſich wieder. Kornmann reiſte einige Wochen nach Spaa, um ſeine Geſundheit herzuſtellen, und nach ſeiner Rückkunft fand er, daß Beaumarchais, während ſeiner Abweſenheit, ſich einer ihm zugehörigen Summe von 900,000 Livres bemächtigt, falſche Zeugen gedungen, und einen Kriminalprozeß gegen ihn angefangen hatte. Le Noir brauchte ſein ganzes Anſehen, und alle Mittel, welche er, als Polizeilieutenant, in Händen hatte, dazu, den Herrn Kornmann zu verfolgen, und an einem finſtern Abende wurde Kornmann, vor der Thüre ſeines Hauſes, von einem Manne (wahrſcheinlich von Beaumarchais ſelbſt) angegriffen, und es ward mit einer Piſtole auf ihn geſchoſſen. Der Schuß durchlöcherte die Hutform an zwei Stellen, traf aber, zum Glücke, den Kopf nicht. Der Prozeß iſt, ſo viel man weiß, niemals zum Spruche gekommen.

In den Geſellſchaften der Pariſer Damen, in ihren kleinen und großen Zirkeln, wurde über den Werth neuer Bücher geurtheilt, ſüße Romane und artige Gedichte wurden vorgeleſen, die Neuigkeit des Tages

a) Souvenez-vous, que Pierre Augustin Caron de Beaumarchais vous perdra.

ward erzählt, und die ſkandalöſe Chronik ward geſchmiedet. In dieſen Geſellſchaften wurden eine Menge ſonderbarer und auffallender Geſchichten erfunden, welche, am folgenden Tage, ganz Paris erfuhr, und welche man um ſo viel eher glaubte und für wahr hielt, je unglaublicher und wunderbarer ſie zu ſeyn ſchienen. Leichtgläubigkeit iſt ein Hauptzug im Karakter des Pariſer. Er zweifelt niemals; und die Kunſt, ihm eine Lüge, ſo ungereimt dieſelbe auch ſeyn mag, für Wahrheit aufzudringen, beſteht nur darin, daß man ſie recht dreiſt behaupte. Wagte es doch Caglioſtro, als er in der Baſtille ſaß, in ſeiner Rechtfertigungsſchrift, ſich für einen Magus auszugeben; zu erzählen: wie er in Malta geboren, in den egyptiſchen Pyramiden erzogen, durch alle Theile der Welt gereiſt, und endlich, aus Liebe zu den Frankreichern, nach Paris gekommen ſey, um dort wohl zu thun, und ſein Geld zu verſchwenden. Ich befand mich damals in Paris, ich kam in viele Geſellſchaften, und beinahe durchgängig hörte ich, daß man dieſes Feenmährchen für eine wahre Geſchichte hielt. Je wunderbarer und unglaublicher die Erzählung iſt, habe ich geſagt, deſto wahrſcheinlicher findet man dieſelbe, und deſto ſchneller glaubt man ſie. Dieſes iſt in der That buchſtäblich wahr. Feine Betrüger, welche das menſchliche Herz kennen, und ihre Rolle im Großen zu ſpielen vorhaben, machen ſich dieſe Bemerkung zu Nutze, und erreichen ihren Zweck; nicht dadurch, daß ſie etwas Auſſerordentliches, ſondern dadurch, daß ſie etwas ſchlechterdings Unmögliches zu thun verſprechen. Die Leute in der großen Welt, die Vornehmen, Großen und Reichen, haben ihre Gefühle ſchon ſo ſehr abgeſtumpft, daß nur die allerſtärkſte Erſchütterung auf ſie wirken kann. In alten Zeiten brauchten

ſie, um ſich dieſe Erſchütterung zu verſchaffen, Gladiatoren und Giftmiſcher: in neuern Zeiten thun dieſen Dienſt, Trauerſpiele, Stiergefechte, das Boxen in England, Grahams himmliſches Bette, die Konvulſionen des Abbe Paris, Goldmacherkunſt, Geiſterſehen, Magnetismus, Caglioſtro, und endlich, wenn der Verfall aufs höchſte geſtiegen iſt, wie in Frankreich, Königsmord. Dieſes iſt der letzte Punkt. Wenn man einmal ſo weit kommt, dann bleibt weiter nichts mehr übrig, als daß ſich eine ſolche Nation unter ſich ſelbſt ermorde; daß das Schwerdt des Vaters gegen den Sohn, und das Schwerdt des Sohns gegen den Vater ſich kehre; daß das Weib den Mann, und der Mann das Weib umbringe; daß Bürgerblut den Erdboden dünge, damit er einer künftigen beſſern Generation, als die gegenwärtige iſt, deſto reichlicher Früchte bringen möge. Wenn das Morden vorüber iſt, wenn der Bürgerkrieg aufgehört hat; dann entſteht, wie die Geſchichte lehrt, in einem ſolchen Lande Ruhe — Ruhe und Stille, wie ſie in einer Gegend herrſcht, über welche die Peſt, mit ihrem vergiftenden und verheerenden Hauche hingezogen iſt.

Da ich einmal der Leichtgläubigkeit der Frankreicher, und des ihnen eigenen Hanges erwähnt habe, das Unglaubliche glaubwürdig zu finden: ſo ſey es mir vergönnt, ein paar Worte über eine Geſchichte zu ſagen, welche ſehr viel Aufſehen gemacht hat: ich meine die Geſchichte der eiſernen Maske. Dieſe Geſchichte ſcheint Erfindung eines müßigen Kopfes, zu Beluſtigung des leichtgläubigen Publikums, oder vielleicht Erfindung eines Staatsmannes, zu irgend einem wichtigen Zwecke, geweſen zu ſein. Es läßt ſich, aus phyſiſchen und medizíniſchen Gründen, darthun, daß ein Mann, deſſen Geſicht beſtändig mit einer mit

Sammt gefütterten eiſernen Maske bedeckt wäre, nicht, ohne an ſeiner Geſundheit zu leiden, lange leben könnte. In den Regiſtern der Baſtille kommt von einem ſolchen Gefangenen gar nichts vor; es geſchieht ſeiner keine Erwähnung. Und wer hat dieſe Geſchichte zuerſt erzählt? Voltaire, der ſo unzuverläßige Voltaire! Er ſelbſt ſagt, a) niemand habe, vor ihm, dieſe Anekdote erzählt, und er habe ſie von einigen Höflingen erfahren (qu'il la tenoit des gens de cour). Hier ſagt er ſchon eine Unwahrheit; denn er hat die Geſchichte aus einem politiſchen Romane genommen b). Dieß iſt der Urſprung der Erzählung, und alles Authentiſche, was wir davon wiſſen. So große Mühe man ſich auch in der Folge gegeben hat, über dieſe Geſchichte etwas auszufinden; ſo viel Mühe ſich ſelbſt der Staatsminiſter Malesherbes gab, welchem alle Archive, nicht nur der Baſtille, ſondern des ganzen Königreiches, offen ſtanden: ſo wenig fand ſich dennoch, aller Bemühungen ungeachtet, irgend ein Umſtand, der die Wahrheit derſelben beſtätigt hätte. Alles beruht auf demjenigen, was Voltaire, ohne den geringſten Beweis, erzählt. Die Erzählung hat indeſſen, vor einiger Zeit, durch die, von dem Abbe Giraud Soulavie herausgegebene, Lebensgeſchichte des Marſchalls von Richelieu, neues Intereſſe erhalten. Der Herausgeber hat, in dieſe Lebensgeſchichte, einen namenloſen Aufſatz eingerückt, worin das Geheimniß des Mannes mit der eiſernen Maske aufgedeckt ſeyn ſoll. Es wird erzählt: die Tochter des Herzogs Regenten von Orleans habe dieſen Aufſatz, als den Preis einer Blutſchande, von

---

a) Siècle de Louis XIV. Questions sur l'Encyclopédie.

b) Mémoires secrets pour servir à l'histoire de Perse. 1729.

Digitized by Google

ihrem Vater, deſſen Lüſten ſie ſich dafür überließ, erhalten, und dagegen habe ſie eben denſelben Auſſatz wiederum ihrem Liebhaber, als den von ihm verlangten Preis ſeiner Gefälligkeiten für ſie, überlaſſen müſſen. Welch ein Gewebe von Abſcheulichkeiten! Wie leicht iſt es möglich, daß, unter ſolchen Umſtänden, der ganze Auſſatz, der ja von niemanden unterſchrieben iſt, entweder von dem Herzoge Regenten, oder von ſeiner Tochter, oder vom Marſchall untergeſchoben und erdichtet worden ſeyn kann. Vielleicht iſt derſelbe ſogar von dem Herausgeber erdichtet, welcher, als einer der dreiſteſten Großſprecher, ſchon lange bekannt iſt, a) und welcher, durch das ganze Buch, den Marſchall Richelieu, (deſſen deſpotiſche Grundſätze allen, die ihn kennen gelernt haben, bekannt genug ſind) wie einen Turgot, oft ſogar wie einen Algernon Sidney ſprechen läßt. Geſetzt aber, man wollte annehmen, daß ein, auf eine ſo empörende Weiſe erhaltener Auſſatz, wirklich authentiſch ſey:

---

a) Nachdem der Abbe Giraud Soulavie, von ſeiner Reiſe in die ſüdlichen Provinzen Frankreichs, zurückgekommen war, ſchenkte er dem königlichen Naturalienkabinette, unter andern ſchönen Dingen, auch eine verſteinerte Kornähre, mit folgender Aufſchrift: Epi de froment pétrifié, trouvé à dix pieds sous terre. Pièce rare et unique. Einer meiner Freunde, welcher zugegen war, als der Abbe das Geſchenk überreichte, ſagte zu ihm: Mais, mais, Monsieur l'abbé, comme vous y allez; l'on diroit que vous nous prenez pour des cruches . . . . . Allons donc, allons, taisez-vous, ſagte der Abbe, indem er ihn unterbrach, je n'ignore pas tout ce que vous pourriez me dire; mais *ils veulent du merveilleux, et il est si aisé de les satisfaire.* Ein Geſchichtſchreiber, der nach ſolchen Grundſätzen handelt, kann doch unmöglich zuverläßig ſeyn.

Digitized by Google

ſo läßt ſich dennoch deutlich darthun, daß das darin entdeckte Staatsgeheimniß unmöglich das Geheimniß des Mannes mit der eiſernen Maske ſeyn könne. Hiebei halte ich mich nicht auf; denn dieſer Beweis iſt ſchon anderswo, ausführlich und überzeugend, geführt worden. a) Worauf beruht alſo die Geſchichte der eiſernen Maske? Auf dem Zeugniſſe des unbekannten und ungenannten Verfaſſers eines politiſchen Romans, auf der Erzählung Voltaires, und auf den Erdichtungen eines unzuverläſſigen Schriftſtellers. Wer wollte nun noch länger zweifeln, daß dieſe Geſchichte, die gar nichts Authentiſches für ſich hat, eine Erdichtung ſey; daß man ſeine Zeit verlieren würde, wenn man ſie aufzuklären ſuchte; und daß ſie, gleich der Geſchichte des Kindes mit dem goldenen Zahne, ſich endlich ſo entwickelt, daß die Thatſache, zu deren Erklärung man ſo viele Hypotheſen erfunden hatte, gar nicht vorhanden war, ſondern auf einem bloßen Gerüchte beruhte. Ob die beiden Urkunden, welche der Jeſuit Griffet zuerſt bekannt gemacht hat, wirklich vorhanden waren, oder noch ſind, und ob dieſe Urkunden Beweiskraft haben, darüber laſſen ſich noch ſtarke Zweifel erheben. Ich halte es aber nicht der Mühe werth, mich bey einem ungegründeten Volksmährchen länger aufzuhalten.

Quand l'abſurde eſt outré, l'on lui fait trop d'honneur
De vouloir, par raiſon, combattre ſon erreur.

LA FONTAINE.

Den Zuſtand von Frankreich vor der Revolution habe ich hier, größtentheils nach eigenen Beobachtungen, geſchildert, um den philoſophiſchen Leſer auf die Bemerkung zu leiten: wie wichtig es ſey, der Beant-

a) La Baſtille devoilée. Neuvième livraiſon. p. 104.

wortung der folgenden beiden Fragen ſeine ganze Aufmerkſamkeit zu gönnen, wenn er über die franzöſiſche Revolution und ihre Folgen richtig urtheilen will:

I. In wiefern war das Volk, deſſen Zuſtand ſo eben beſchrieben worden iſt, zur Freiheit vorbereitet?

II. In wiefern dient die neue Regierungsform und die neue Staatsverwaltung, welche es nun angenommen hat, dazu, daſſelbe frei zu machen, und es frei zu erhalten?

Die erſte Frage läßt ſich, aus dem bisher Geſagten, völlig beantworten; die zweite Frage wird in den folgenden Abſchnitten, durch Thatſachen, beantwortet werden.

Die Frankreicher hatten, durch den Druck, unter welchem ſie, während der vorigen beiden Regierungen lebten, einen immer zunehmenden Haß und Abſcheu gegen den Deſpotismus erhalten. Aber Haß gegen den Deſpotismus iſt noch nicht Liebe zur Freiheit; einer alten wankenden Staatsverfaſſung den letzten Stoß geben, heißt noch nicht eine neue aufbauen. »Eine »alte unleidliche Konſtitution mit der Wurzel ausrotten,» ſagt ein berühmter deutſcher Schriftſteller, »heißt noch gar nicht, eine neue glückliche gründen. »Der Uebergang aus dem Deſpotismus zur wahren »Freiheit iſt halsbrechend. Die Geſchichte aller Staats»revolutionen, deren wir ſo viele umſtändlich kennen, »lehrt, daß die Völker dabei gewöhnlich nur aus einem Deſpotismus in einen andern geſtürzt, und oft, »wenigſtens auf eine Zeitlang, unglücklicher als vorhin geworden ſind.» a)

a) Schlözers Staatsanzeigen. Heft 56. S. 499.

Digitized by Google

Freiheit beſteht nicht darin, daß ein Volk keinen König und keinen Adel habe; nicht darin, daß es ſeine Geſetzgeber ſelbſt wähle; ſondern darin: »daß ein »Jeder, ſo lange er die Perſonen der übrigen nicht be»leidigt, und ſo lange er ſie in dem ruhigen Genuſſe »des Erwerbs ihrer Betriebſamkeit nicht ſtört, gewiß »ſeyn könne, ſelbſt gleichfalls das Erwerb ſeiner eige»nen Betriebſamkeit ruhig zu genießen, und für ſeine »Perſon völlig ſicher zu ſeyn.« a) Ein Volk aber, welches einer ſolchen Freiheit zu genießen wünſcht, muß dazu vorbereitet und gebildet ſeyn; eine Nation, welche lange an ſklaviſche Unterwürfigkeit gewohnt war, kann einen ſo hohen Grad von Freiheit nicht ertragen. Ein ewiges Geſetz der Natur, das eben ſowohl in der moraliſchen als in der phyſiſchen Welt gilt, gebietet: daß alles, was feſt, beſtändig und dauerhaft ſeyn ſoll, langſam und allmählig entſtehe, und nie durch einen Sprung geſchehe. Was ſchnell entſteht, vergeht auch ſchnell; was langſam wächſt, wird felſenfeſt. Tauſende von Pilzen ſchießen in Einer Nacht auf, und zerfließen des andern Tages in Schleim, während die majeſtätiſche Eiche durch Jahrtauſende fortwächſt, und dann den Stürmen und den Elementen Trotz bietet. »Völker, welche einmal an »Herrſcher gewöhnt ſind, können dieſelben nicht mehr »entbehren. Verſuchen ſie das Joch abzuwerfen; ſo »entfernen ſie ſich nur deſto mehr von der Freiheit: »denn, indem ſie eine zügelloſe Ausgelaſſenheit, wel»che derſelben gerade entgegengeſetzt iſt, für die Frei»heit ſelbſt halten, gerathen ſie beinahe immer, durch »ihre Revolutionen, in die Hände von Verführern,

---

a) *De Lolme* constitution of England. p. 245.

Digitized by Google

»welche ihnen noch ſchwerere Ketten auflegen, als ſie »vorher trugen.« a)

»Freiheit« ſagt ein vortreflicher Schriftſteller, »Freiheit iſt nicht eine Pflanze, die ſchnell aufſchießt; »Zeit allein kann ihr Kraft geben. Sie faßt nur Wur»zel in einem Erdreiche, welches ihr angemeſſen iſt; »und ſoll ſie blühend und bleibend ſeyn, ſo muß ſie »ſorgfältig gepflegt, und vor den Gefahren, von de»nen ſie beſtändig umgeben iſt, mit unabläßiger Auf»merkſamkeit geſchützt werden. Aber wie ſie zu ſchü»tzen, wie ſie zu pflegen ſey; dieß können die Men»ſchen allein durch Erfahrung lernen: eine Art von »Erfahrung, mit welcher diejenigen, welche unter ei»ner abſoluten Monarchie zu leben gewohnt geweſen »ſind, bekannt zu werden, kaum Gelegenheit gehabt »haben können. Vergeblich wird daher eine Regie»rungsform, die darauf abzielt, einem Volke Frei»heit zu geben, bei demſelben eingeführt werden, »wenn es nicht vorbereitet iſt, dieſelbe zu erhalten. »Kaum noch der Knechtſchaft entgangen, kann es »ſchwerlich diejenige Freimüthigkeit der Denkungsart, »die Größe der Seele, und den muthigen Geiſt beſi»tzen, welche vielleicht nur das Gefühl von Unabhän»gigkeit einflößen kann, und welche doch ſo nothwen»dig ſind, um die Uebereinſtimmung zwiſchen dem Ka»rakter des Volks und dem Weſen einer freien Regie»rungsform hervorzubringen, ohne welche Ueberein»ſtimmung eine ſolche Regierungsform nicht lange be»ſtehen kann.« b)

Drei Klaſſen von Menſchen haben vorzüglich dazu beigetragen, die Revolution in Frankreich vorzuberei-

---

a) *J. J. Rousseau* Discours sur l'inégalité.

b) *Sheridan* history of the revolution in Sweden. p. 139.

ten und zu befördern; die Papierwucherer (Agioteurs), die ſogenannten Philoſophen, und die Phyſiokraten oder Oekonomiſten. Jede dieſer drei Partheien ward täglich ſtärker und mächtiger; jede würkte für ſich; und als ſie ſich endlich vereinigten, da konnte ihnen nichts mehr widerſtehen. Die Papierwucherer und die Oekonomiſten arbeiteten anfänglich nach ganz entgegengeſetzten Grundſätzen; ſie arbeiteten gegen einander. Je mehr der Geld- und Papierreichthum in Frankreich aufkam, deſto weniger konnte das ökonomiſche Syſtem eingeführt werden; und wenn es eingeführt werden ſollte, ſo mußte der Papierwucher nothwendig aufhören. Das Intereſſe dieſer beiden Partheien war ſich demzufolge gerade entgegengeſetzt; aber bald fand ſich ein Punkt, in welchem das Intereſſe beider zuſammentraf, wodurch unter ihnen eine Vereinigung zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke entſtand. Dieſer Punkt war die Aufhebung der Klöſter und die Einziehung der Güter, welche der Geiſtlichkeit zugehörten. Die Oekonomiſten wollten, auf dieſe Weiſe, eine große unfruchtbare a) Klaſſe von Menſchen ausrotten, die ihnen zugehörigen Güter aus ihren Händen nehmen, und der hervorbringenden Klaſſe übergeben. Die Papierwucherer hingegen hatten, bei Einziehung der geiſtlichen Güter, die Ausſicht zu neuen Spekulationen, zu neuem Papiergelde, und die Hoffnung, einen Staatsbankerott, der ſie alle zu Grunde gerichtet hätte, zu verhüten. Beide hatten dem zufolge ein gemeinſchaftliches Intereſſe gegen den Adel und die Geiſtlichen.

---

a) Ich bediene mich dieſer Kunſtausdrücke, weil ich vorausſetze, daß der Leſer mit dem Syſtem der Oekonomiſten bekannt ſey.

Freihandel Etc.

Zu ihnen geſellten ſich nun auch noch die Philoſophen, denen es bloß allein um Ausrottung der chriſtlichen Religion und um Aufhebung aller Geiſtlichen zu thun war. Dieſe Vereinigung dreier, ſo mächtiger Sekten, war eine der erſten Urſachen der Revolution. Und wenn man die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung mit philoſophiſchem Auge durchlieſt: ſo wird man darin eine ſonderbare Miſchung von öknonomiſchen, philoſophiſchen und papierwucheriſchen Grundſätzen finden. Alles wird deutlich, wenn man dieſe Bemerkung beſtändig gegenwärtig behält. Das ökonomiſche Syſtem, ob es gleich, wie Smith behauptet, nicht vollkommen iſt, iſt dennoch, unter allen Syſtemen der politiſchen Oekonomie, dasjenige, welches der Wahrheit am nächſten kommt. Es beruht auf dem großen Grundſatze der vollkommenſten Gerechtigkeit, und der vollkommenſten Freiheit. Es iſt ein ſchönes, großmüthiges, gerechtes und erhabenes Syſtem. Statt daß ſonſt jede Nation einen Kordon um ihre Gränzen zieht, und allen ihren Nachbarn zuruft: »über dieſe »Grenze ſollt Ihr nicht kommen, wenn Ihr verbotene »Waaren bei Euch führt; und verboten iſt alles, was »bei Euch die Natur oder die Kunſt hervorbringt; Al»les dieſes dürft Ihr in unſer Land nicht einführen, »oder, wenn Ihr es einführen wollt, ſo müßt Ihr »ſchweren Zoll bezahlen.» Statt deſſen ſagt eine Nation, welche die Grundſätze der Oekonomiſten befolgt, zu ihren Nachbarn: »Gott ſetzte uns alle auf die Er»de; Euch auf jenen, uns auf dieſen Fleck Landes; »bei Euch wächſt, was wir nicht haben, und bei uns »wächſt, was Euch fehlt: laßt uns alſo unſere Waa»ren umtauſchen; Handlungsſtädte und Seehäfen ſte»hen Euch bei uns offen; bringt, was Ihr wollt, ſo viel »Ihr wollt, und auf welche Weiſe Ihr wollt, und

»fordert dagegen von uns, was Ihr zu haben wünſcht; »nichts iſt verboten; alles iſt frei, ſo wie Gott und »die Natur es machte. Die Worte Einſchränkung, »Handelsverbot, Kontrebande, und andere ähnliche »Worte, ſollen in unſerem freien Lande nicht gehört »werden.» Der Erfinder dieſes ſchönen und menſchenfreundlichen Syſtems war der Arzt Quesney. Seine zahlreichen Nachfolger und Anhänger haben, an dem von ihm erfundenen Syſteme, nichts geändert, ſondern daſſelbe, ſo wie er es gab, angenommen. Einige derſelben ſprechen von ihrem Stifter, mit eben dem Enthuſiasmus, mit welchem Lukrez vom Epikur ſprach. Der Marquis von Mirabeau, einer der berühmteſten Vertheidiger des ökonomiſchen Syſtems, ſagt: »Seit dem Anbeginne der Welt haben vorzüg«lich drei große Erfindungen den politiſchen Geſell»ſchaften Feſtigkeit gegeben, obgleich außer dieſen noch »mancherlei andere Erfindungen dieſelben bereichert »und ausgeſchmückt haben. Die erſte iſt die Erfin»dung der Schreibkunſt, welche allein der menſch»lichen Natur das Vermögen giebt, ihre Geſetze, ih»re Verträge, ihre Annalen und ihre Entdeckungen »unverändert mitzutheilen. Die zweite iſt die Erfin»dung des Geldes, durch welches alle Verhältniſſe »zwiſchen ziviliſirten Geſellſchaften zuſammengehalten »werden. Die dritte iſt die ökonomiſche Tabelle, »das Reſultat aus den beiden erſten, welches beide »vollſtändig macht, indem es ihren Gegenſtand ver»vollkommnet: dieſes iſt die große Entdeckung unſers »Zeitalters, deren Früchte unſere Nachkommen ein»erndten werden.»

Das ökonomiſche Syſtem war ſo ſehr dem, über ganz Europa, von allen Staaten angenommenen politiſchen Plane (dem Syſteme der Handlungsbalanz)

Digitized by Google

entgegen, und enthielt ſo paradoxe Sätze; daß es mehr eine glückliche Spekulation, als ein ausführbares Staatsſyſtem zu ſeyn ſchien. Die ganz ungegründeten und falſchen Begriffe von Handlungsbalanz; vom Gelde, als einziger Reichthum, und nicht als bloße Waare betrachtet: dieſe Begriffe, und eine Menge anderer, die ihnen untergeordnet waren, machten die Grundlage der Verhältniſſe aller europäiſchen Staaten, das Weſen ihrer Traktaten, ihrer Friedensſchlüſſe und ihrer Handlungsverbindungen aus. Ueberall war es darauf abgeſehen, viel Geld einzunehmen, und wenig davon auszugeben, um deſto mehr im Lande behalten zu können. Ueberall war dieß der Plan, und nirgends gelang er. Das Geld ſchlüpfte, wie eine Schlange, durch die Hände des Staatsmanns, und entgieng ihm, ehe er es noch gefaßt hatte. Das ökonomiſche Syſtem, welches weit richtiger und konſequenter war, blieb dem ſpekulativen Denker, und das Syſtem der Handlungsbalanz dem praktiſchen Staatsmanne. Es war auch, noch vor zwanzig Jahren, nicht einmal der Anſchein vorhanden, das das ökonomiſche Syſtem jemals großen Einfluß auf die europäiſchen Staatsgeſchäfte haben würde. Es ſchien nicht wahrſcheinlich, daß irgend eine große Nation den Verſuch machen ſollte, durch freiwillige Trennung von ihren Kolonien; durch Vernachläſſigung des Handels und der Schiffahrt; durch Eröffnung ihrer Städte und Seehäfen für alle Völker der Welt; durch Aufhebung der Mauthhäuſer; durch Abſchaffung ſolcher Zölle und Abgaben, welche den Handel betrafen; durch Gleichmachung aller Menſchen unter ſich; durch Verzichtthun auf Eroberungen; und ohne andere Staatseinkünfte als eine Landſteuer: es war nicht wahrſcheinlich, daß irgend eine große Nation den Verſuch machen

würde, durch ſo neue, und, wie ſie den Staatsmännern ſcheinen mußten, ſo unſinnige Mittel, groß, reich und glücklich werden zu wollen. Smith ſagte, noch im Jahre 1786: »Dasjenige Syſtem, welches »die Produkte des Erdbodens für die einzige Quelle der »Einkünfte und des Reichthums eines Staats hält, iſt, »ſoviel ich weiß, nie von einer Nation angenommen »worden, und es iſt bis jetzt nur noch in den Spekula»tionen einiger weniger gelehrter und verſtändiger Män»ner in Frankreich vorhanden. Es wäre in der That »nicht der Mühe werth, ausführlich die Irrthümer ei»nes Syſtems zu widerlegen, welches niemals, in ir»gend einem Theile der Welt, Schaden angerichtet hat, »noch w hrſcheinlich anrichten wird.« Wie wenig iſt aber die e politiſche Vorausſagung erfüllt worden!

Das ökonomiſche Syſtem hat nicht nur in Frankreich ſehr viele Anhänger, ſondern die Zahl derſelben iſt auch in England ſehr groß, und nimmt täglich zu. Daran iſt der amerikaniſche Krieg vorzüglich Schuld. Der Ausgang dieſes Krieges hat deutlich bewieſen, was für ein großer Gewinn für England der Verluſt der amerikaniſchen Kolonien war. Handlung und Schiffahrt ſind, ſeit dieſem Kriege, auf einen weit höhern Grad geſtiegen, als ſie jemals vorher in England geweſen waren. Die großen Unkoſten, welche die Erhaltung der Kolonien dem Mutterlande verurſachte, haben aufgehört, und die ungeheure Summe, welche in dem Handel mit den amerikaniſchen Kolonien ſteckte, iſt dieſem jetzt entzogen, und zu Aufmunterung inländiſcher Manufakturen, oder zu dem Handel mit europäiſchen Ländern, verwandt worden. Auf dieſe Weiſe wird dieſelbe Summe nun in einem Jahre zwei= drei= und mehrmal umgekehrt, welche vorher, in dem Handel mit Amerika, oft in drei Jahren nur einmal umgekehrt wurde. In England giebt es

ſchon

Digitized by Google

ſchon eine groſze Anzahl politiſcher Denker, die da ſehnlichſt wünſchen, daſz es möglich ſeyn möchte, die weſtindiſchen Kolonien und auch Oſtindien aufzugeben. Aber der Plan der engländiſchen Regierung ſcheint dieſem Syſteme ganz entgegen; denn ſie legt neue Kolonien bei den Antipoden, und neue Handlungskontore unter den Nordamerikaniſchen Wilden an.

Auch in Deutſchland hat das ökonomiſche Syſtem viele Anhänger, und wirklich ſcheint es bemerkenswerth, daſz Kaiſer Joſeph der Groſze den Grundſätzen dieſes Syſtems, wie aus einigen ſeiner letzten Verordnungen erhellt, ſehr günſtig war, ob er gleich wohl einſah, daſz dieſes Syſtem, in ſeinem ganzen Umfange einzuführen, unmöglich ſeyn würde. Folgende Stelle Joſephs ſcheint völlig im Geiſte der Oekonomen geſchrieben zu ſeyn. »Der Grund und Boden, den die Natur zu des »Menſchen Unterhalt angewieſen hat, iſt die einzige »Quelle, aus welcher alles kommt, und wohin alles »zurückflieſzt, und deſſen Exiſtenz, troz allen Zeitläuf»ten, beſtändig verbleibet. Aus dieſer Urſache ergiebt ſich »die untrügliche Wahrheit, daſz der Grund allein die »Bedürfniſſe des Staats ertragen, und nach der natürli»chen Billigkeit kein Unterſchied gemacht werden kann.»a)

Ob es möglich iſt, daſz eine Nation, wie die franzöſiſche, deren Nationalkarakter, Sitten und Denkungsart, in dem gegenwärtigen Abſchnitte beſchrieben worden ſind, fähig ſeyn könne, ein ſo ſchönes und ſo einfaches Syſtem, als das ökonomiſche iſt, welches von ihrer bisherigen Denkungsart ſo ſehr abweicht, anzunehmen, dieſz muſz die Zeit lehren: es ſcheint aber ſchwer zu glauben, daſz eine ſo auſzerordentlich groſze Veränderung ſo ſchnell zu erwarten ſeyn dürfte.

---

a) Kaiſer Joſephs des Zweiten eigenhändige Schrift über ſeine neue Steuer.

Zweites Buch.

Entfernte Urſachen, welche die Revolution allmählig vorbereiteten.

Ludwig der Vierzehnte. Ludwig der Funfzehnte. Ludwig der Sechszehnte. Königinn von Frankreich. Anekdoten die Königinn betreffend. Anekdoten den König betreffend. Geſchichte des Defizit von ſeinem erſten Urſprunge an. Verfolgung der Proteſtanten unter Ludwig dem Vierzehnten. Laws Projekt, unter dem Herzoge Regenten von Orleans. Kardinal Fleury. Abbe Terray. Amerikaniſcher Krieg. Neckers Leben. Er gewinnt den Preis bei der Akademie. Rouſſeaus Urtheil über dieſe Preisſchrift. Neckers Schrift über den Getreidehandel, und Voltaires Urtheil darüber. Nachrichten von dem Marquis de Peſay. Dieſer verhilft den Hrn. Necker zu der Miniſterſtelle. Wie Maurepas von Neckern dachte. Wie der König von Neckern urtheilte. Necker verdrängt den Herrn Taboureau auf eine liſtige Weiſe, und wird Finanzminiſter. Peſay fällt in Ungnade und grämt ſich zu Tode. Necker begünſtigt das Staatslotto. Neckers Karakter. Compte rendu. Beweis, daß dieſe abgelegte Rechnung unrichtig war. Neckers Eitelkeit bringt ihn um ſeine Stelle. Zuſtand der Finanzen unter Neckers Verwaltung, und ſeine Verdienſte um dieſelben. Hr. Joly de Fleury und ſeine Verwaltung. Dormeſſon. Calonne wird Finanzminiſter. Karakter dieſes Miniſters. Seine Verwaltung der Finanzen. Anekdoten Calonne betreffend. Ausführliche Nachricht von Calonnes Finanzoperationen. Verſammlung der Notabeln oder der Angeſehenen des Reiches. Miroſmenil verliert ſeine Stelle. Calonne flüchtet ſich nach England. Herr de Brienne. Herr de Lamoignon. Das Parlament zu Paris widerſetzt ſich. Der Graf von Artois wird von dem Pöbel beſchimpft. Unruhen zu Paris. Der Herzog von Orleans thut Vorſtellungen. Unruhen in den Provinzen. Verweiſung der Parlamenter zu Bordeaux, zu Rouen, zu Ren=

Digitized by Google

Unruhen u. Hungersnoth – Staatsbankerott –

nes. Der Miniſter tritt mit dem, nach Troyes verwieſenen, Pariſerparlamente in Unterhandlung. Sieg der Parlamenter über das königliche Anſehen. Königliche Parlamentsſitzung. Lamoignons Rede. Bittere Bemerkungen der Herren Sabatier und Freteau. Verweiſung des Herzogs von Orleans. Streit zwiſchen dem Parlamente und dem Könige, wegen dieſer Verweiſung. Plan der Cour pleniere. Deſpremenil entdeckt den Plan. Zwei Parlamentsglieder werden in Verhaft genommen. Königliche Gerichtsſitzung. Abſetzung der Parlamenter. Einführung der Cour pleniere. Widerſetzung der Parlamenter. Unruhen in den Provinzen. Unruhen in Bretagne. Aufruhr zu Rennes. Die Abgeſandten des Adels der Provinz Bretagne werden zu Paris in die Baſtille geſetzt. Geldmangel in dem königlichen Schatze. Verwüſtungen, welche ein Sturm in Frankreich anrichtet. Dadurch verurſachte Hungersnoth. Staatsbankerott. Folgen dieſes Bankerottes. Brienne legt ſeine Stelle nieder. Politiſche Betrachtungen. Herr de Lamoignon, der Siegelbewahrer. Deſſen Karakter. Sein Tod. Politiſche Betrachtungen.

Les changements d'Etats, que veut l'ordre céleste,
Ne coutent point de sang, n'ont rien qui soit funeste.

CORNEILLE.

Funfzig Jahre lang ertrug die franzöſiſche Nation den deſpotiſchen Stolz und die Intoleranz des Hofes Ludwigs des Vierzehnten. a) Der Glanz ſeines Rei-

---

a) Ludwig der Vierzehnte war, durch wiederholtes und übertriebenes Lob ſeiner Schmeichler, ſchon ſo ſehr gegen alle feineren Lobeserhebungen fühllos geworden, daß nur die gröbſten Schmeicheleien, welche offenbar ins Lächerliche fielen, und bei denen ihn die Höflinge zum Beſten hatten, noch einigen Eindruck machen konnten. Manſard, der Oberaufſeher der Gebäude Ludwigs, ließ in den Planen, welche er dem Könige vorlegte, die gröbſten und auffal-

Digitized by Google

ches blendete die Frankreicher ſo ſehr, daß ſie ihre Ketten nicht ſahen. Während der Minderjährigkeit Ludwigs des Funfzehnten ſtieg Zügelloſigkeit der Sitten und Verſchwendung, am Hofe aufs höchſte, und Laws berühmtes Projekt gab dem Handel und dem Kredite der Nation einen Stoß, von welchem ſie ſich nicht erholen konnte. Dieſes Projekt erweckte zuerſt in Frankreich den Geiſt des Papierwuchers (agiotage), welchem das Reich ſeinen Untergang größtentheils zu danken hat. Als Ludwig der Funfzehnte zur Regierung kam, überließ er ſich bald einer gebieteriſchen Maitreſſe, welche Stellen und Gnadengehälte nach Willkühr austheilte; Generale ernannte, die vom Kriege nichts verſtanden; und Miniſter, welche von der Regierungskunſt nichts wußten. Und in den letzten Jahren ſeines Lebens, wie traurig war nicht da der Zuſtand Frankreichs. Ein ſchwacher König ſaß auf dem Throne, welcher, mit der Weichlichkeit eines aſiatiſchen Deſpoten, die Grauſamkeit eines Caligula

---

lendſten Fehler ſtehen, ſo daß ſie der König bei dem erſten Anblicke entdeckte und ihm zeigte. Dann ſtellte ſich Manſard, als wäre er vor Bewunderung ganz außer ſich, und rief aus: "Der König iſt in allem gleich groß, und verſteht mehr von der Baukunſt, als die geſchickteſten Baumeiſter." Der berühmte Portraitmaler Mignard malte Ludwig den Vierzehnten ſehr oft. Als er den König zum zehntenmal malte, fragte Ludwig: "Mignard, bin ich ſeit dem leztenmal, da Sie mich malten, älter geworden?" — "Ja, Sire, antwortete der Maler, ich ſehe einige Schlachten mehr auf der Stirne Eurer Majeſtät!" Wie ſind doch die Großen ſo klein, welche an ſo abgeſchmackten Schmeicheleien Vergnügen finden können? und was für armſelige Leute, die auf ſolche Weiſe ſchmeicheln? Jede wahrhaft groſſe Seele ſchmeichelt nie, und haßt Schmeicheleien eben ſo ſehr als Beleidigungen.

Digitized by Google

verband. Bald beraubte er ſich ſeiner Sinne durch Wein; bald lag er in den Armen der gemeinſten Dirnen; bald beluſtigte er ſich an dem Anblicke des gehäuften Goldes und Silbers, das er in einem beſondern Zimmer des Schloſſes aufbewahrte, und, durch Beraubung des königlichen Schatzes, täglich vermehrte. Er beſtahl ſich ſelbſt täglich, um ſeinen Geiz zu befriedigen. Dieß waren ſeine Beſchäftigungen; ſo verfloß ſein Leben; bis er endlich an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen ſtarb. Am Ende ſeiner Regierung drängte ſich eine feile Buhlerinn, aus den Vorſtädten von Paris, bis auf die Stufen des Throns; ſie verabſchiedete Miniſter, welche die ganze Nation ſchätzte; und unterſtützte diejenigen, welche der Nation verhaßt waren. Wollüſtig hingeſtreckt, auf einem Sopha, im Innern des Pallaſtes, überredete ſie den, vor ihr ſtehenden und von ihren, halb bedeckten halb ſichtbaren, Reizen bezauberten König, die Parlamenter, welche die Nation für ihre Schutzgötter anſah, aufzuheben, und die Glieder derſelben zu zerſtreuen, und an die Gränzen des Königreiches zu verbannen.

Nachdem dieſer Deſpot den Thron verlaſſen hatte, kam Ludwig der Sechszehnte, der jetzige König der Frankreicher, an ſeine Stelle. Ein König von gemäßigten Grundſätzen, von einfachen Sitten, und von vortreflichem Herzen; ſchwach und furchtſam, aber gerecht und gut. Gleich in den erſten Jahren ſeiner Regierung zeigte er ſich als einen guten König, dem das Wohl ſeiner Unterthanen am Herzen lag, der Gerechtigkeit liebte, und der es ſich zum Geſchäfte machen zu wollen ſchien, ſein Reich glücklich zu ſehen. Er ſetzte die aufgehobenen Parlamenter wieder ein, rief die verwieſenen Parlamentsglieder wiederum zurück. An ſeiner Seite ſaß, auf Frankreichs Thron,

Digitized by Google

die erhabene Monarchinn, die, ungeachtet aller der Verläumdungen, welche Neid, Haß und Kabale, gegen ſie ausgeſtreut haben, dennoch über alle dieſe Nachreden ſich erheben, und, in der Geſchichte, unter der Reihe unglücklicher, und eines beſſern Schickſals würdiger Königinnen, eine glänzende Stelle einnehmen wird. Dieſe ſchöne und ausgebildete Königinn, durch die erhabenſte Herkunft von dem Schickſale ausgezeichnet, und mit den auserleſenſten Gaben, mit allen körperlichen und geiſtigen Grazien, von der Natur geſchmückt, würde, in einem ruhigern Zeitpunkte, auch bei einer weniger galanten Nation, als die Franzöſiſche iſt, von allen, die ſich ihr zu nähern das Glück gehabt hätten, nicht nur verehrt, ſondern beinahe angebetet worden ſeyn; man würde die Bewunderung, welche ausgezeichnete Vollkommenheiten und eine erhabene Geburt allemal erwecken, ihr nicht haben verſagen können. Aber ſo außerordentliche, ſo ſeltene Eigenſchaften, erwecken in Zeiten, in welchen der Partheigeiſt herrſcht, nur verläumderiſche Nachreden, und hämiſche Anſpielungen, welche die Bosheit kleinen und niedrigen Seelen eingiebt, die dadurch den Einfluß ſo großer Vollkommenheiten zu verhindern, und ſich ſelbſt, durch Erniedrigung anderer, zu einem eingebildeten Anſehen zu erheben wähnen.

In ihrer frühen Jugend, zu einer Zeit, wo ſie mit den Intrigen der Höfe noch unbekannt war, dazu beſtimmt, die Hofnung Aller, der Gegenſtand der ausgeſuchteſten Schmeicheleien, und diejenige Perſon zu ſeyn, von welcher der Ehrgeiz die beneidungswürdigſte Erfüllung ſeiner Plane erwartete, darf man ſich nicht wundern, daß die gewöhnlichen Wirkungen des gekränkten Ehrgeizes auf ſie zurückfielen. Daher wurde ihre Herablaſſung der Leichtſinnigkeit; ihre Um-

Digitized by Google

gänglichkeit ſträflichen Leidenſchaften zugeſchrieben. War ſie zurückhaltend; ſo hieß dieß Verachtung gegen die Nation, welche ſie ſo ſehr geehrt hätte: war ſie zuvorkommend gegen gebildete und gelehrte Perſonen, ſo ſchloß man daraus, ſie verachte alle, denen dieſe Vorzüge fehlten. Diejenigen ſogar, welche ſehr leicht die Schwachheiten des Weibes ihr würden verziehen haben, weil dieſe, in ihren Augen, nur unbedeutende Fehler waren, vergaben ihr niemals, die leicht zu bemerkende Anhänglichkeit für die Nation, unter welcher ſie geboren war, und den Vorzug, den ſie derſelben vor derjenigen gab, welche ſie zur Königinn erhoben hatte. Dieß war ein Verbrechen, das durch kein Opfer gebüßt, und, auch durch geduldiges Ertragen der gröbſten Beſchimpfungen, nicht ausgeglichen werden konnte. Man hielt es für den Gipfel von Undankbarkeit; für eine Wirkung der Thorheit und des Stolzes.

Aus unleugbaren Thatſachen erhellt, daß das Syſtem des Hofes zu Verſailles, welches von jeher auf ein auszeichnendes Uebergewicht in den europäiſchen Staatshändeln hinzielte, ſeit einiger Zeit, in Rückſicht auf die Mittel zu dieſem Zwecke, ſich verändert hatte. Ludwig der Vierzehnte ſuchte das Uebergewicht durch ſein Schwerdt zu erhalten, ſeine Nachfolger hingegen befolgten den, weniger in die Augen fallenden, aber tiefer wirkenden Plan, der Intrigen und Beſtechungen. Aber die Pracht des Hofes; der übertrieben verſchwenderiſche Hofſtaat der Königinn und der Prinzen; die Räubereien der Miniſter; und andere Ausgaben, verzehrten das Kapital, welches zu dieſem elenden Plane beſtimmt war. Geſchloſſene Bündniſſe; gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn aufgewiegelte Unterthanen; und die übrigen, untergeordneten Räder dieſer

zuſammengeſetzten Maſchine, verlangten Reſſurcen, denen die ungeheuer großen Produkte der franzöſiſchen Nation, bei aller ihrer Größe, dennoch nicht angemeſſen waren. Dazu kam noch die vorgebliche Ablenkung der Staatseinkünfte in fremde Kanäle, und die Unterſtützung der Projekte des Hauſes Oeſterreich, des natürlichen Nebenbuhlers von Frankreich, deſſen Verbindung mit Rußland nicht allein die allerungemeſſenſten Ausſichten von Eroberungen, und zu erwerbenden Reichthümern, im Voraus ſchon verſprach, ſondern zugleich den Projekten Frankreichs unüberwindliche Schwierigkeiten zu überſteigen darbot.

So mannigfaltige und wichtige Gründe reizten endlich die Gemüther derer, die ſchon durch Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten ſo ſehr gebeugt waren, als ſie nur zu ertragen vermögend ſchienen; dieſe Gründe gaben ſogar den ſträflichen Planen einen Anſtrich von Rechtmäßigkeit. Sie bewafneten den Arm des racheſuchenden Mörders gegen die Perſon Ihrer Majeſtät, welcher, auf die ungerechteſte Weiſe, Verbrechen zur Laſt gelegt wurden, an denen ſie gar keinen Antheil hatte, ſondern die bloß allein Folgen der, der Nation eigenen, Eitelkeit, und ihrer Träume von künftiger Größe waren. In dieſer ſchrecklichen Kriſe (deren genauere Umſtände ich unten erzählen werde), als die lang verhaltene Verzweiflung des gedrückten, und im Elende verſunkenen Volkes, bereit war, gegen den Thron auszubrechen; als dieſelbe Geheiligten und Profanen, Schuldigen und Unſchuldigen, ohne Unterſchied, den Untergang drohte: da war die Königin die Einzige, welche, mit der, großen Seelen eigenen, Verachtung der Gefahr, dem ſich nähernden Sturme trotzte, und das armſelige Mittel, in der Flucht Sicherheit zu ſuchen, mit Verachtung von ſich

abwies. Hätte ſie ihre heldenmüthigen Geſinnungen den erhabenen Flüchtlingen mittheilen können, welche bei Annäherung der Gefahr zitterten; dann würde Vermeſſenheit in Ehrfurcht zurückgeſchreckt worden ſeyn, und die Inſolenz des Pöbels hätte ſich in Ergieſſung loyaler Ausrufungen verwandelt. a)

Im Jahre 1770 erſchien die Königinn, als Gemahlinn des Dauphins, an dem franzöſiſchen Hofe. Sie kannte weder die Ränke noch die Kabalen dieſes Hofes. Sie war liebreich, offenherzig, freundlich und zuvorkommend. Ihre außerordentliche Schönheit erweckte den Neid aller Hofdamen, und dieſer Neid gieng, bald nachher, in unverſöhnlichen Haß über. Der Herzog von Choiſeul war damals Miniſter Ludwigs des Funfzehnten. Und dieſem Miniſter, deſſen Anhänglichkeit an das Haus Oeſterreich bekannt iſt, war die Dauphine ſehr ergeben. Hierdurch erweckte ſie den Haß der Dubarry, der Maitreſſe des Königs, und ihres Lieblings, des Herzogs von Aiguillon, welcher, durch Kabalen, den Miniſter zu verdrängen ſuchte, um ſich ſelbſt an deſſen Stelle zu ſetzen. Im Monate September des Jahrs 1770 war große Kour bei der Dauphine. Der Herzog von Choiſeul trat herein. Die Dauphine hielt in ihrer Hand einen Blumenſtrauß, von Blumen, welche unvergänglich (immortelles) genannt werden. Von dieſen Blumen nahm ſie eine, überreichte dieſelbe dem Herzoge, mit den Worten: »ich wünſche, daß Sie, an Ihrer Stel»le, das ſeyn mögen, was dieſe Blume iſt.« Dieſes Kompliment, ſo fein daſſelbe auch ſcheint, war höchſt

---

a) In der erſten Auflage fand ſich hier die berüchtigte Halsbandgeſchichte. Da ſich aber dieſe Geſchichte, wie ich nunmehro zuverläßig weiß, nicht ſo verhält, wie dieſelbe dort erzählt wurde; ſo iſt ſie hier ganz weggelaſſen worden.

unpolitiſch. Die Rede der Dauphine wurde der Dubarry, in einer großen Geſellſchaft wieder erzählt, und der Herzog von Aiguillon ſetzte hinzu: wenn Choiſeul nicht vom Hofe entfernt würde, ſo werde er bald mächtig genug ſeyn, um die Dubarry ſelbſt zu entfernen. Nun fiengen die Kabalen und die Intrigen an. Die Dubarry ſuchte dem Könige Widerwillen gegen ſeinen Miniſter beizubringen; der Herzog de la Vauguyon verleumdete den Miniſter bei dem Dauphin, indem er behauptete, Choiſeul habe den Vater des Dauphins vergiften laſſen; und der Sohn des Herzogs von Aiguillon, der Herzog de St. Maigrin machte andere Kabalen gegen Choiſeul. Die Kabale gelang. Choiſeul verlor ſeine Stelle, und Aiguillon wurde Miniſter. Von dieſer Zeit an waren zwei Partheien bei Hofe, welche ſich einander gegenſeitig haßten und verfolgten: die Parthei der Dauphine, oder Choiſeuls; und die Parthei der Dubarry, oder Daiguillons.

Die Dauphine war ſehr ſchön. Sie hatte eine außerordentlich feine, weiße und zarte Haut, und hellblonde Haare. Man ſprach von den Haaren der Dauphine bei der Dubarry. Sogleich ſagte der Herzog Daiguillon: »ich habe die Haare der Dauphine »dieſen Vormittag ungepudert geſehen. Ihre Haa»re ſind roth, und mit rothen Haaren iſt allemal eine »weiße Haut verbunden.« Von dieſer Zeit an, wurde, in den Geſellſchaften der Dubarry, die Dauphine nicht anders genannt, als die Rothe. »Die Rothe« ſagte man »hat dieß gethan; die Rothe hat jenes ge»than; die Rothe geht ſpazieren u. ſ. w. Dieſe Reden wurden der Dauphine hinterbracht: aber ſie verachtete dieſelben. Ludwig der Funfzehnte ſtarb, und der Dauphin wurde König.

Nachdem die Trauertage vorbei waren, ließ die

neue Königinn ankündigen: es werde große Kour bei Hofe ſeyn, und Sie erwarte, alle Damen des Hofes bei Sich zu ſehen. Die Königinn ſprach äußerſt liebreich mit dieſen Damen. Als ſie zu der Herzoginn von Aiguillon kam, gieng ſie bei derſelben vorbei, ſprach nicht mit ihr, und ſagte, zu der Dame, welche zunächſt neben der Herzoginn ſtand: Wie befinden Sie Sich? »Wie geht es Ihnen? Haben Sie lange Nichts von »der Rothen gehört? und geht dieſelbe noch immer ſpazieren?« — Hierin beſtand die ganze Rache der Königinn.

Die Königinn ſetzte ſich über die ſteife Etikette des franzöſiſchen Hofes hinweg, und beleidigte hiedurch, ohne es zu wiſſen, alle Damen des Hofes. Die Frankreicher waren einer ſo liebreichen und ſo herablaſſenden Monarchinn nicht werth. Sie hätten eine Königinn haben müſſen, welche ſie mit wegwerfendem Stolze behandelt hätte; welche beſtändig in dem Inneren des Pallaſtes ſich eingeſchloſſen gehalten hätte; welche ſtrenge Blicke auf alle diejenigen geworfen hätte, die ſich ihr näherten; welche ſich mit ihrem königlichen Titel, und mit dem Glanze des Thrones begnügt, und ſelbſt dazu beigetragen hätte, dem Könige eine Maitreſſe zu geben; welche ihre Zeit, in Geſellſchaft der alten Hofdamen, mit Geſchwätze hingebracht, und ſich mit Andachtsübungen beſchäftigt hätte. So hatten die beiden vorigen franzöſiſchen Königinnen ſich betragen: aber die Schweſter Josephs des Zweiten betrug ſich anders. Sie war zu offenherzig, um ſich zu verſtellen; ſie dachte zu groß, um zu heucheln: ſie zeigte ſich immer ſo, wie ſie wirklich war.

Die Kabalen gegen die Königinn daurten fort. Man ſuchte dem Könige Widerwillen gegen ſeine Gemahlinn beizubringen, und ihn zu überreden, daß er

ſich eine Maitreſſe wählen möchte. Der König wollte nicht. Der Marquis de Peſai, welcher am Hofe eine große Rolle ſpielte, und mit dem Könige ſehr vertraut umgieng, war einſt unvorſichtig genug, in einem Briefe an den König, Etwas gegen die Königinn zu ſagen. Der Monarch antwortete: »Es wird »mir allezeit lieb ſeyn, wenn man mich von Dingen »unterrichtet, welche das Wohl meines Dienſtes, oder »das Glück meiner Unterthanen betreffen. Aber von »meiner Gemahlinn hat Niemand das Recht mit mir »zu ſprechen. a) Nach dem Tode des Marquis, iſt dieſer Brief des Königs, unter ſeinen hinterlaſſenen Papieren gefunden worden.

Bald nach dem Tode Ludwigs des Funfzehnten hielt ſich der Hof eine Zeit lang zu Marly auf, woſelbſt ſich der neue König die Blattern hatte einimpfen laſſen. Die ſchönen Gärten dieſes Luſtſchloſſes gefielen der Königinn, und ſie ging, an den ſchönen Sommerabenden, und bis ſpät in die Nacht, in Geſellſchaft einiger Damen des Hofes, in dieſen Gärten ſpazieren. Hierin ſuchte die Verleumdung Stoff, die Monarchinn anzugreifen, und es erſchien eine giftige Broſchüre, unter dem Titel: Le lever de l'Aurore; eine Broſchüre, welche voll der unverſchämteſten Lügen war. Die Königinn grämte ſich ſehr über die Erſcheinung dieſer Schrift: um ſo mehr, da es ſo gut als bewieſen ſchien, daß einige Herren des Hofes, deren hoher Rang ſie über alle Beſtrafung hinweg ſetzte, dieſes ſchändliche Pasquill geſchrieben hätten.

Die Verleumdungen und böſen Nachreden gegen den Karakter der Königinn hörten indeſſen nicht nur

a) Je verrai toujours avec plaisir, qu'on m'instruise sur tout ce qui concernera le bien du service et le bonheur de mon peuple. Quant à ma femme, personne n'a le droit de m'en parler.

nicht auf, ſondern es nahmen dieſelben täglich zu. Die Königinn, welche ſich bewußt war, daß ſie ſich nichts vorzuwerfen hatte, ſetzte ſich über Alles hinweg, und hielt ſich für mächtig genug, um ihren Feinden Trotz bieten zu können. Sie kannte aber nicht den ganzen Umfang der Bosheit und Niederträchtigkeit der Hofleute. Die Bälle, welche die Königinn bei Hofe gab, dienten der Verleumdung zur Nahrung; der Vorzug, welchen ſie einigen gebildeten und liebenswürdigen Perſonen vor den übrigen gab, veranlaßte die ſchändlichſten Vermuthungen; Worte, Geberden, Blicke, Alles wurde übel ausgelegt; die ſchändlichſten Geſchichten wurden erfunden, und als Wahrheit erzählt; die allerauffallendſten Lügen wurden am begierigſten geglaubt. Endlich brachten die Feinde der Königinn es dahin, daß der Graf von Maurepas wieder nach Hofe berufen wurd. Dieſes geſchah aus keiner andern Abſicht, als um Uneinigkeit zwiſchen den König und die Königinn zu bringen. Maurepas, ein Verwandter des Herzogs von Aiguillon, war ein Feind der Königinn. Sobald er das Staatsruder in ſeiner Hand hatte, erſchienen zu Paris eine Menge Broſchüren und Pasquille gegen die Monarchinn. Aber, aller angewandten Mittel ungeachtet, blieb der König dennoch ſeiner Gemahlinn getreu.

Nun ſuchte man die Königinn bei der Nation verächtlich und verhaßt zu machen. Die Verſchwendung an dem franzöſiſchen Hofe, war, ungeachtet der ſtrengen Sparſamkeit Ludwigs des Sechszehnten, größer als dieſelbe jemals vorher geweſen war. Das Defizit nahm alle Jahre zu, und man gab vor: die Königinn ſey an der ungeheuren Zunahme deſſelben vorzüglich Schuld: als wenn einige Bälle, welche ſie, während des Winters, bei Hofe veranſtaltete; als wenn einige Verſchö=

nerungen, die ſie zu Trianon angab; und einige andere, ähnliche Ausgaben, fähig geweſen wären, einen Staatsbankerott zu verurſachen. So unſinnig dieſe Beſchuldigung auch ſeyn mogte, ſo großen Eingang fand dieſelbe dennoch in den Gemüthern der franzöſiſchen Nation; vorzüglich aber bei dem Pöbel. Dieſer fing nunmehr an, die Monarchinn zu haſſen, welche er vorher, mit großer Ehrfurcht, beinahe angebetet hatte. Die Halsbandgeſchichte, jene ſonderbare Begebenheit, deren genauere Umſtände bis jetzt noch nicht bekannt geworden ſind, brachte endlich alle Klaſſen des Volkes gegen die Königinn auf, und die Zahl ihrer Feinde vermehrte ſich täglich.

Auszeichnende Züge im Karakter Ludwigs des Sechszehnten ſind: Gerechtigkeitsliebe, Sparſamkeit, Strenge in Bezahlung ſeiner perſönlichen Schulden, und Wunſch, ſich zu unterrichten; ſeine Fehler ſind: Leichtgläubigkeit, Furchtſamkeit, Unentſchloſſenheit und Schwäche; ſein Laſter, der Trunk. Nur zu oft haben ihn ſeine Höflinge im Rauſche etwas unterſchreiben laſſen, das er bei dem vollen Gebrauche ſeiner Sinne nie würde unterſchrieben haben. Vor der Revolution klagte der König immer, daß er Langeweile habe: je m'ennuye, hat er mehr als tauſendmal geſagt. Das Spiel haßte er; aber die Jagd liebte er, wie alle Bourbons, bis zur Leidenſchaft. Er iſt ſehr hitzig und auffahrend, und flucht, wenn er böſe iſt, in Ausdrücken, deren ſich auch der Geringſte ſeiner Unterthanen nicht zu ſchämen hätte.

Unter einer Menge von Anekdoten, die ich, während meines Aufenthalts in Paris, von Perſonen erfuhr, deren Stand ihnen erlaubte, ſich der Perſon des Monarchen oft nähern zu dürfen, will ich einige anführen. Solche Züge lehren beſſer den Karakter ken-

Digitized by Google

nen, als bloße trockne Herzählung der Beſtandtheile, aus denen derſelbe zuſammengeſetzt iſt.

Ein vornehmer Tapetenhändler zu Paris ſah ſich auf dem Punkte, Bankerott machen zu müſſen, weil er nicht Geld genug hatte, um einen fälligen Wechſel zu bezahlen, während ihm doch viele Herren des Hofes beträchtliche Summen ſchuldig waren, die er, aller Bemühungen ungeachtet, von ihnen nicht erhalten konnte. In dieſer Verlegenheit ſah er kein anderes Mittel, als mit ſeiner Brieftaſche nach Verſailles zu reiſen, um vom Könige, einige Tage vor Verfall des Wechſels, Aufſchubbriefe (lettres de surséance) zu erhalten, welche der König, zufolge eines ſeiner Vorrechte, jedem Schuldner geben kann. Der Tapetenhändler kommt nach Verſailles, dringt bis in das königliche Vorzimmer, ſpricht mit dem erſten Kammerdiener des Königs, erklärt demſelben ſein Anliegen, und bittet, vor den König gelaſſen zu werden. Der Kammerdiener weiſt ihn auf eine unhöfliche Weiſe ab, ſagt ihm, er müſſe ſeine Schulden bezahlen, der König habe andere Geſchäfte, als die Klagen eines bankerotten Kaufmanns anzuhören! Der Tapezierer bittet, beſchwört den Kammerdiener ihn zu melden, ſtellt ihm die traurige Lage vor, in welcher er ſich mit ſeiner Familie befinde, aber umſonſt. Indeſſen kommt der König, durch einen Zufall, aus ſeinem Zimmer, ſieht einen Mann in heftigem Geſpräche mit ſeinem Kammerdiener, und iſt neugierig zu wiſſen, wovon ſie ſprechen. Er ruft den Kammerdiener, und frägt nach dem Gegenſtande des Geſpräches. »Sire, antwortet dieſer, es iſt ein Mann, der ſeine Gläubiger nicht bezahlen kann, und von Ihnen Aufſchubbriefe verlangt.« — »Nein!» ſagt der König, »das geht nicht, man muß »ſeine Schulden bezahlen.« — »Aber (antwortet

»Thierry der Kammerdiener) er hat doch einige »Gründe.« — Nun dann, ſo laß ihn hereinkommen.» Der König nimmt das Portefeuille, durchblättert es, findet darin verſchiedene Schuldverſchreibungen von den Großen ſeines Hofes; unter andern eine von 80,000 Livres, vom Kardinal Rohan. Dieſe nimmt der König heraus, ſteckt ſie in ſeine Taſche, und ſchreibt eigenhändig ein Billet an den Finanzminiſter: dem Vorweiſer ſogleich 80,000 Livres zu bezahlen. Der Tapetenhändler geht dankbar weg. Am folgenden Morgen läßt der König den Kardinal kommen. »Sie »ſind mein Schuldner, Herr Kardinal,» ſagt er lachend. — »Ja, Sire, ich weiß es, ich bin Ihnen al»les, was ich bin und habe, ſchuldig, und erkenne »Ihre Wohlthaten gegen mich.« — »Ganz wohl! Herr »Kardinal, aber das iſts nicht, was ich meine; Sie »ſind mir Geld ſchuldig.« — »Geld? Sire, das ich nicht wüßte.» — »Kennen Sie dieſe Handſchrift?» (indem zieht der König die Schuldverſchreibung aus ſeiner Taſche.) Der Kardinal antwortet beſtürzt: »Ja, »Sire, ſie iſt von mir.« — »Eh bien! ich habe den »Mann bezahlt, und nun ſind Sie mein Schuldner, »und gegen das Ende dieſer Woche will ich mein Geld »haben.« Der Kardinal ſah ſich genöthigt, in aller Eile nach Paris zu reiſen, und das Geld zuſammenzuborgen.

Während des letzten Krieges hatte der König, ohne daß man es wußte, ganz für ſich, die engländiſche Sprache gelernt, und ſich die engländiſchen Zeitungen kommen laſſen. Als man ihm die unglückliche Schlacht des Admirals de Graſſe verbergen wollte, fieng er zuerſt an davon zu ſprechen; denn er hatte die Nachricht in den engländiſchen Zeitungen ſchon geleſen.

Vor einigen Jahren las der König Cooks Reiſe, und darüber kam er auf den Gedanken, auch eine ſolche Reiſe machen zu laſſen. Er ſchloß ſich in ſein Kabinet ein, entwarf ſelbſt den Plan zu einer Reiſe um die Welt, übergab denſelben dem Marſchall de Caſtries, damaligem Miniſter des Seeweſens, und ſagte dabei: es ſey ein Plan zu einer Reiſe um die Welt, der ihm von jemand wäre übergeben worden, der Miniſter möchte denſelben unterſuchen. Der Marſchall dachte, es werde ein Projekt ſeyn, wie ſo viele andere, und ließ den Plan liegen. Nach einiger Zeit fragte der König den Miniſter, was er von dem Plane halte? »Sire, ich habe ihn noch nicht unterſucht.» — »Nun ſo unterſuchen Sie ihn dann.» Nach einigen Tagen fragte der König abermals. Der Marſchall antwortete: »Sire, der Plan iſt, im Ganzen genommen, recht gut, nur hie da iſt etwas daran zu ändern.» — Nun, ſo muß ich Ihnen ſagen, Herr »Marſchall, daß der Plan von mir iſt.» Eben dieſen Plan hat der unglückliche Herr de la Peyrouſe befolgt, welcher mit ſeinen Schiffen, mit ſeiner Mannſchaft, und mit ſeinen vielen und wichtigen Entdeckungen zu Grunde gieng, ohne daß man noch bis jetzt hat erfahren können, in welchem Meere ihm dieſes traurige Schickſal wiederfahren iſt.

Das Wort Defizit iſt, ſeit einigen Jahren, in Frankreich ein Modewort geworden, und es verlohnt ſich der Mühe, zu unterſuchen, auf welche Weiſe dieſes Defizit in den Finanzen entſtanden ſey. Unter dem Defizit des Staates verſteht man, einen, mehr oder weniger großen, Ueberſchuß der Ausgabe über die Einnahme. Beinahe alle europäiſchen Staaten leiden gegenwärtig an dem Schleichfieber des Defizit; am meiſten aber Frankreich und England. In Frank-

Digitized by Google

reich entſtand das Defizit, durch einen Zuſammenfluß allgemeiner und beſonderer Urſachen. Es fing ſchon zu den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten an.

Ludwig der Vierzehnte hatte von der Natur große Talente und einen thätigen Geiſt erhalten. Er hatte aber auch große Fehler, welche durch ſeine vernachläſſigte Erziehung, ſeinen ehrgeizigen Miniſter, und durch die Legion von Schmeichlern, die ihn umgab, erzeugt worden waren. Ludwig that daher ſehr große, aber auch ſehr kleine Dinge. Bei allem was er that, war immer eine unbegreifliche Miſchung von Größe und von Kleinheit: und alle ſeine Thaten waren mehr auf den Schein, als auf das Seyn berechnet. Er ließ einen neuen Kodex des Zivil- und Kriminalrechts verfertigen: aber in dieſem Kodex wurde die Tortur beibehalten, und dem Angeklagten ein Rathgeber und Vertheidiger verweigert. Er ließ, im ganzen Königreiche, prächtige Landſtraßen machen: aber der arme Bauer mußte umſonſt arbeiten; Frohndienſte thun; Pferde, Wagen und Werkzeuge hergeben: und ſo wurden die prächtigen Straßen mit dem Schweiße und den Thränen der Armen benetzt. Die ſtärkſten Männer ſeines Landes vertilgte er durch vierzigjährige Kriege, und die betriebſamſten und nützlichſten jagte er aus dem Lande, weil er den Schmeicheleien der Pfaffen nicht widerſtehen konnte. Seine tapfern Dragoner dienten, ſowohl gegen die feindlichen Armeen, als auch gegen die hülfloſen, unbewaffneten Weiber und Kinder der Proteſtanten, welche Ludwig, auf die unmenſchlichſte Weiſe, ermorden ließ, weil ſie den Ignatius Loyola nicht anbeten wollten, und die unbefleckte Empfängniß nicht begreifen konnten. Ludwig war der allerunumſchränkteſte Deſpot. Seine Kriege, ſeine Günſtlinge, ſeine Pracht und ſeine Ver-

Digitized by Google

ſchwendungen aller Art, erſchöpften die Finanzen des Reiches, und es entſtand ein Defizit, welches vorher nicht vorhanden geweſen war. Der ſtolze Louvois verſchwendete größere Summen, als der unſterbliche Colbert, durch neu erfundene Erwerbmittel, anzuſchaffen im Stande war. Doch aber wußte Colbert, ſo lange er lebte, das Gleichgewicht in den Finanzen, aller Verſchwendung ungeachtet, zu erhalten, oder doch bald wiederum herzuſtellen. Colbert ſtarb, und nach ſeinem Tode bemächtigten ſich die Mönche des frömmelnden Ludwigs ganz. Er widerrief das Edikt von Nantes, er verfolgte die Proteſtanten, und verlor, durch dieſe Verfolgung, eine halbe Million der aufgeklärteſten, der betriebſamſten und der reichſten Unterthanen ſeines Staates. Die unpolitiſche Bekehrungsſucht Ludwigs ſchadete den Finanzen mehr als alle ſeine Kriege: denn von dieſer Zeit an verfiel der Handel und die Manufakturen; die Einnahme des königlichen Schatzes wurde geringer; die Fabriken, welche bisher Frankreich ausſchließend beſeſſen hatte, waren nunmehro, durch die Flüchtlinge, über ganz Europa verbreitet; fremde Nationen kauften nun nicht mehr von Frankreich was ſie zu verfertigen ſelbſt gelernt hatten; der Handel nahm daher ab; die Ausgaben des Staates übertrafen ſeine Einnahmen: es entſtand ein Defizit: und an der Entſtehung des Defizits waren urſprünglich Mönche und Pfaffen ſchuld. Doch dieſes war noch nicht alles. Berühmte Generale, talentvolle Offizire, und eine Menge der tapferſten Soldaten, mußten ihre Regimenter verlaſſen, weil ſie Proteſtanten waren. Sie giengen in feindliche Armeen über, und brachten dahin die vortreffliche franzöſiſche Taktik mit ſich. Die Mönche, hierdurch noch nicht befriedigt, überredeten Ludwig, aus ſeiner Armee die größten Ge-

nerale zu entfernen, welche nicht fromm waren, und eine zu groſse Seele hatten um zu heucheln: daher blieben, während eines Theils des Succeſſionskrieges, die Vendome, die Catinat und die Villars unthätig zu Hauſe. a)

Verlorne Schlachten und Unglück ohne Zahl war die Folge dieſer Pfaffenregierung. Beinahe wären die Throne Ludwigs des Vierzehnten und Philipps des Fünften durch dieſelbe umgeſtürzt worden. Ludwig ſah ſich endlich genöthigt, als ſein Unglück am gröſsten war, vernünftiger zu denken, und mehr ſeiner eigenen Einſicht, als dem verfolgenden Rathe der unwiſſenden und einfältigen Pfaffen zu folgen; er berief Vendome, Boufflers und Villars wiederum zur Armee; und kaum waren ſie berufen, ſo war die franzöſiſche Armee auch wiederum ſiegreich. Ihr Heldenarm ſchlug die Feinde, welche vorher Gebete, Vigilien, Faſten, Kreuzerhöhungen, Prozeſſionen, und andere ähnliche, lächerliche Zeremonien nicht hatten ſchlagen können. Ludwig ſah ſich genöthigt, um die verminderte Einnahme des Staates den Ausgaben gleich zu machen, drückende Auflagen und wiederholte Anlehen auszuſchreiben, welcher Anlehen er ſich durch einen Bankerott entledigte. Aber, ungeachtet dieſer drückenden und ungerechten Hülfsmittel, lieſs dieſer Monarch, bei ſeinem Tode, die Finanzen in der gröſsten Unordnung. Sein fünfjähriger Urenkel beſtieg nunmehr den Thron, und der Herzog Regent von Orleans regierte im Namen jenes Kindes. Dieſer

a) Catinat fait ſon métier, mais il ne connoit pas Dieu. Le Roi n'aime point à confier ſes affaires à des gens ſans dévotion.

Lettres de Maintenon. T. 2. p. 55. Anquêtil Louis quatorze. T. 3. p. 131.

übergab die Finanzen des Königreiches einem Projektmacher, Namens Law, welcher die Frankreicher erſt einlud, und nachher ihnen befahl: alles ihr Gold und Silber nach dem königlichen Schatze zu bringen, wogegen er ihnen papierne Banknoten gab, und ihnen verſprach, daß ſie, in kurzer Zeit, zehnfach den Werth des gelieferten Goldes und Silbers erhalten ſollten, weil er Mittel gefunden habe, eine ungeheure Menge Goldſtangen aus den Bergwerken in Louiſiana zu erhalten, — wo es keine Bergwerke giebt. Die leichtgläubigen Frankreicher drängten ſich hinzu, um ihr Geld gegen Papier umzutauſchen. Die ganze Straße Quincampoix zu Paris, wo die Auswechslung geſchah, war, vom Morgen früh bis Abends ſpät, mit Leuten beſetzt, welche ihres Goldes und Silbers los zu werden ſuchten, um daſſelbe zehnfach wieder zu erhalten. Ein armer Bucklichter, der ſich in die Straße hinſtellte, und ſeinen Rücken zum Schreibpulte vermiethete, wurde ein reicher Mann. Aus Miſſiſippi kam kein Gold, und Laws Banknoten blieben Papier. Indeſſen wurde, durch dieſen ſchändlichen Bankerott, das Defizit getilgt, und die Einnahme des Staats kam mit der Ausgabe ungefähr ins Gleichgewicht. Im September 1715, nach dem Tode Ludwigs des Vierzehnten, betrug die Staatsſchuld 2,062,138,001 Livres. Der Herzog Regent bezahlte ab 1,722,249,229 Livres, und im Oktober 1720 betrug die Schuld des Staates nur noch 339,888,772 Livres. Ein langer Friede, und die ſparſame Regierung des Kardinals Fleury, tilgten vollends die noch übrigen Schulden des königlichen Schatzes. Die Sparſamkeit des Kardinals war dem Staate mehr ſchädlich als nützlich; er ſparte da, wo er hätte verſchwenden ſollen. Dieſer rechtſchaffene, aber furchtſame Prälat, ließ, aus

Sparſamkeit, das ganze Seeweſen verfallen, und gab dadurch die franzöſiſchen Kolonien in Oſt= und Weſt=indien den Feinden Frankreichs Preis, wie es ſich in dem Kriege wegen der deutſchen Kaiſerkrone gezeigt hat, in welchem Frankreich ſeine Kolonien verlor, und dieſelben, nur durch Aufopferung ſeiner in Flandern gemachten Eroberungen, wieder zurück erhalten konnte. Durch dieſen Krieg entſtand aufs neue eine Unordnung in den Finanzen und ein Defizit. Im Jahre 1756 verlor Frankreich abermals ſeine Kolonien, und erhielt im Frieden nur diejenigen wiederum zurück, welche die Engländer nicht für ſich zu behalten für gut fanden. Das Defizit hatte ſo ſehr zugenommen, daß der Abbe Terray kein anderes Mittel finden konnte, oder wollte, um den zerrütteten Finanzen wieder aufzuhelfen, als die Bezahlungen aufzuſchieben, und die Zinſen der Staatsſchulden herunterzuſetzen. Außer dieſem Bankerotte erhöhte der Finanzminiſter, mitten im Frieden, alle Auflagen, und ſtellte, durch dieſe Operationen (wie er ſelbſt verſicherte) die Einnahme des Staats mit der Ausgabe ins Gleichgewicht. Dennoch entſtand, unter eben dieſem Finanzminiſter, ſchon gegen das Jahr 1774, ein neues Defizit, von mehr als ſieben und zwanzig Millionen Livres.

So war der Zuſtand der Finanzen beſchaffen, als Ludwig der Sechszehnte den Thron beſtieg. Nicht nur fand er den Staat mit einer ungeheuern Schuldenlaſt beladen, die ſein Vorfahr demſelben aufgebürdet hatte; ſondern eine Korntheurung, welche zu Anfang ſeiner Regierung entſtand, verurſachte dem königlichen Schatze, noch überdieß, beträchtliche Ausgaben; theils wegen des Beiſtandes, welcher den Armen geleiſtet werden mußte; theils wegen der Truppen, welche der König nach Paris marſchiren ließ, um eine Rotte von

Böſewichtern auseinander zu jagen, die, während der Theurung, auf dem Kornmarkte, die Säcke mit Gewalt wegnahmen, und das Korn in den Straßen herumſtreueten, oder daſſelbe in den Fluß warfen. Kaum hatte ſich dieſe Theurung etwas gelegt, als ſchon, in den ſüdlichen Provinzen, eine Viehſeuche ausbrach, welche ſo heftig wüthete, daß nicht einmal genug Ochſen übrig blieben, um den Pflug zu ziehen. Aus dem königlichen Schatze mußte auch dieſen Provinzen aufgeholfen, und denſelben alle Auflagen erlaſſen werden. Außerdem ſah Ludwig der Sechszehnte ein, wie unentbehrlich nothwendig ſeinem Reiche eine große Seemacht ſey; und die Errichtung derſelben vermehrte das Defizit wenigſtens um hundert Millionen. Dazu kam noch der amerikaniſche Krieg, durch welchen die Staatsſchuld von 12,00 bis 15,00 Millionen Livres zunahm. Zu der Zeit, als Frankreich anfieng, an dieſem Kriege Theil zu nehmen, wurde Necker Finanzminiſter; dieſer merkwürdige Mann, durch welchen die franzöſiſche Revolution vorbereitet ward.

Necker war der Sohn eines Profeſſors zu Genf. Er hatte von ſeinem Vater eine gute Erziehung erhalten. Schon in ſeinen jüngern Jahren zeichnete er ſich durch ſeine Fähigkeiten aus, und gewann in der Schule oft den Preis. In ſeinen Jünglingsjahren ſchrieb er Luſtſpiele und kleine Gedichte. Noch ſehr jung kam er in das Handlungshaus ſeines Oheims, des Herrn Vernet zu Paris, und bald nachher, als Handlungsbedienter, zu dem reichen Bankier Theluſſon, mit einem ſehr kleinen Gehalte. Er lebte ordentlich, er war fleißig, geduldig und rechnete vortreflich. Durch dieſe Eigenſchaften erhob er ſich bis zu der Stelle eines erſten Handlungsbedienten ſeines Herrn, welcher ihm endlich einen Antheil an ſeiner Handlung

überließ. Bei ſeiner ökonomiſchen Art zu leben, bei der Menge und bei dem glücklichen Fortgange ſeiner Geſchäfte, nahm ſein Vermögen beträchtlich zu. Im Jahre 1765 heirathete er Mademoiſelle Cürchod, die Tochter eines ſchweizeriſchen Landpredigers; eine Dame von feinem Verſtande, von gutem Herzen, aber von unbegränzter Eitelkeit. Necker brachte ſeine Frau nach Paris. Sie ſuchte bald als Dame von Verſtand und Geſchmack ſich auszuzeichnen. Sie machte ein groſses Haus. Sie verſammelte um ſich her, und in ihrem Hauſe, die berühmteſten Gelehrten zu Paris, und hielt in dieſen Verſammlungen den Vorſitz. Nun ſollte ihr Mann auch als Schriftſteller glänzen. Er aber hatte zu viel Beſcheidenheit, und getrauete ſich nicht öffentlich aufzutreten. Die Akademie gab eine Lobſchrift auf Colbert zur Preisfrage auf. Eine ſolche Preisfrage aufzugeben, hieß verlangen, daß derjenige, welcher den Preis zu gewinnen Anſpruch machen wollte, fähig ſeyn müſſe, das verwickelte Gewebe der Finanzverwaltung auseinander zu legen, und in ſeine erſten Fäden aufzulöſen. Madame Necker beredete ihren Mann, um den Preis zu ſchreiben. Necker ſchrieb, mit Hülfe des berühmten Schriftſtellers Herrn Thomas, eine Lobrede auf Colbert, und trug, im Jahre 1773, den Preis davon. Seine ſehr gut geſchriebene Abhandlung, über einen Gegenſtand, welchen vorher Niemand kannte, und über welchen ſelbſt die Akademie, nur in Rückſicht auf Vortrag und Sprache, aber nicht in Rückſicht auf die Sache ſelbſt, zu urtheilen fähig war, machte groſses Aufſehen. Dazu kam noch das Verdienſt, daß er Winke und Vorſchläge angab, wie den in Verfall gerathenen Finanzen am beßten aufzuhelfen ſeyn mögte. Die ſcheinbare Auseinanderſetzung, von Dingen, welche ſo verwickelt

waren, daß ſie gar nicht auseinander geſetzt werden konnten; die anſcheinende, in ein Chaos gebrachte Ordnung; das auf einen finſtern Gegenſtand geworfene trügeriſche Licht; die akademiſche Zierlichkeit, mit welcher die Schrift geſchrieben war; die Antitheſen, mit denen dieſelbe ausgeſchmückt; und der ſelbſtgefällige Witz, mit welchem ſie hin und wieder verbrämt war; verbunden mit dem Nimbus, welchen die Preismedaille um ſie her verbreitete: Alles dieſes, zuſammengenommen, verſchaffte Neckers Schrift einen großen Ruf, und ihm ſelbſt eine Menge Bewunderer. Neckers Buch war der allgemeine Gegenſtand aller Geſpräche. Rouſſeau, welcher damals, beinahe täglich, in das Kaffeehaus de la Regence zum Schachſpiele kam, wurde, zu der Ehre welche ſein Landsmann erhalten hatte, Glück gewünſcht. »Er hat,« antwortete Rouſſeau, »über einen unbekannten Gegen»ſtand geſchrieben; er hat zu beweiſen geſucht, daß »er den Knoten aufzulöſen im Stande ſey. Daran »hat er wohl gethan; denn das wird ſein Glück beför»dern. Uebrigens mag daran glauben, wer da will. »Doch verſtehen ſeine neidiſchen Gegner auch nicht »mehr davon, als er, und ſie deraiſonniren nicht ſo »gut.»

Bald nachher ſchrieb Necker eine Abhandlung über den Getreidehandel, gegen die Oekonomiſten. Von dieſer Schrift wurden, in Einem Monate, vier Auflagen gedruckt. Necker ſandte dieſelbe an Voltaire, mit einem Briefe, worin er deſſen Urtheil über ſein Werk zu wiſſen verlangte. Voltaire zeigte das Buch, mit dem Briefe, einem Freunde, welcher ſich eben bei ihm befand, und ſagte lachend: »unter den Schrif»ten des Herrn Necker ſind keine ſo gut, wie ſeine »Wechſelbriefe.»

Von dieſer Zeit an wurde Necker für den erſten

Digitized by Google

ſpekulativen Bankier in Frankreich gehalten, ſein Ruhm verbreitete ſich, und ſein Ehrgeiz verleitete ihn, höher zu ſtreben. Er wollte Miniſter werden, und dazu verhalf ihn der Marquis de Peſay.

Dieſer Marquis war ein liebenswürdiger junger Mann, von einigen Talenten. Er hatte ſich bey Hofe Eingang und Anſehen zu verſchaffen gewußt; er hatte, auf einigen Privattheatern, mehrere Schauſpielerrollen ſehr gut geſpielt; er hatte von dem Dichter Dorat, das Verſemachen gelernt, und, außer einigen Kleinigkeiten, auch ein größeres Gedicht, unter dem Titel: Zélis au bain, gegeſchrieben; er ſpielte, unter dem Schutze ſeiner Schweſter, einer liebenswürdigen und verſtändigen Dame, Madame de Caſſini, in der großen Welt eine glänzende Rolle; er ſchrieb einige komiſche Operetten, welche mit Beifall aufgenommen wurden; er ward dazu ernannt, dem Dauphin (nachmaligen Ludwig dem Sechszehnten) die Anfangsgründe der Taktik beizubringen; er wurde der Liebling des Dauphins, und wußte ſich, in der Folge, als der Dauphin König war, auch bei dem Rathgeber des Königs, bei dem Grafen von Maurepas, welcher ſelbſt Verſe machte, einzuſchmeicheln; er war allgemein beliebt, und ſteckte tief in Schulden: dieß iſt eine kurze aber eine getreue Schilderung des Marquis de Peſay.

Der Krieg zwiſchen Frankreich und England, wegen der amerikaniſchen Kolonien, ſollte ausbrechen, und die franzöſiſchen Finanzen befanden ſich in der größten Unordnung. Die Verlegenheit war ſehr groß, und Necker hielt dieſes für einen guten Zeitpunkt, um Finanzminiſter zu werden. Er ſandte Jemand, im Vertrauen, zu dem Marquis de Peſay, und ließ ihm ſagen: er würde alle Schulden des Marquis bezahlen, wenn dieſer ihm die Stelle eines Finanzmini-

ſters verſchaffen wolle. Peſay war bereitwillig zu thun, was man von ihm verlangte. Er gieng zu Necker; blieb bei ihm zu Tiſche; ſchmeichelte der Madame Necker; und verſprach, dem Herrn Necker eine Audienz bei dem Miniſter Maurepas zu verſchaffen.

Nun gieng Peſay zu Maurepas; lobte die Talente, die Kenntniſſe und die Einſichten des Herrn Necker; und rühmte die Sehnſucht, welche derſelbe habe, ſich mit der Wohlfarth Frankreichs beſchäftigen, und alles das verbeſſern zu dürfen, was die vorigen Finanzminiſter verdorben hätten. Der Graf Maurepas erwiederte: »Lieber Peſay, ich habe zu lange »gelebt, und zu viel erfahren, um an Wunderdinge »glauben zu können. Ich kenne Denjenigen, für wel»chen Sie Sich intereſſiren, vielleicht beſſer als Sie »ſelbſt ihn kennen. Schon ſeit mehr als einem Jahre »ſpricht man mir von ihm beſtändig, und Sie ſind »nicht der Erſte, der ihn mir empfohlen hat. Aber »bisher habe ich mich immerfort geweigert, ſeine Vor»ſchläge anzuhören, und zwar aus folgendem Grunde. »Er hat, als Bankier, im Jahre 1771, gemeinſchaft»lich mit dem Abbe Terray, und mit Dü Vergier, »welcher damals erſter Sekretair des königlichen Scha»tzes war, nicht ſehr rechtſchaffen gehandelt. Wie »können Sie nun von mir verlangen, daß ich dem »Könige, zum Finanzminiſter, einen Mann vorſchla»gen ſolle, welcher durch dergleichen Mittel reich ge»worden iſt? Die Plane, welche er vorſchlägt, mö»gen gut ſeyn; aber auf welche Weiſe will er dieſelben »ausführen? Er kennt die Verwaltung unſeres Staa»res bloß theoretiſch; er hat nicht den geringſten Be»griff von der eigentlichen Einrichtung derſelben; das »Handwerk, welches er, während ſeines ganzen Le»bens, getrieben hat, ſteht in gar keiner Verbindung

Digitized by Google

»mit den Arbeiten eines Finanzminiſters; man müßte »ihm alſo einen Gehülfen geben, der ihn unterrichte- »te: und dieſer würde nicht leicht zu finden ſeyn. Ich »glaube, die beßte Stelle für ihn, wäre die Stelle »eines Auſſehers des königlichen Schatzes. Er könnte »die Rechnungen über Einnahme und Ausgabe füh- »ren: denn ich weiß, daß er das Rechnungswesen ſehr »gut verſteht. Will er dieſe Stelle annehmen, ſo »werde ich mich für ihn bemühen, und Ihnen dadurch »einen Beweis geben, daß Ihre Empfehlung ſehr viel »bei mir gilt.» a)

Peſay hinterbrachte Neckern, was Maurepas geſagt hatte, und beide kamen mit einander überein: Necker ſolle einſtweilen die ihm angebotene Stelle annehmen, nachher würde es ihm nicht an Mitteln fehlen, auch die höchſte Stufe zu erſteigen, wenn er erſt auf einer niedrigern eine Zeitlang ausgeruht haben werde. Im Monate Julius 1776 wurde Hr. Necker, zum erſtenmale, dem Grafen von Maurepas vorgeſtellt, und bald nachher verſchaffte ihm Maurepas eine Unterredung mit dem Könige. Der König ſprach mit Neckern länger als eine Stunde, und urtheilte über ihn auſſerordentlich richtig. Er ſagte zu Maurepas: »Ich habe mit Eurem Protegirten geſprochen. »Wir müſſen ihn brauchen, um den Kredit zu erhal- »ten. Sonſt darf er ſich in Nichts miſchen. Es iſt »ein ehrgeiziger, kühner, eigenſinniger Mann. Mir »ſcheint es, aus demjenigen zu urtheilen, was er mir »geſagt hat, daß er glaubt, er wäre im Stande, er- »ſter Miniſter zu ſeyn. Aber ich bin anderer Mei- »nung.» b)

---

a) Der Marquis de Peſay hat ſeinen Freunden ſelbſt erzählt: Maurepas habe ihm dieſe Antwort gegeben.

b) Das Geſpräch des Königs theilte Maurepas wörtlich dem Marquis de Peſai, und dieſer ſeinen Freunden mit.

Nun war Necker Aufſeher des königlichen Schatzes. Die Schulden des Marquis de Peſay wurden bezahlt, und, dieſem Manne zu Gunſten, ward, mit dem Titel eines General-Inſpektors der Aufſeher aller Ufer, eine neue Stelle, mit 40,000 Livres jährlichen Gehalts, geſtiftet, und Peſay wurde zu dieſer Stelle ernannt. Madame de Caſſini verſchaffte dem Marquis, ihrem Bruder, Mademoiſelle Murat, eine reiche Parthei, und nach der Hochzeit verließ der Marquis Verſailles, um ſeine Inſpektorſtelle anzutreten. Hr. Taboureau, ein offenherziger, rechtſchaffener und gerader Mann, war damals Finanzminiſter. Er war es wohl zufrieden, daß Hr. Necker die Aufſeherſtelle unter ihm bekleidete, obgleich der Aufſeher alles Geld der Nation in Händen hatte, und nach Gefallen damit ſchaltete, wodurch die Stelle des Finanzminiſters eine Stelle ohne Macht und beinahe ohne Anſehen wurde.

Hr. Necker war, demzufolge, eigentlich Finanzminiſter, ob er gleich den Titel eines ſolchen noch nicht hatte. Er ſtattete dem Grafen von Maurepas, von Allem was er unternahm, Bericht ab, und ſetzte, von Zeit zu Zeit, hinzu: »Ja! . . . . Wenn ich Herr wä»re. . . . . Wenn mir Niemand widerſpräche. . . . . »Dann könnte ich. . . . . . Aber. . . . . .» Hierauf antwortete ihm einſt Maurepas: »Wenn Sie werden »wollen, was Sie zu wünſchen ſcheinen: ſo müſſen »Sie Sich mit der inneren Verwaltung des Reiches »bekannt machen. Um Sich hievon zu unterrichten, »müſſen Sie Sich die verſchiedenen Rechnungen, wel»che die Intendanten unſerer Provinzen dem Finanz»miniſter überſenden, zu verſchaffen ſuchen. Aus die»ſen Rechnungen werden Sie lernen, was der Staat, »unter den gegenwärtigen Umſtänden, für Reſſurcen

Digitized by Google

»habe, und wie man ihm aufhelfen könne.» — »Wie »ſoll ich aber dieſe Rechnungen bekommen,» fragte Necker. — »Das weiß ich nicht,» antwortete Maurepas. »In dieſe Dinge mag ich mich nicht miſchen. »Thün Sie was Sie können.»

Als Necker, von dieſer Unterredung mit Maurepas, nach Hauſe kam, ſchrieb er einen Zettel an den Marquis de Peſäy, welcher ſich zu Verſailles befand, und bat den Marquis, daß er ſogleich zu ihm kommen möge. a) Der Marquis erſcheint, und Necker berathſchlagt ſich mit ihm: was, unter ſolchen Umſtänden, zu thun ſeye? Sie kommen überein: einen Zirkularbrief an alle Intendanten der Provinzen zu ſchreiben, und von denſelben die Rechnungen zu verlangen.

Die Zirkularbriefe an die Intendanten werden abgeſandt. Dieſe wurden durch den Brief ſehr aufgebracht. Sie antworteten nicht, ſondern ſchrieben an Herrn Taboureau, beklagten ſich bei dieſem über die Zudringlichkeit des Herrn Neckers, und erklärten: daß ſie Nieinand anders als Herrn Taboureau, dem Finanzminiſter, Rechenſchaft abzulegen ſchuldig ſeyen. Herr Taboureau billigte Alles was die Intendanten gethan hatten. Er gieng zu dem Grafen von Maurepas, beklagte ſich über dieſen kühnen Schritt Neckers, und verlangte Satisfaktion, wegen dieſer Beleidigung. Peſay hatte ſchon vorher mit Maurepas über dieſe Sache geſprochen, und Taboureau erhielt die verlangte Genugthuung nicht. Hr. Taboureau hielt ſich für beleidigt, und verlangte, auf den Rath ſeiner Freunde, ſeinen Abſchied. Vorzüglich rieth zu dieſem Schritte, Madame de Riance, die Schweſter des Herrn Taboureau. Dieſer erhält ſeinen Abſchied, und Necker

a) Von dem Marquis de Peſay hat man alle dieſe Umſtände erfahren.

wird Finanzminiſter an ſeiner Stelle, aber ohne Sitz und Stimme in dem königlichen Staatsrathe.

An dem 2ten Julius 1777 gab Necker, als Finanzminiſter, ſeine erſte öffentliche Audienz. Kaum war er zu dieſer Stelle ernannt, als er ſich auch ſchon, an den Intendanten der Provinzen, welche ihn mit ſo großer Verachtung behandelt hatten, zu rächen ſuchte. Necker ſandte den Marquis de Peſay, mit geheimen Inſtruktionen, nach den Provinzen, um das Betragen der Intendanten zu unterſuchen. Die Intendanten fanden bald aus, daß Peſay ein Spion war. Sie verbanden ſich alle mit einander gegen ihn, und es gelang ihnen endlich, den Marquis zu ſtürzen. Peſay fiel in Ungnade, grämte ſich, wurde krank, und ſtarb, auf ſeinem Gute, zu Peſay, wohin er, von dem Könige, verbannt worden war. Man warf Neckern mit Recht vor, daß er, nachdem Peſay in Ungnade gefallen war, ſich zurückzog, und auch nicht ein einziges Wort, zu Gunſten ſeines Freundes und Wohlthäters, zu ſprechen wagte.

Die Bankiers, die Generalpächter, und die Intendanten ſchränkte Necker von allen Seiten ein. Sie hatten ihn beleidigt, und nunmehr rächte er ſich an ihnen. Das konnte Niemand beſſer thun als er, dem alle ihre geheimen Schlichen bekannt waren. Das Publikum, welchem die ganze Bande der Finanziers, von jeher, wegen ihres Stolzes und wegen ihres Uebermuthes, verhaßt geweſen war, klatſchte Neckern lauten Beifall zu, und dieſer hatte das Vergnügen, ſich bewundert zu ſehen, während er bloß allein ſeine Privatrache zu befriedigen dachte.

Eine der erſten Operationen, welche man von Neckern erwartet hatte, war die Aufhebung des Staatslotto, der ſogenannten Lotterie Royale de France. Dieſes von der Regierung begünſtigte Hazardſpiel, hat

eine Menge Familien zu Grunde gerichtet; und eine große Anzahl von Bürgern des Staates, welche ihr Vermögen dabei verlohren hatten, zu dem Selbſtmorde verleitet. Necker war aber ſo weit entſernt, dieſes Spiel verbieten oder aufheben zu wollen, daß er vielmehr, in der Pachtung des Lotto, eine ſehr ergiebige Quelle fand, um die Einkünfte des Staates beträchtlich zu vermehren. Das Lotto hatte bisher bloß allein in den Städten Frankreichs Kontore gehabt. Necker aber erlaubte den Pächtern des Lotto, im Auguſt 1778, in allen Flecken und Dörfern, bis in die kleinſten Winkel des Königreiches, Kontore anzulegen, und Einlagen anzunehmen. Neckers Seele iſt keine von den großen, vielumfaſſenden, entfernte Folgen im Voraus berechnenden, planvollen, zur Herrſchaft über andere geſchaffenen Seelen. Zum Herrſchen fehlt es ihm an Menſchenkenntniß; denn wie hätte er die, im Kontore, auf der Wechſelbank, ſich erwerben ſollen! Sein thätiger, aber eingeſchränkter Geiſt, war zwar gewohnt, Zahlen, aber nicht Ideen zu verbinden; die Regel de Tri war die einzige, ihm geläufige, ſyllogiſtiſche Form, und alle Gegenſtände, auf welche die Schlußform nicht paßte, lagen außer ſeinem Geſichtskreiſe. Dieß fühlte er wohl. Er konnte es ſich ſelbſt nicht verbergen, daß er aus der ihm beſtimmten Laufbahn herausgeriſſen worden war, und daß er zum Finanzminiſter keine Talente hatte. Indeſſen hielt er doch die eben ſo unerwartete, als alle ſeine Hoffnungen überſteigenge Erhebung, für eine Folge ſeines Verdienſtes, und fieng, ſeit dieſem Augenblicke an, ſich ſelbſt zu bewundern. Der bisher beſcheidene Necker wurde nunmehr unerträglich ſtolz. Seine Eitelkeit, ſeine Prahlerei, ſeine eingebildete Größe, und die Verachtung, womit er auf alle Plane, welche nicht von ihm ſelbſt herkamen,

Digitized by Google

men, herabſah, machten ihn bald allen, die um ihn waren, unerträglich: um ſo viel mehr, da er am Hofe lebte, und gar nicht die mit Höflichkeit verbundene Unerſchrockenheit beſaß, welche den Mann von Welt ſo vorzüglich auszeichnet; ſondern vielmehr, bei allen Gelegenheiten, die ſtammelnde Schüchternheit eines im einſamen Studierzimmer lebenden Gelehrten zeigte. Dieß vergab man ihm noch; aber ſeine unermüdete Arbeitſamkeit; die Aengſtlichkeit in Erfüllung ſeiner Pflichten; und mehr als alles andere, die unerſchütterliche Rechtſchaffenheit, mit welcher er die Finanzen verwaltete, machten ihn am Hofe nicht nur lächerlich, ſondern auch verhaßt. Bis jetzt war der königliche Schatz gleich den Gefäßen der Danaiden geweſen. Was auf einer Seite hereinkam, das floß auf hundert andern wieder heraus. Es war eine Quelle, aus welcher jeder zu ſchöpfen ſicher war, der nur den Zutritt zu derſelben erlangen konnte. Unter Neckern wurde es anders. Er hielt richtige Rechnung über Einnahme und Ausgabe, über Gläubiger und Schuldner; und wenn Geld in der Kaſſe vorhanden war, ſo ſchenkte er es nicht weg, ſondern er legte daſſelbe, ſo lange er es nicht nöthig hatte, an den Zins. Ein ſolches Verfahren war am franzöſiſchen Hofe noch nie erhört worden. Necker, als Banquier, war gewohnt, jährlich einmal eine Rechnung über Gewinn und Verluſt zu machen. Das that er nun auch als Finanzminiſter; daher erſchien der berühmte Compte rendu, ein Werk, das unglaubliche Wirkung that. Es öffnete der Nation die Augen über ihr erſtes und wichtigſtes Intereſſe, über die Staatseinkünfte und deren Anwendung. Schon die Bekanntmachung einer ſolchen Jahrrechnung ſchien vorauszuſetzen, daß der König der Nation über die Anwendung der Einkünfte

des Staats Rechnung abzulegen ſchuldig ſey, und daß er dieſes erkenne und künftig thun wolle. a) Dieß war aber gar nicht Neckers Zweck. Er wollte bloß ſich ein Denkmaal ſtiften, ganz Europa beweiſen, wie ſehr er den Ruf eines Finanzminiſters verdiene, und wie leicht es ihm werde, Einfachheit und Ordnung in die allerverwickeltſten Geſchäfte zu bringen. Dabei war die Bilanz ſo gezogen, wie ſie allenfalls der Buchhalter eines wankenden Handlungshauſes ziehen würde, welches täglich den Bankerott fürchtet, und durch eine ungetreue Darſtellung ſeiner Fonds ſich Kredit zu verſchaffen ſucht: denn es iſt leider! heut zu Tage, mehr als zu gewiß bewieſen, daß dieſer Compte rendu nicht ganz richtig war. So geſchieht z. B. in dieſer Rechnung, derjenigen Schulden keine Erwähnung,

---

a) Daß jeder Fürſt ſchuldig ſey, ſeinen Unterthanen, über die Anwendung der Einkünfte des Staates, Rechnung abzulegen, behauptete auch Joſeph; der große, ſo ſehr verkannte Joſeph, dem erſt die Nachwelt Gerechtigkeit wird wiederfahren laſſen. Er ſagt in ſeiner eigenhädigen Schrift über ſeine neue Steuer: „Der Landesfürſt, „in einem monarchiſchen Staate, hat über die Verwendung „der öffentlichen Einkünfte, nach ſeiner Ehre und Gewiſ„ſen, und Pflichten, dem Allgemeinen Red und Antwort zu „geben.“ Und in ſeiner eigenhändigen Schrift über die Staatsverwaltung, ſagt Kaiſer Joſeph der Große: „Ich erwäge hiebei ——— daß außerdem der Monarch „nichts verſchwenden, die Abgaben auf die leichteſte und „wohlfeilſte Art erheben, und den Staat, in allen ſeinen „Theilen, zu bedienen trachten ſoll, wofür er dem All„gemeinen und jedem Individuum Rechenſchaft „zu geben ſchuldig iſt. ——— Sollte er aber, nach hin„länglicher Verſehung der Monarchie, in allen ihren Thei„len, etwas Aehnliches in den Ausgaben erſparen können: „ſo iſt er ſchuldig, es in der Einnahme durch Nachlaſſung „zu vermindern, weil der Bürger nicht für den Ueberfluß, „ſondern nur für das Bedürfniß des Staats beitragen ſoll.“

Digitized by Google

welche, während des ſiebenjährigen Krieges, von der franzöſiſchen Regierung, in Deutſchland gemacht wurden. Dennoch ſind dieſe Forderungen, nach dem Frieden, von Frankreich für rechtmäßig anerkannt worden. Es ſind demzufolge Schulden, welche, früher oder ſpäter, bezahlt werden müſſen. Daß Necker von dieſen Schulden nichts gewußt haben ſollte, das läßt ſich nicht denken, weil die deutſchen Gläubiger, zu wiederholtenmalen, die Bezahlung derſelben gefordert haben. Deutſche Fürſten, denen man Subſidien ſchuldig war, ſowohl als einige Reichsſtädte, welche Lieferungen gemacht hatten, wandten ſich, zu wiederholtenmalen, an Herrn Necker, während ſeiner Verwaltung des königlichen Schatzes. Er bezahlte ſie nicht. Vielleicht war der Schatz außer Stand ſie zu bezahlen: aber Necker hätte doch wenigſtens dieſe Schuldforderungen, in ſeiner Rechnung, unter die übrigen Paſſiva bringen müſſen. Man hat berechnet, daß Frankreich, an den oberrheiniſchen und an den niederrheiniſchen Kreis, für die genannten Gegenſtände, über dreißig Millionen Livres ſchuldig iſt.

Eine andere Abſicht Neckers ſcheint geweſen zu ſeyn, durch ſeine Ruhmredigkeit, und durch ſein immerwährendes Pochen auf Tugend und Rechtſchaffenheit, ſein Anſehen zu erhalten, und dem Staate Kredit zu verſchaffen; aber nur perſönlichen Kredit; Kredit, der dauren ſollte, ſo lange Er die Rechnung führte, und aufhören, ſobald er ſeine Stelle verlaſſen hätte. So erhält oft ein Handlungshaus, bei dem man ſich auf die Rechtſchaffenheit des Buchhalters oder Handlungsführers verläßt, ſehr lange ſeinen Kredit, welchen daſſelbe ſogleich verliert, ſobald ein anderer die Stelle einnimmt. Alles dieſes aber ſah man nicht. Man fand den Gedanken neu, ſchön und groß;

Digitized by Google

und abermals wurde Necker bewundert und geprieſen, über eine Handlung, von welcher er ſo großes Lob gar nicht erwartet hatte. Dieß trug nicht wenig dazu bei, ſeiner Eitelkeit und ſeiner Ruhmredigkeit einen neuen Schwung zu geben. Er hielt ſich nun, in vollem Ernſte, für einen großen Staatsmann, da er doch im Grunde nur ein großer Rechner war. Er glaubte alles zu können und alles fordern zu dürfen. Er forderte daher für ſeine Frau ein Tabouret im Staatsſaale der Königinn, unter den Herzoginnen, und für ſich eine Stelle im Staatsrathe des Königs. Das Letztere fand vorzüglich deßwegen große Schwierigkeikeiten, weil Necker ein Proteſtant war. Der Marquis de Peſay ſprach oft darüber, vor ſeinem Tode, mit dem Grafen von Maurepas, und ſuchte Neckern, durch den Grafen, den Titel eines Staatsminiſters und eine Stelle in dem königlichen Staatsrathe zu verſchaffen. Darauf antwortete eines Tages der Graf von Maurepas, als er ſich auf das Aeußerſte getrieben ſah: »Ich habe, für den Mann, deſſen Sie Sich »mit ſo großem Eifer annehmen, ſchon mehr gethan, »als ich hätte thun ſollen. Niemals werde ich zugeben, daß Er werde was ich bin; und dieß würde er »ſein, wenn ich ihn zum Miniſter machte. So lange »ich lebe wird nichts daraus.« Peſay rieth hierauf dem Herrn Necker, das Projekt Miniſter zu werden, aufzugeben, und ſagte ihm vorher: wenn er hierauf beſtünde, ſo würde er ſeine Stelle verlieren.

Nunmehr wandte ſich Necker an den König ſelbſt. Er ſagte Seiner Majeſtät, zu wiederholtenmalen: er würde ſeinen Abſchied verlangen, wenn ihm der König nicht den Zutritt in den Staatsrath verſtatte. Dabei ſetzte er voraus: er ſei dem Könige unentbehrlich, und könne nicht entlaſſen werden. Man verſichert, der

König habe Neckern geantwortet: »Sie haben den »Vorzug mit Mir arbeiten zu dürfen; es iſt Ihnen »erlaubt mit Mir über Alles zu ſprechen, was zu der »Wohlfarth meines Volkes beitragen kann. Sie wiſ- »ſen auch, daß ich Sie bisher gegen alle Intriguen in »Schutz genommen, und daß ich Ihnen ſehr oft von »denſelben Nachricht gegeben habe. Es macht mir »Vergnügen, zuweilen gegen Sie mein Herz ausgie- »ßen zu können. Dieſes dürfte nicht mehr geſchehen, »wenn Sie Miniſter wären. Thun Sie mir alſo »den Gefallen, und machen Sie keine weitere Anſprüche »auf dieſen Titel, welcher die Achtung, die ich für Sie »hege, nicht vermehren könnte.«

Auf dieſe Weiſe ſprach Ludwig der Sechszehnte mit dem Direktor ſeiner Finanzen. Aber die Eitelkeit dieſes Mannes, und der Ehrgeiz ſeiner Frau, wurden hierdurch nicht befriedigt. Am 19 Mai 1781 verſammelte Madame Necker alle ihre Freunde in ihrem Hauſe, und berathſchlagte ſich mit ihnen. Da wurde der Entſchluß gefaßt: Necker ſolle, noch an demſelben Tage, von dem Könige ſeinen Abſchied verlangen. Man ſetzte voraus: der König werde den Abſchied nicht annehmen, ſondern er werde Neckern zum Miniſter ernennen, und ihm erlauben, dem Staatsrathe, welcher am nächſtfolgenden Sonntage gehalten werden ſollte, beizuwohnen. Necker begab ſich zu dem Könige und forderte ſeinen Abſchied. Der König ertheilte ihm demſelben ſogleich, und befahl ihm, überdieß, zu ſeiner nicht geringen Beſtürzung: er ſolle Verſailles verlaſſen, und, bis auf weiteren Befehl, ſich nach ſeinem Landhauſe zu St. Ouen begeben.

Die Verbannung Neckers daurte nicht lange. Er bekam Erlaubniß nach Paris zu gehen, und daſelbſt

hielt er ſich lange Zeit auf. Sein Haus war der Verſammlungsplatz aller Mißvergnügten, und bei ihm wurde Alles getadelt, was die Regierung that.

Während der Zeit, da Necker Miniſter der Finanzen war, brachte er ein ganz neues Syſtem in die Verwaltung derſelben. Bis dahin hatte man ſich, ſo oft ein Geldmangel, oder ein Defizit in dem königlichen Schatze entſtand, durch Auflegung neuer Steuren geholfen, und, während der Regierung Ludwigs des Funfzehnten, war, von dem Jahre 1762 bis zu dem Jahre 1774, zu einer Zeit, da Frankreich gar keinen Krieg führte, die Laſt der Steuren und Abgaben um neunzig Millionen jährlich vermehrt worden. Hingegen hatte Necker, während des langen und geldfreſſenden amerikaniſchen Krieges, die Laſt der Steuren gar nicht vermehrt, ſondern das, zu dem Kriege nöthige Geld, durch Borgen zuſammengebracht. Dieſes rechnet er ſich ſelbſt, in verſchiedenen ſeiner Schriften, zu einem großen Verdienſte an.

Vor dem amerikaniſchen Kriege betrugen die Schulden Frankreichs 3,800 Millionen Livres, und die Zinſen derſelben 180 Millionen Livres. Außerdem waren noch über 300 Millionen Leibrenten vorhanden, welche ſehr hoch verzinſet wurden. a) Als Necker Finanzminiſter wurde, fand er ein Defizit von vier und zwanzig Millionen. b) In den vier bis fünf Jahren, während deren Necker die Finanzen verwaltete, nahm er, durch Anlehen, eine Summe von fünf hundert

a) Man ſehe die Rechnungen, welche Büſching bekannt gemacht hat.

b) Necker compte rendu au Roi 1781. Défenſe de M. Necker 1787. p. 26.

und dreißig Millionen Livres auf. Wegen der Zinſen, welche den Gläubigern des Staates von dieſer geborgten Summe bezahlt werden mußten, nahmen die jährlichen Ausgaben des Staates um fünf und vierzig Millionen zu. a) Dieſe 45 Millionen, zu den 24 Millionen des bereits unter Herrn de Clügny vorhanden geweſenen Defizit addirt, geben ein Defizit von 69 Millionen. Aber während der fünfjährigen Finanzverwaltung des Hrn. Neckers betrugen die Verbeſſerungen, welche er, theils durch Verminderung der Ausgaben, theils durch Vermehrung der Einnahme, in dem Finanzweſen anbrachte, eine Summe von wenigſtens 69 Millionen: ſo daß, wenn Neckers eigener Verſicherung zu trauen iſt, im Jahre 1781 das Defizit getilgt, Einnahme und Ausgabe des Staates in das Gleichgewicht gebracht, die Ordnung in den Finanzen hergeſtellt, und, noch auf ein ganzes Jahr, Geld, zu den Ausgaben des Staates vorräthig war. b)

Als Necker, im May 1781, entlaſſen wurde kam an ſeine Stelle Herr Joly de Fleury. Der amerikaniſche Krieg daurte noch fort, und Geld, um die Koſten des Krieges zu beſtreiten, mußte herbei geſchafft werden. Der Finanzminiſter verließ Neckers Syſtem, und verſuchte durch neue Steuren Geld aufzubringen. Im Auguſt 1781 ward eine neue Auflage, auf Bauholz, Kaffee, Zucker, Seife, und andere Bedürfniſſe des Lebens, ausgeſchrieben. Dieſe Auflage ſollte, zufolge einer Berechnung des Finanzminiſters, 43 Millionen einbringen. Das Geld kam aber nicht ein, das Volk murrte, verwünſchte den Herrn Joly de Fleury, und vergötterte beinahe den verab-

---

a) Défense de M. *Necker* 1787. p. 28

b) Défense de M. *Necker* p. 27.

Digitized by Google

ſchiedeten Hrn. Necker, welcher es mit neuen Steuren verſchont hatte. Herr Joly de Fleury ſah ſich daher genöthigt, neue Anlehen zu machen. Er nahm fünf Millionen Gulden in Holland auf; er ſtellte die acht und vierzig General-Einnehmer wieder her, welche von Neckern entlaſſen worden waren, und ließ ſich von denſelben dreißig Millionen Livres für ihre Stelle bezahlen; er eröffnete, im September 1781, ein Anlehen von 15 Millionen auf Leibrenten; im Februar 1782, ein anderes Anlehen, von 70 Millionen, auf Leibrenten; und im Julius 1782, ſchrieb er eine neue Steuer, den ſogenannten dritten Zwanzigſten, aus.

Das Volk, welches bisher, in vielen Theilen des Königreiches, nicht einmal den zweiten Zwanzigſten hatte bezahlen können, konnte noch viel weniger den dritten bezahlen. Unwille und Murren nahmen daher zu. Das Geld fehlte im königlichen Schatze. Die Geiſtlichkeit machte dem Könige ein freiwilliges Geſchenk von 15 Millionen. Dieſe reichten aber nicht hin, und im Dezember 1782, ſchrieb der Finanzminiſter ein neues Anlehen von 200 Millionen Livres aus.

Endlich ward der amerikaniſche Krieg geendigt, und der Friede wurde, zu Verſailles, am 20 Januar 1783, unterzeichnet. Der ungeheuren aufgenommenen Geldſummen ungeachtet, war dennoch in allen Kaſſen Mangel; Herr Joly de Fleury ſah ſich genöthigt, die Zahlungen aufzuſchieben, und im März des Jahrs 1783 ſeine Stelle niederzulegen.

Der König trug nunmehr ſelbſt dem Herrn Dormeſſon, einem rechtſchaffenen jungen Manne, die Finanzminiſterſtelle an. Dieſer arbeitete unabläßig an der Herſtellung der Finanzen; aber vergeblich. Ungeachtet er, im April 1783, ein Anlehen von 24 Mil-

Digitized by Google

lionen, in Form einer Lotterie gemacht hatte, fehlte es dennoch dem königlichen Schatze, sowohl als der Diskontokaſſe, an Gelde, und Herr Dormeſſon legte, im September 1783, ſeine Stelle nieder. Er wurde allgemein geſchätzt und geliebt. An dem Tage, an welchem er das Hotel des Finanzminiſters verließ, folgte ihm ſehr viel Volks nach, und ganz Paris traurte über ſeine Entlaſſung.

Nunmehr erhielt die Stelle eines Finanzminiſters Calonne; der Mann, welcher dazu beſtimmt zu ſein ſchien, die ſchon in Unordnung gerathenen Finanzen ganz zu zerrütten, und Frankreich an den Rand des Abgrundes zu bringen, in welchen es nunmehr gerathen iſt. Calonne war ein Mann von flüchtigem, unüberlegtem Karakter, unmoraliſch aus Grundſätzen, ohne Religion, mit mannigfaltigen Talenten begabt, welche ihm aber bloß allein dazu dienten, ſeine noch mannigfaltigeren Laſter deſto höher zu treiben. Sein väterliches Vermögen hatte er durchgebracht; in Liebesintrigen und bei Hofkabalen war er alt geworden; er war voller Schulden und allgemein verachtet. Die franzöſiſche Nation haßte ihn, weil er, in dem ſchändlichen Prozeſſe gegen die rechtſchaffenen Herrn von Chalotais in Bretagne, Referent geweſen war; und weil er ſeine Erhebung zum Miniſter vorzüglich der Familie Polignac zu danken hatte.

Von dem Jahre 1781, nach Neckers Entfernung, bis zum Jahre 1783, als Calonne Finanzminiſter ward, (folglich in zwei Jahren) wurde, durch neue Anlehen, aufgenommen, eine Summe von 322 Millionen. Dieſe, zu den 530, unter Neckern aufgenommenen Millionen, addirt, geben 850 Millionen, die Summe der Schuldenlaſt, welche damals den Staat drückte. Im Jahre 1783, als Calonne die Verwal-

tung der Finanzen übernahm, betrug die Einnahme des königlichen Schatzes 33 Millionen mehr als die Ausgabe deſſelben. a) Es war alſo nicht nur kein Defizit vorhanden, ſondern vielmehr ein ſehr ſtarker Ueberſchuß. Durch neue Auflagen, und durch andere Mittel, vermehrte Calonne die Einnahme des Staates noch um 22 Millionen. Folglich war nunmehr ein jährlicher Ueberſchuß von 55 Millionen Livres vorhanden, welcher zu Bezahlung der Schulden des Staates hätte angewendet werden können, und angewendet werden müſſen. Aber auf dieſe Weiſe rechnete Calonne nicht. Er dachte nicht an das Beſte des Staates, ſondern an ſich ſelbſt, und raiſonnirte ungefähr auf folgende Weiſe: »Die Einnahme übertrifft die Aus»gabe um fünf und funfzig Millionen. Nun laufe »ich keine Gefahr, wenn ich die Ausgabe der Einnah»me gleich mache. Thue ich aber dieſes, ſo kann ich »mehr als tauſend Millionen durch Anlehen aufneh»men, und mit jenen fünf und fünfzig Millionen die »Zinſen dieſer Anlehen bezahlen. Ich erhalte alſo »mehr als tauſend Millionen, mit denen ich nach Ge»fallen ſchalten kann. Der Staat leidet nicht darun»ter. Es wird derſelbe noch immer ſo reich ſeyn, als »zu der Zeit, da Herr Necker ſein Amt niederlegte. »Und ich habe dann noch vor Herrn Necker die Ehre »voraus, eine Menge magnifiker Dinge gethan zu ha»ben, welche er nicht gethan hat, und nicht thun konn»te. Ich will unter die Höflinge Geld mit vollen »Händen austheilen, und mir dieſelben ſo ſehr zu »Freunden machen, als Herr Necker, durch ſeine Pe»danterie, ſie ſich zu Feinden gemacht hat. Außerdem »will ich mir die Zuneigung des Volkes durch meine

---

a) M. *de Calonne* tout entier, par M. *Carra* p. 170.

»Groſsmuth erwerben. Ich will alle Hände füllen, »die man leer gegen mich ausſtreckt, und ganz Frank»reich wird ſagen: einen ſolchen Finanzminiſter, wie »den groſsen Calonne, habe es noch nie gehabt.« Nach dieſem Plane verfuhr Calonne. Unter ſeiner Verwaltung wurde der königliche Schatz, wirklich und eigentlich, der Schatz der Nation. Jedermann konnte daraus ſchöpfen. Geſchenke, Jahrgelder, und Gnadengehalte, kamen den, wirklichen oder vorgeblichen, Dienſtleiſtungen entgegen, ja ſogar den Forderungen zuvor; Künſte und Talente wurden aufgemuntert und unterſtüzt; die Gläubiger des Staates wurden bezahlt, ehe noch ihre Schuldforderungen verfallen waren: die Schulden der Prinzen wurden bezahlt; der König kaufte Rambouillet, die Königinn St. Cloud; die Domainen der Krone wurden vertauſcht, und Geld ward auf dieſelben aufgenommen. Niemals war der Hof ſo glänzend, niemals der König ſo prächtig, niemals der Geldumlauf im Reiche ſo groſs geweſen.

Um ſeinen Plan auszuführen, nahm Calonne 653 Millionen Livres, durch Anlehen, auf. Die Zinſen dieſer Summe betrugen jährlich 45 Millionen Livres. Das aufgenommene Geld verſchwand in den Händen des Finanzminiſters: aber dennoch überſtieg die jährliche Einnahme des Staates die jährliche Ausgabe noch um zehen Millionen. Calonne verkaufte Ehrenſtellen für dreiſsig Millionen; und auch dieſe dreiſsig Millionen verſchwanden. Nun machte er neue Anlehen; es entſtand ein Defizit, und, in dem Jahre 1786, als ſich Calonne genöthigt ſah, die Notabeln zuſammen zu berufen, betrug das Defizit 93 Millionen. Calonne gab es aber auf 112 Millionen an, und ſchob die Schuld auf Neckern, von welchem Calonne behauptete: daſs er, in dem königlichen Schatze, ein Defizit von 80 Millionen Livres zurückgelaſſen habe.

Digitized by Google

Calonne war Finanzminiſter, von 1783 bis gegen das Ende des Jahres 1786, in welchem Jahre er ſich zu fliehen genöthigt ſah, um nicht, wegen ſeiner unerhörten Räubereien, ſein Leben auf dem Schafote zu verlieren. In vier Jahren legte er dem Reiche eine Schuldenlaſt auf, deren es ſich nicht wieder entledigen konnte; er brachte die, von Neckern ſo weiſe eingerichteten Finanzen, abermals in die größte Unordnung; durch ſeine Freigebigkeit nahm das Verderbniß der Sitten bis auf den höchſten Grad zu; er drückte die Armen durch neue Auflagen; und zerſtörte Betriebſamkeit, Handlung und Ackerbau, indem er den Papierwucher unterſtützte. Und doch iſt der Mann, welcher alles dieſes gethan hat, unverſchämt genug, um öffentlich mit ſeiner Tugend und Rechtſchaffenheit prahlen zu dürfen. Einige Anekdoten werden den Karakter dieſes Finanzminiſters beſſer ſchildern, als allgemeine Bemerkungen. Calonne beſoldete eine Menge hungriger Schriftſteller, welche ihn, unaufhörlich, in Proſa und in Verſen, loben mußten. Im Jahre 1786, als er ſich in Gefahr ſah geſtürzt zu werden, ſchrieb ſein Bruder, an einen berühmten Dichter welcher Paris verlaſſen hatte und in der Provinz lebte, folgende Worte: »Kommen Sie ſo ſchnell als möglich nach Paris, und ſchreiben Sie eine Ode zum Lobe des Calonne, um ſeine Widerſacher zum Schweigen zu bringen. Wir befinden uns in einer heftigen Kriſe, und nur allein ihre Feder kann dem Finanzminiſter ſein voriges Anſehen wiedergeben. Kommen Sie ſo ſchnell als möglich, und fordern Sie ſelbſt, was für eine Penſion Sie haben wollen.« Der Dichter war ein rechtſchaffener Mann, und antwortete nicht auf dieſen Brief, aber er zeigte denſelben allen ſeinen Freunden.

Im Januar des Jahres 1786 erzählte man ſich.

in den höhern Zirkeln zu Paris, folgende Anekdote. Eine von den Damen, mit welcher Calonne die Abende, und zuweilen auch die Nächte hinzubringen pflegte, (und ſolcher Damen gab es viele) erwartete von ihm begierig, am Neujahrstage, das von ihm verſprochene Weihnachtsgeſchenk. Endlich erſcheint der Kammerdiener des Calonne, mit einer kleinen verſiegelten Schachtel, welche er der Dame übergiebt. Haſtig zerreißt ſie das Siegel, öfnet die Schachtel, und findet dieſelbe voll von, in Papier gewickelten, Bergamotttäfelchen, (Diablotins). In heftiger Wuth lieſt ſie nicht einmal den dabei liegenden Brief, ſondern fährt den Bedienten an. »Ich glaube dein Herr hat mich »zum beſten; aber da kommt er an die Unrechte: und »ſo ſoll ſich noch kein Weib gerächt haben, wie ich »mich an ihm rächen will.« — »Mäßigen Sie Sich, »Madame, antwortet der Bediente, und koſten Sie »das Zuckerwerk: mein Herr hat es geſtern, in meiner »Gegenwart, ſelbſt gemacht.» — »Ha! Ha!» ſagt ſie nun mit Lachen, »wir wollen doch ſehen, was der »Zuckerbecker Calonne für Waare liefert.» Sie öfnet eines von den Täfelchen, und findet, daß das Papier eine Banknote von tauſend Livres iſt, und ſo alle übrigen: ſo viele Diablotins, ſo viel mal tauſend Livres.

Eine andere Dame dieſer Art verlangt von Calonne: er ſolle den König zu überreden ſuchen, daß er die alte Zitadelle zu Bordeaux, das ſogenannte Chateau Trompette, verkaufe. Calonne trägt es dem Könige vor, und der König willigt ein. Nun überließ der Finanzminiſter dieſer Dame den Kauf zu ſchließen. Sie that es, verkaufte die Zitadelle um die Hälfte ihres Werthes, und erhielt von dem Käufer ein Geſchenk (pot de vin) von 300,000 Livres.

Nach dieſer allgemeinen Ueberſicht über den Karak-

ter und die Verwaltung des Finanzminiſters Calonne, ſei es nunmehr erlaubt, Alles, was er, während ſeiner Miniſterſchaft, gethan hat, ausführlich und umſtändlich zu erzählen.

Bald nachdem er die Stelle eines Finanzminiſters übernommen hatte, ſtellte er, die, von Dormeſſon, am 24ſten Oktober 1783, abgeſchafften Generalpächter, am 9ten November 1783 wiederum her. Gleich durch dieſen erſten Schritt brachte er die Nation, welcher dieſe Blutigel des Staates von jeher verhaßt geweſen waren, gegen ſich auf.

Im Dezember deſſelben Jahres, 1783, ſchrieb der Finanzminiſter ein neues Anlehen von 100 Millionen Livres aus. Das Parlament zu Paris machte anfänglich Vorſtellungen dagegen, trug aber endlich, am 18. Dezember, das Edikt zu dieſem Anlehen in ſeine Bücher ein. In dem Eingange dieſes Ediktes verſprach Calonne, im Namen des Königs, daß in langer Zeit kein neues Anlehen gemacht werden ſolle. Aber dieſes Verſprechen hielt er ſo wenig, daß er, ſchon im Monate May 1784, in Holland, unter Garantie der General-Staaten, 70 Millionen Livres borgte, ungeachtet, um eben dieſe Zeit, Spanien gegen 200 Millionen Livres, größtentheils in Piaſtern, an Frankreich zurückbezahlt hatte.

Im November 1784 machte Calonne abermals ein Anlehen von 125 Millionen Livres, und das Edikt zu demſelben wurde, von dem Parlamente, nach einigen vergeblichen Vorſtellungen, am 28. Dezember 1784, in die Bücher eingetragen. Im Jahre 1785 erhielt Calonne, auf ſein Verlangen, für den königlichen Schatz, ein ſogenanntes freiwilliges Geſchenk, von 19 Millionen, von der Geiſtlichkeit; 6 Millionen forderte er den Ständen der Provinz Bretagne, und ähnliche

Digitized by Google

Summen einigen andern Provinzen ab. Durch dieſes Mittel brachte er ungefähr 50 Millionen Livres zuſammen.

Aber dieſe ungeheuren Summen reichten, wegen der unglaublich großen Verſchwendung des Hofes und des Finanzminiſters, zu Beſtreitung der Ausgaben bei weitem nicht zu, und Calonne ſah ſich genöthigt, im November des Jahrs 1785, abermals ein Anlehen von 80 Millionen Livres auszuſchreiben.

Das Parlament weigerte ſich, dieſes neue Anlehen gut zu heißen. Es machte dem Könige nachdrückliche Vorſtellungen, und berief ſich auf Deſſen eigenes feierliches Verſprechen, und auf ſein gegebenes Wort, welches Er, durch dieſes abermalige Anlehen, gebrochen habe. Der König berief das Parlament nach Verſailles, gab den Mitgliedern deſſelben, wegen dieſer Vorſtellungen, einen Verweis, und befahl ihnen, das neue Anlehen gut zu heißen und bekannt zu machen.

Im Februar 1786 nahm Calonne den Generalpächtern 30 Millionen ab. Um eben dieſe Zeit ließ er alles zirkulirende Gold des Königreiches umſchmelzen, und, leichter als vorher, von Neuem ausprägen; er nöthigte die Provinz Languedok zu einem Geſchenke von vier Millionen; er nahm den Advokaten des Chatelet ein paar Millionen, und den Geldmäklern zu Paris ſechs Millionen ab; er begünſtigte und unterſtützte den Geldwucher, ſowohl zu ſeinem Privatvortheile, als zum Vortheile des königlichen Schatzes. Aber alles half nicht. Der Kredit des Königs und des Finanzminiſters fiel täglich tiefer; Armuth und Elend nahmen auf eine ſchreckliche Weiſe zu; die Lebensmittel wurden, wegen des Papierwuchers, ſelten und theuer; das Volk murrte gegen Calonne, welcher ſich, im Namen des Königs, zu Bordeaux, gewaltthätiger Gelderpreſſungen ſchuldig gemacht hatte.

Digitized by Google

In dem Jahre 1786 verlangte Calonne von den Generalpächtern 40 Millionen; er nahm 12 Millionen auf die königlichen Domainen auf; er ſchaffte die Frohndienſte bei den öffentlichen Straßen ab, und verwandelte dieſelben in eine Geldabgabe; er machte, im Namen der Stadt Paris, ein abermaliges Anlehen von 30 Millionen Livres; er verkaufte Stellen für dritthalb Millionen Livres; er forderte, und erhielt, von den Generaleinnehmern, einen Vorſchuß von 20 Millionen; und von der Diskontokaſſe einen Vorſchuß von 80 Millionen Livres.

Als alle Mittel Geld aufzutreiben gänzlich erſchöpft waren, und es dennoch immerdar noch an Gelde fehlte, ſchlug Calonne dem Könige vor: daß Er einen Reichs-Ausſchuß, die ſogenannte Verſammlung der Notabeln, berufen möchte.

Die Notabeln wurden berufen. Hundert und vierzig angeſehene Männer, außer den Prinzen vom Geblüte. Sie verſammelten ſich, zu Verſailles, am 22. Februar des Jahres 1787, wenige Wochen nach dem Tode des Staatsminiſters, Grafen von Vergennes, welcher unvermuthet und ſchnell geſtorben war. Durch den Tod dieſes Miniſters, deſſen Stelle der Graf von Montmorin erhielt, ſah ſich Calonne von einem wichtigen Gegner befreit.

Der Finanzminiſter hoffte: die Notabeln würden alle ſeine Plane ununterſucht annehmen; alle ſeine Projekte bewundern; die vorzuſchlagenden neuen Auflagen billigen; und, in ehrfurchtsvollem Stillſchweigen, zu Allem ihren Beifall geben. Auch die Nation erwartete, daß die Notabeln ſich auf dieſe Weiſe verhalten würden, und ſchon verkaufte man, auf dem Pontneuf zu Paris, jene kleine Figuren, von gemahltem Gypſe, deren Kopf, wenn ſie nur leicht berührt

rührt werden, wiederholten Beifall nicht, unter dem Nahmen Notabeln.

Als die Notabeln verſammelt waren, wurde die Sitzung von dem Könige eröffnet. Hierauf hielt Calonne eine Rede, welche ein Beweis iſt, wie weit er ſeine Unverſchämtheit zu treiben im Stande war. Er ſagte: er habe ſie nicht zuſammenberufen, um von ihnen Rath zu erhalten; Rathſchläge würden überflüßig ſein; er habe Verſtand genug, um einzuſehen, was thunlich ſey oder nicht; ihnen von ſeiner Verwaltung Rechnung abzulegen ſey gar nicht ſeine Abſicht; ſie möchten ihm nur Geld ſchaffen, denn daran gebreche es ihm jetzo; es ſey ein kleines Defizit vorhanden, von 80, vielleicht von 90, vielleicht von 100, vielleicht von 115 Millionen: und nun, entweder neue Auflagen; oder ſie möchten auseinander gehen, ſo wie ſie gekommen ſeyen.

Die Notabeln, oder Angeſehenen, zeigten eine lobenswürdige Standhaftigkeit. Sie verwarfen alle Plane und Projekte des Finanzminiſters, und beriefen ſich, am 29 März 1787, zum erſtenmale, auf eine Verſammlung der Reichsſtände, auf einen, künftig zu berufenden, allgemeinen Reichstag.

Der rechtſchaffene, aber ſchwache und furchtſame Siegelbewahrer, Hue de Miromenil, arbeitete den Planen des Finanzminiſters entgegen. Calonne ſuchte daher, durch Kabalen, dieſen Mann vom Hofe zu entfernen. Es gelang ihm. Er empfahl den Herrn Lamoignon an die Stelle deſſelben, und auch dieſes erlangte er. Nunmehr verſuchte er, den Baron Breteuil von dem Hofe wegzubringen. Aber hier waren ſeine Maaßregeln zu kurz, und die Königinn, welche den Baron Breteuil beſchützte, entzog dem Herrn Calonne ihre Gunſt. Zu gleicher Zeit fiengen die Ange-

ſehenen an, die Betrügereien des Finanzminiſters zu entdecken. Er erhielt daher, am 8. April 1787, von dem Könige ſeinen Abſchied, und ihm blieb Nichts weiter übrig, als ſich heimlich nach England zu flüchten, und der verdienten Strafe zu entgehen. In jenem Lande hielt er ſich eine Zeitlang auf, und verzehrte daſelbſt die ungeheuren Schätze, welche er der franzöſiſchen Nation geraubt hatte, ſo vergnügt, als, bei immerfortdaurenden Gewiſſensbiſſen, und bei unbefriedigtem Ehrgeize, möglich war.

Mit der größten Dreiſtigkeit und Unerſchrockenheit, hatte ſich, unter den Angeſehenen, vorzüglich der Markis de la Fayette dem Finanzminiſter widerſezt.

Calonne wurde zwar genöthigt, ſeine Stelle niederzulegen und ſich vom Hofe zu entfernen, aber er fiel deßwegen nicht bei dem Könige in Ungnade: denn Herr Necker, welcher, zu Paris, gegen die von Calonne den Angeſehenen vorgelegten Rechnungen, geſchrieben hatte, erhielt einen Befehl von Seiner Majeſtät: Paris zu verlaſſen, und wenigſtens zwanzig Stunden weit von dieſer Hauptſtadt entfernt zu bleiben.

Die Notabeln konnten kein anderes Mittel ausfinden, dem Defizit in den Finanzen abzuhelfen, als ein neues Anlehen vorzuſchlagen. Dieſes Anlehen, von 60 Millionen Livres, ward, am 7. Mai 1787, von dem Parlamente angenommen. Am 25. Mai wurden die Notabeln, ohne daß ſie für die Nation irgend etwas nützliches gethan hätten, feierlich von dem Könige entlaſſen, und das Defizit war und blieb, 140 Millionen Livres jährlich.

Calonne und Mirosmesnil waren nun vom Hofe entfernt, und an ihre Stellen kamen Herr von Brienne und Herr von Lamoignon. Unter dieſen ſtiegen alle Unordnungen aufs höchſte, und die

Grundlage zu der nachmaligen Revolution wurde gelegt. Herr von Lomenie von Brienne, Erzbiſchof von Toulouſe, war ein bei Hofkabalen und Staatsintriguen aufgezogener Mann. Er hatte viel natürlichen Verſtand; angeborne Beredſamkeit; eine, durch Schmeicheleien gedungener Schriftſteller, auf den höchſten Grad geſtiegene Eitelkeit; unbegränzten Ehrgeiz; eingeſchränkte Kenntniſſe; einen, durch Ausſchweifungen aller Art, zerrütteten Körper; und einen ſchwachen und furchtſamen Karakter. Schon lange hatte ſich Brienne eine Stelle im Miniſterium zu verſchaffen geſucht, aber nie wollte es ihm glücken. Sogleich nach Zuſammenberufung der Notabeln ſah er Calonnes Fall voraus, und ſchon damals nahm er ſeine Maaßregeln, um an die Stelle dieſes Miniſters zu kommen. Er wandte ſich an den Abbe de Vermont, den Vorleſer der Königinn, und erhielt, was er ſuchte; er wurde erſter Finanzminiſter, an Calonnes Stelle. Die Nation freute ſich über ſeine Erhebung, weil man glaubte, daß er einen wohlüberlegten, und in langen Jahren reif gewordenen Plan mitbrächte; indem nicht zu vermuthen war, daß Jemand verwegen genug ſeyn könne, bei der allgemein bekannten Unordnung und Zerrüttung der Finanzen, die Aufſicht über dieſelben freiwillig zu übernehmen, ohne ſchon mächtige Hülfsmittel zu ihrer Herſtellung bereit zu haben. Dennoch war es ſo. Der Erzbiſchof zeigte bald, daß er weder Plan noch feſte Grundſätze habe; denn was er vorher verworfen hatte, das billigte er jetzt. Als Notabel war er einer der ſtärkſten Gegner der Landtaxe und der Stempeltaxe, der beiden neuen Auflagen, geweſen, welche Calonne auszuſchreiben vorſchlug: als Finanzminiſter empfahl er ſelbſt die Ausſchreibung dieſer beiden neuen Auflagen, als das

Digitized by Google

Einzige Mittel, dem Staate aufzuhelfen. Das Parlament widerſetzte ſich, die Nation murrte laut, und nun ließ der Finanzminiſter die ganze Maſchinerie des Deſpotismus ſpielen. Der König fuhr, am 6ten Auguſt 1787, nach dem Palais, wo das Parlament verſammelt war, um ein ſogenanntes Lit de Juſtice zu halten, das heißt, um das deſpotiſche Machtwort: ICH WILL, auszuſprechen, um dem Parlamente die Ausſchreibung der beiden neuen Auflagen zu befehlen. Aber das Parlament zeigte unerwartete Feſtigkeit: es erklärte, daß eine ſolche Auflage von der ganzen Nation gebilligt werden müſſe, und verlangte vom Könige die Zuſammenberufung der Reichsſtände. Sobald dieſes Wort ausgeſprochen war, ſchien die Nation aus einem tiefen Schlafe auf einmal zu erwachen; allgemein wurde von der Regierung die Zuſammenberufung der Reichsſtände verlangt. Dem Finanzminiſter ward bange; er hob das Parlament auf, und ſchickte daſſelbe nach Troyes in Champagne. Nach dieſem neuen Streiche des Deſpotismus wurde die Gährung unter dem Volke, vorzüglich in Paris, ſehr groß, und der erſte Beweis, wie ſehr die Nation aufgebracht war, der erſte vorbereitende Schritt zu der nachmaligen Staatsumwerfung zeigte ſich, und geſchah, wenige Tage nachher. Der König ſchickte ſeine beiden Brüder, an Einem Tage, nach zwei verſchiedenen Gerichtshöfen, nach der Rechnungskammer, und nach der Cour des Aides, um dort die neuen Auflagen ausſchreiben zu laſſen. Man wußte, aus welcher Urſache die beiden Prinzen nach Paris kamen. Der Graf von Provence, der eine dieſer Prinzen, als ein Feind Calonnes bekannt, wurde von dem Volke, mit Händeklatſchen und mit freudigem Zurufen empfangen, und, unter fröhlichem Jauchzen, bis nach ſeinem

Pallaſte begleitet. Man drängte ſich um ihn, man warf ihm Sträußer und Blumen zu, und man gab ihm alle Beweiſe aufrichtiger Zuneigung. Den Grafen von Artois, den zweiten Bruder des Königs, empfing man ganz anders. Das Volk drängte ſich zwar um ſeinen Wagen, aber eine ſchreckliche Stille herrſchte unter dem Haufen, welche nur, hie und da, von dem durchdringenden Laute einer Pfeiſe unterbrochen wurde. Als er im Palais ankam, näherte ſich der Pöbel ſeinem Wagen, da er eben ausſteigen wollte. Die Wache trieb den Haufen auseinander, und verwundete, durch Zufall, einen Mann mit dem Bajonette. Der Pöbel wurde hierdurch ſo aufgebracht, daß das Leben des Prinzen in Gefahr gerieth, und er ſich vor dem wüthenden Haufen kaum noch retten konnte. Als er aus dem Pallaſte wieder herauskam, um zurück nach Verſailles zu reiſen, folgte ihm ein ungeheurer Haufe nach, welcher ihn, mit Auspfeifen und Auszischen, bis auf den Pontneuf verfolgte, wo einige, in Eile zuſammengerufene Soldaten, ihn von dem Pöbel befreiten, und dabei mehr als funfzig Perſonen verwundeten.

Die Gährung in Paris und in dem ganzen Königreiche war ſehr groß. Satyriſche Kupferſtiche, Gaſſenhauer, Broſchüren und Pasquille, erſchienen täglich, gegen die höchſten Perſonen des Hofes; der Pariſerpöbel war ſo unruhig, daß der Kommendant der Stadtwache um ſeine Entlaſſung bat, weil er befürchtete, ermordet zu werden; und der königliche Kommiſſair Chenon ſah ſich genöthigt, zwei Gefangene, die er eben nach der Baſtille abführen wollte, dem Pöbel, welcher ſein Haus beſtürmte, frei zu geben.

Zu Verſailles war man, über die Folgen einer ſo gefährlichen Gährung und einer ſolchen Stimmung

der Pariſer, ſehr beſorgt. Der Finanzminiſter Brienne wurde zum Prinzipalminiſter ernannt, und, immer noch erwartete der Hof durch ihn Herſtellung der öffentlichen Ruhe, und der Ordnung in den Finanzen. Der Herzog von Orleans, (welcher nun zuerſt anfieng, ſich in Staatsgeſchäfte zu miſchen) übergab dem Könige eine Schrift, in welcher er, ausführlich und dringend, die Lage des Königreiches vorſtellte, und den Monarchen zu bewegen ſuchte, die beiden neuen, mit Gewalt ausgeſchriebenen Auflagen, zurück zu nehmen.

In den Provinzen war die Gährung der Gemüther nicht weniger groß als zu Paris. Das Parlament der Provinz Guyenne, welches, durch königliche Verhaftbefehle, von Bordeaux nach Libourne verwieſen worden war, proteſtirte gegen ſeine Verweiſung. Das Parlament der Normandie wurde von Rouen nach Andemer verwieſen. Das Parlament der Provinz Bretagne ſollte ebenfalls von Rennes verwieſen werden. Aber es beſchloß zu Rennes zu bleiben, und gegen alle königlichen Verhaftbefehle ungehorſam zu ſeyn. Die Parlamenter zu Grenoble und zu Metz proteſtirten gegen die Verweiſung des Pariſerparlaments. Zu Beſanſſon und zu Toulouſe war ein gefährlicher Auflauf, wegen der Ausfuhr des Getreides. Die Sache der Parlamenter ſchien Sache der Nation zu ſeyn; und das Volk widerſetzte ſich, nebſt den Parlamentern, förmlich und überall, dem Anſehen und den Befehlen des Königs und ſeiner Miniſter.

Bei dieſer Lage der Dinge ſah ſich der König genöthigt, nachzugeben, und mit dem, von Paris nach Troyes verwieſenen Pariſerparlamente, in Unterhandlung zu treten. Der Prinzipalminiſter ließ den

Mitgliedern dieſes Parlamentes vorſtellen, in welcher traurigen Lage der Staat ſich befinde, und wie nöthig es ſey, ſo ſchnell als möglich Hülfe zu ſchaffen. »Er »gebe zu,« ſagte er, »daß bloß allein die Reichsſtände »Auflagen von ſolcher Wichtigkeit ausſchreiben könn»ten. Aber die Zuſammenberufung der Stände erforde»re Zeit, und die Gefahr ſey dringend: man möchte »ihm daher erlauben, indeſſen ein Anlehen zu machen.»

Das Parlament nahm den Vorſchlag an; der König wiederrief, am 19. September 1787, die beiden Edikte, welche Er, am 6. Auguſt, dem Parlamente auszuſchreiben befohlen hatte; und der Wiederruf des Königs wurde, zu Troyes, von dem Parlamente, in ſeine Bücher eingetragen. Dieſer Sieg der Parlamenter über das königliche Anſehen, machte die Nation mit ihren eigenen Kräften zum erſtenmale bekannt.

Nun kehrte das Parlament nach Paris zurück, und der Prinzipalminiſter, welcher ſich vorher von der Einwilligung aller einzelnen Parlamentsglieder verſichert hatte, beredete den König, eine königliche Parlamentsſitzung zu halten, um den Plan zu dem neuen Anlehen dem Parlamente vorzulegen, und deſſen Einwilligung zu erhalten. a) Der verſchmizte Prinzipalminiſter wollte das Parlament in eine Falle locken. Unter dem Verſprechen, die Reichsſtände zuſammen zu berufen, (ein Verſprechen, welches er gar nicht zu halten gedachte) wollte er daſſelbe überreden, ſein neues Anlehen zu bewilligen. Unfehlbar würde

a) In einer königlichen Parlamentsſitzung erſchien zwar der König im Parlamente, aber es wurde, in Seiner Gegenwart, frey deliberirt. In einer königlichen Gerichtsſitzung (lit de justice) wurde nicht deliberirt, ſondern der König befahl, was geſchehen ſollte.

Digitized by Google

er ſeinen Zweck erreicht haben, wenn er nicht, was bei einem Staatsminiſter unverzeihlich iſt, ſelbſt, durch unvorſichtige Reden, ſeinen Plan verrathen hätte.

Am 19. November 1787 fuhr der König nach dem Parlamentshauſe, um eine königliche Sitzung zu halten. Der Monarch eröffnete dieſelbe, mit einer kurzen, und nicht ganz verſtändlichen Rede. Hierauf ſprach der Siegelbewahrer Lamoignon. In ſeiner Rede war folgende Stelle vorzüglich merkwürdig und auffallend. »Aus den bei der ganzen Nation ange»nommenen Grundſätzen erhellt: daß die unumſchränk»te Gewalt im Reiche dem Könige allein zukomme; »daß ein, ſeiner Natur nach, unauflösliches Band, »den König mit der Nation verbinde; daß der König das »unumſchränkte Oberhaupt der Nation ſey, und mit »derſelben nur Ein Ganzes ausmache; daß die geſetz»gebende Gewalt, allein, unabhängig und ungetheilt, »der Perſon des Monarchen zugehöre; daß daher der »König Niemand anders als Gott allein von »der Anwendung und Ausübung ſeiner höchſten könig»lichen Gewalt Rechenſchaft zu geben, befugt ſeye. »Dieſe unabänderlichen Grundſätze der franzöſiſchen »Monarchie, haben Seine Majeſtät, wörtlich und »buchſtäblich, in Eurem eigenen Parlamentsſchluſſe »vom 20. März 1766 gefunden.»

Nachdem Lamoignon ſeine Rede geendigt hatte, fingen ſehr viele Mitglieder an, gegen das Anlehen, und zum Theil ſehr heftig, zu ſprechen. Der Abbe Sabatier de Cabre erlaubte ſich die Bemerkung: »er könne, zwiſchen einer königlichen Parlamentsſitzung, »wie der gegenwärtigen, und einer königlichen Ge»richtsſitzung, keinen andern Unterſchied finden, als daß »in der letzteren der Deſpotismus wenigſtens offenher»zig handle, in jener aber tückiſch verfahre. »Herr

Digitized by Google

Freteau de St. Jüſt machte dem Könige einen bitteren Vorwurf, wegen der holländiſchen Unruhen: »Ludwig der Vierzehnte« ſagte er »würde ſich geſchämt »haben, eine Erklärung zu unterſchreiben, wie ſie neu«lich, von Ludwig dem Sechszehnten in den Unter»handlungen mit Großbrittannien, unterſchrieben wor»den iſt.«

Die Sitzung hatte ſchon neun Stunden gedauert, und während dieſer Zeit hatte der König eilf Eilboten an Brienne geſandt, um anzufragen: wie er ſich verhalten ſolle? Alle brachten die Antwort zurück, der König ſolle ſtandhaft ſeyn, und nicht nachgeben.

Als die Stimmen geſammelt wurden, und der Siegelbewahrer Lamoignon bemerkte, daß die Mehrheit der Stimmen gegen das Anlehen ausfiel; da befahl er, im Namen des Königs, welcher dazu ſtille ſchwieg, daß man das Anlehen, als von dem Parlamente bewilligt, in die Bücher eintragen ſollte, ohne die Stimmen zu zählen. Der Herzog von Orleans proteſtirte gegen eine ſolche Gewaltthätigkeit, und der König wurde über dieſe Proteſtation ſo ſehr erbittert, daß er den Herzog ſogleich, in dem Parlamentsſaale, in Verhaft nehmen laſſen wollte. Man bat für ihn, und der König gab nach. Aber am folgenden Tage erhielt der Herzog Befehl, ſich nach ſeinem Landhauſe, zu Villers Cotterets, ſechs Stunden von Paris, zu begeben, und daſelbſt, außer von ſeiner Familie, keine andere Beſuche anzunehmen. Herr Freteau de St. Jüſt ward nach dem Schloſſe Doulens in der Pikardie, und Herr Sabatier nach Mont St. Michel in der Normandie gebracht. Beide wurden als Staatsgefangene bewacht.

Das ausgeſchriebene neue Anlehen hatte keinen guten Fortgang. Niemand wollte ſein Geld einem ſo zer-

Digitized by Google

rütteten Staate anvertrauen, welcher ſichtbar immer mehr und mehr zerfiel. Der Prinzipalminiſter erhielt indeſſen, zur Belohnung für ſeine geleiſteten Dienſte, das Erzbißthum zu Sens, nebſt einer reichen Abtey. Der Siegelbewahrer bekam 200,000 Livres, als eine Ausſteuer für ſeine Tochter.

Das Pariſer Parlament that dem Könige wiederholte Vorſtellungen, zu Gunſten des Herzogs von Orleans, und der beiden andern, in Verhaft genommenen Parlamentsglieder. Alle dieſe Vorſtellungen blieben fruchtlos. Endlich gab der König, am 28. Dezember 1787, die Antwort: »Man könne die Befreiung »der gefangenen Parlamentsglieder erlangen, wenn »man ſeine Güte und ſeine Gnade anflehen, aber »nicht, wenn man dieſe Befreiung von ſeiner Gerech»tigkeit fordern wolle.« Auf dieſe Antwort des Königs antwortete das Pariſer Parlament durch einen merkwürdigen Beſchluß, welchen daſſelbe, am 4 Januar 1788, faßte, und worin dem Könige geſagt wurde, daß der Mißbrauch der Verhaftbriefe in Deſpotismus ausarte; daß das Parlament nicht die Güte des Königs, wegen der Verbannten, ſondern ſeine Gerechtigkeit anflehe, und verlange, daß dieſelben entweder in Freiheit geſetzt, oder förmlich angeklagt und gerichtet werden ſollen; daß das Parlament, wenn es die Gnade des Monarchen für dieſe Gefangenen anflehen wollte, hiedurch den Mißbrauch der Gewalt billigen würde; daß man alſo, von dem Könige, nicht Gnade, nicht Güte, ſondern Gerechtigkeit verlange: die Gerechtigkeit, Niemanden unverhört zu beſtrafen.

Der König befahl dem Parlamente: am 17. Januar 1788, eine Geſandſchaft nach Verſailles zu ſenden, um daſelbſt ſeinen Befehl, in Rückſicht auf den,

Digitized by Google

von dem Parlamente am 4. Januar gefaßten Beſchluß, zu vernehmen. Dieſer Geſandſchaft ſagte der König: Er könne die Bitte des Parlaments nicht gewähren; er könne die Gefangenen nicht befreien; er könne die Verhaftbriefe nicht abſchaffen; und er befehle hiemit dem Parlamente, den unbeſcheidenen Beſchluß des vierten Januars aus ſeinem Protokolle herauszureißen.

Das Parlament zu Paris that dennoch wiederholte Vorſtellungen wegen der Befreiung ſeiner gefangenen Mitglieder, und, in einem Beſchluſſe, welcher am 18. März 1788 gefaßt, und vom Hrn. Duval Deſpremenil aufgeſetzt wurde, ward geſagt: »die willkührlichen Verhaftbefehle verletzten die Rechte der Menſchheit, die Rechte der bürgerlichen Geſellſchaft, und die Geſetze des Staates; ſie ſtießen gegen die geſunde Vernunſt ſelbſt an; und wären den Grundſätzen der Moral, eben ſo ſehr als der Würde des Throns, zuwider.« Der König antwortete hierauf: »das Parlament maaße ſich an, über Verhaftbefehle, und über andere Dinge, welche ſeine Gerichtsbarkeit nichts angehen, Vorſtellungen zu machen. Dieſes ſolle, für die Zukunft, demſelben, bei höchſter Ungnade, verboten ſeyn. Nur durch Gehorſam gegen die Befehle des Königs, könne das Parlament die Zurückberufung der Verbannten erhalten; und übrigens müſſe ſich daſſelbe ehrfurchtsvoll und ſtillſchweigend, auf die Weisheit des Monarchen verlaſſen.«

Dieſer Antwort des Königs ungeachtet, übergab das Pariſer Parlament, am 13. April 1788, abermals eine weitläuftige Vorſtellung, und verlangte die Befreiung ſeiner gefangenen Mitglieder. Um dieſen wiederholten Vorſtellungen ein Ende zu machen, berief der König, am 17. April, die Prinzen vom Geblüte, die Pairs des Königreiches, und eine Geſandſchaft

des Pariſer Parlaments nach Verſailles, und ſchenkte dem Herzoge von Orleans, ſowohl als den beiden gefangenen Parlamentsgliedern die Freiheit.

Am 17 April hielt der König, an die verſammelten Pairs und an die Abgeſandten des Parlaments, eine Anrede, in welcher Er ſagte: »die Mehrheit der »Stimmen im Parlamente gelte nur dann, wenn der »König nicht zugegen ſey. Sey aber derſelbe ſelbſt »zugegen, ſo entſcheide Er, nach ſeiner eigenen Ein»ſicht, und dann bedürfe es keiner Mehrheit der Stim»men. Mehrheit der Stimmen könne den königlichen »Willen nicht binden; ſonſt wäre das Reich eine Ari»ſtokratie, und keine Monarchie. Die Könige Frank»reichs hätten, von jeher, viele nützliche Geſetze, gegen »die Mehrheit der Stimmen, und ſelbſt gegen den »Willen der Parlamenter, durchgeſetzt und ausſchrei»ben laſſen: dieſes würde dann auch künftig geſchehen, »wenn das Parlament fortfahren ſollte, ſich den Be»fehlen des Monarchen zu widerſetzen.«

Durch dieſe Rede des Königs wurden die Gemüther ſehr erbittert, und man fand, wenige Tage nachher, zu Paris und zu Verſailles ein gedrucktes Blatt angeſchlagen, folgenden Inhalts: »Die Könige haben »ihre Macht von dem Volke erhalten, um die Geſetze »zu handhaben. Ueber die Geſetze dürfen ſelbſt die »Könige nicht hinausgehen. Der Nation ſind ſie, »über die Einnahme und Ausgabe des Staates, Re»chenſchaft ſchuldig. Gaukler und Schauſpieler braucht »die Nation nicht zu beſolden; denn der Staat bedarf »keiner Luſtigmacher, und Menſchen dieſer Art haben »kein Recht, die Abgaben des Volkes durchzubringen.«

Der Prinzipalminiſter und der Siegelbewahrer verfielen nun, als das Projekt zu einem Anlehen mißglückt war, auf einen neuen Plan. Da ſie aber nun-

mehr aus Erfahrung wußten, wie großen Schaden, bei der Ausführung ſolcher Projekte, Schwatzhaftigkeit verurſacht; ſo ſollte dieſer Plan, ſo lange bis er ausgeführt ſeyn würde, für jedermann ein undurchdringliches Geheimniß bleiben. Auf einmal war Frankreich in der größten Unruhe. Alle abweſende Militairperſonen wurden zu ihren Fahnen zurückberufen, Oberoffizire wurden nach den Provinzen geſchickt, und jeder von ihnen erhielt eine verſiegelte Inſtruktion, welche ſie alle, an einem und demſelbigen Tage, und in derſelben beſtimmten Stunde, eröfnen ſollten. Zu Verſailles wurde eine neue Druckerei errichtet; eine Menge Druckerpreſſen waren Tag und Nacht beſchäftigt, ohne daß man wußte, was ſie druckten; denn eine dreifache Reihe von Bajonetten verhinderte alle Gemeinſchaft der Buchdrucker mit dem Publikum. Voller Schrecken und Furcht erwartete nun die Nation, was dieſe neuen Bemühungen des Deſpotismus wohl zum Zwecke haben möchten. Man gab ſich große Mühe, das Geheimniß zu erfahren; aber vergeblich. Nur Deſpemenil, der unermüdete Deſpremenil, war glücklich genug, daſſelbe zu erhalten. Es koſtete ihm fünfhundert Louisd'ors; aber er erhielt es. Ein Korrekturbogen des neuen Edikts, in eine Kugel von Thon eingeſchloſſen, wurde in der Druckerei zum Fenſter hinausgeworfen. Sobald Deſpremenil dieſen Abdruck des Edikts erhalten hatte, theilte er denſelben ſogleich ſeinen Mitbrüdern, den Parlamentsgliedern, mit, und alle ſchworen, am 3. Mai 1788, ſo wie er und die Pairs des Königreiches, daß ſie kein Edikt, welches aus dieſer Preſſe des Miniſters komme, für gültig anerkennen wollten. Der Prinzipalminiſter, aufgebracht, ſein Geheimniß verrathen zu ſehen, wirkte Verhaftbriefe gegen den Herrn Deſpremenil aus,

ſo wie gegen Herrn Goislard de Monſabert, ein anderes Parlamentsglied. Beide erfuhren es, und retteten ſich in das Parlamentshaus, wo das verſammelte Parlament erklärte: daß dieſe beiden Mitglieder unter dem Schutze des Königes und des Geſetzes ſich befänden.

Am fünften Mai verſammelten ſich die Parlamentsglieder, nebſt den Pairs des Königreiches, in dem Parlamentsſaale. Sie berathſchlagten ſich; ſie ſchickten Abgeſandte an den König, um Ihn zu bitten, daß Er beſſere Rathgeber wählen möge; und ſie erwarteten, bis in die Nacht, die Rückkunft dieſer Abgeſandten. Gegen Mitternacht marſchirten einige Bataillons Soldaten gegen das Parlamentshaus, mit Zimmerleuten vorauf, welche, die Axt auf der Schulter tragend, bereit zu ſein ſchienen, die Thüren einzuhauen, falls ſich dieſelben nicht gutwillig öffnen ſollten. Zugleich beſetzte die Schweizergarde alle Thüren und Zugänge des Parlamentshauſes, und Niemand wurde weder herein noch heraus gelaſſen.

Nunmehr verlangte der Hauptmann der Schweizer, der Baron Dagoult, daß ihm die Herren Düval Deſpremenil und Goislard de Monſabert ausgeliefert werden ſollten. Die Parlamentsglieder antworteten, mit Einer Stimme: »Wir werden »ſie nicht ausliefern. Sie befinden ſich unter dem »Schutze des Geſetzes; und wir ſind Alle Deſpremenils und Goislards!» Der Hauptmann ſandte einen Eilbothen, mit dieſer Erklärung des Parlaments, nach Verſailles. Gegen Morgen kam die Antwort: der Hauptmann ſolle die beiden Parlamentsglieder in Verhaft nehmen, und ſich an den Widerſtand derſelben gar nicht kehren.

Mit dieſem Befehle in der Hand trat Dagoult

Digitized by Google

in den Saal, und verlangte, daß man ihm die beiden Parlamentsglieder, welche er nicht perſönlich kannte, zeigen ſollte. Dieſes wollte Niemand thun, und nunmehr befand er ſich in großer Verlegenheit. Denn, ungeachtet des erhaltenen königlichen Befehls, hielt er es doch für bedenklich, ſeine Soldaten, mit aufgepflanzten Bajonetten, in einen Saal eintreten zu laſſen, in welchem Pairs des Königreiches, Marſchälle und Erzbiſchöfe verſammelt waren. Er ſandte daher abermals einen Eilbothen nach Verſailles, und bat ſich neue Verhaltungsbefehle aus.

Um eilf Uhr Vormittags, am ſechsten Mai, kam der Befehl von Verſailles an Dagoult: er ſolle Gewalt gebrauchen, und ſich an Nichts kehren. Mit dieſem Befehle trat er abermals in den Saal, und verlangte, noch einmal, die Auslieferung der beiden Parlamentsglieder. Das Parlament beſtand auf ſeiner Weigerung. Nun drohte Dagoult, daß er Gewalt gebrauchen wolle. Um das Blutvergießen an einem der Gerechtigkeit geheiligten Orte, zu verhüten, trat jetzo Deſpremenil ſelbſt hervor, und übergab ſich. Eben dieſes that auch Goislard. Beide wurden weggeführt, und als Staatsgefangene bewacht.

Zwei Tage nachher, am 8ten May 1788, hielt der König, zu Verſailles, eine königliche Gerichtsſitzung, in welcher alle Parlamenter abgeſchafft, und die von dem Prinzipalminiſter erfundene Cour pleniere, ein einziger oberſter Gerichtshof, in dem Königreiche eingeführt werden ſollte.

Die Abſetzung der Parlamenter, und die Errichtung der Cour pleniere verurſachten, in ganz Frankreich, die größten Unruhen und die heftigſte Gährung. Der Baron von Breteuil, der Günſtling der Königinn, ſowohl als der Siegelbewahrer,

Digitized by Google

Herr de Lamoignon, welche die Urheber dieſes Plans waren, wurden der Nation verhaßt und von derſelben verabſcheut. Das Parlament, und die übrigen Gerichtshöfe zu Paris, weigerten ſich, den neugeſchaffenen oberſten Gerichtshof als rechtmäßig anzuerkennen, und in den Provinzen widerſetzten ſich die Parlamenter ihrer Aufhebung. Das Parlament zu Toulouſe erklärte: »daß, da der Hof die Verfaſ»ſung des Reiches umgeſtürzt habe, der Nation nun»mehr, außer dem Gefühle ihrer eigenen Stärke und »Kraft, weiter nichts übrig bleibe.» Der König befahl, alle Mitglieder dieſes Parlamentes durch Verhaftbriefe zu verbannen. Aber der Kommendant von Toulouſe, der Graf de Perigord, bat um ſeinen Abſchied, weil er ſich außer Stand geſetzt ſehe, die königlichen Befehle vollziehen zu können.

Zu Lyon, zu Aix, und zu Beſanſſon entſtanden Unruhen. Die Parlamenter zu Dijon, zu Nancy, zu Metz, und zu Perpignan proteſtirten. Das Parlament zu Rouen erklärte alle diejenigen, welche bey den neuen Gerichtshöfen eine Stelle annehmen würden, für Verräther des Vaterlandes. Zu Pau in Bearn entſtand ein Aufruhr. Der Marquis de Lous wurde von dem Volke gezwungen, die Fortſetzungen der Sitzungen des daſigen Parlaments, den Befehlen des Königs zum Trotze, zu erlauben, und ihm ward gedroht, daß er, bei dem geringſten Widerſtande, erſäuft werden ſollte. Er legte ſeine Stelle nieder, und nahm ſeinen Abſchied.

In dem Dauphiné vereinigten ſich der Adel und die Stände mit dem Parlamente zu Grenoble, und erklärten: »Wenn gewaltſame Mittel in dieſer »Provinz gebraucht werden ſollten, ſo würde das Dau-

phiné

» phine in den vormaligen Stand der Trennung von » Frankreich wiederum zurücktreten, und alsdann wer» de der älteſte Sohn des Königs fernerhin kein Recht » haben, den Namen eines Dauphins zu führen. » Als die Nachricht nach Grenoble kam, daß die Mitglieder des Parlaments durch Verhaftbriefe verbannt werden ſollten, entſtand daſelbſt ein Aufruhr. Die Sturmglocken wurden geläutet; die Bauern aus den benachbarten Gebirgen kamen in die Stadt; das Haus des Gouverneurs ward geſtürmt; und der Gouverneur ſelbſt, der Herzog von Clermont Tonnerre, wurde in ſeinem Zimmer überfallen. Einige drohten, ihn an einen, in dem Zimmer hängenden, Kronleuchter aufzuknüpfen; andere, ihm den Kopf mit einem Beile abzuhacken: und nur durch Hülfe einiger Offizire, entgieng er dem ihm gedroheten Tode, nachdem er gezwungen worden war, dem Pöbel auf den Knieen abzubitten, daß er die Befehle des Königs zu vollziehen Anſtalt gemacht hatte. Der Aufruhr nahm zu, und der Herzog de Clermont Tonnerre war nicht vermögend, mit ſeinen Truppen denſelben zu ſtillen. Der Pöbel legte, an einigen der Regierung zugehörigen Häuſern, Feuer an, und die Soldaten ſchoſſen unter den Haufen, wodurch einige verwundet wurden, und die Uebrigen aus einander liefen. Die Unruhen wurden nicht eher geſtillt, als bis der Kommendant ſelbſt ſich mit dem Parlamente vereinigte, und daſſelbe, auf ſein Erſuchen, die Ruhe wiederum herſtellte. Der königliche Befehl konnte indeſſen nicht vollzogen werden. Der Herzog von Clermont Tonnerre verlangte ſeinen Abſchied, und erhielt denſelben. An ſeiner Stelle wurde der alte Marſchall de Vaux zum Kommendanten von Grenoble ernannt, und er rückte, mit den ihm untergebenen Truppen,

Digitized by Google

in das Dauphiné ein. Indeſſen wandte ſich der König von Sardinien, als Garant des Vertrages, vermöge welches dieſe Provinz, in dem Jahre 1344, an Frankreich gekommen war, an den König von Frankreich, und ſchrieb an denſelben einen Brief, zu Gunſten des Dauphiné. Dieſes bewirkte ſo viel, daß der Provinz erlaubt wurde, ihre Landſtände, welche im Jahr 1626 aufgehoben worden waren, wieder zu errichten. Dieſe Landſtände fiengen auch ſogleich an ſich zu verſammeln.

Große Unruhen entſtanden in der Provinz Bretagne. Der Adel vereinigte ſich mit dem Parlamente zu Rennes, und machte mit demſelben gemeinſchaftliche Sache. Als der Graf Thiard, der Gouverneur der Provinz, in dem Parlamentshauſe zu Rennes, das königliche Edikt, wegen Aufhebung des Parlaments einſchreiben ließ, wurde er, auf dem Rückwege, von dem Pöbel mit Steinen geworfen. Der Miniſter ließ hierauf einige Regimenter in die Provinz Bretagne einrücken. Indeſſen verſammelte ſich der Adel zu Rennes, und erklärte einen Jeden, der ſich unterſtehen würde, bei den neuen Gerichtshöfen eine Stelle anzunehmen, für ehrlos und infam. Dieſe heftige Erklärung des Adels ſandte der Graf Thiard nach Hofe. Darauf erhielt er Verhaftbriefe, um alle Mitglieder des Parlaments zu Rennes aus dieſer Stadt zu verweiſen. Seine Offizire weigerten ſich alle, dieſe Verhaftsbriefe den Parlamentsgliedern zu überbringen, und der Graf ſah ſich daher genöthigt, zu Ueberreichung derſelben, gemeiner Soldaten ſich zu bedienen.

Statt dem königlichen Befehle zu gehorchen, und die Stadt Rennes zu verlaſſen, verſammelte ſich das Parlament noch an demſelben Tage, dem Könige zum Trotze. Der Graf Thiard ſandte Soldaten nach dem

Digitized by Google

Parlamentshauſe, um die Mitglieder des Parlaments zu zerſtreuen. Dieſe Soldaten wurden von dem Pöbel beſchimpft, bedroht, und mit Steinen geworfen; und vielleicht würde es zum wirklichen Gefechte gekommen ſeyn, wenn nicht ein Haufe bewafneter Edelleute herbey gekommen wäre. Dieſe befahlen den Soldaten: daß ſie ſich ruhig verhalten, und das verſammelte Parlament nicht ſtören möchten. Am folgenden Tage, am 5ten Junius 1788, entſchloſſen ſich endlich die Parlamentsglieder, freiwillig, dem königlichen Befehle Gehorſam zu leiſten, und die Stadt Rennes zu verlaſſen.

Deſſen ungeachtet dauerten die Unruhen in Bretagne fort. Zu Rennes ſchimpften die Einwohner, laut und furchtlos, auf die Regierung und die Miniſter. 18,000 Mann Soldaten, welche in die Stadt einrückten, um die Ruhe herzuſtellen, ſollten bei den Bürgern einquartirt werden. Aber dieſe weigerten ſich ſchlechterdings, Soldaten in ihre Häuſer aufzunehmen, und der Graf Thiard ſah ſich genöthigt, ſeine Truppen in Kirchen und Klöſter einzuquartiren. Er verlangte bey Hofe ſeinen Abſchied; aber er erhielt denſelben nicht. Die königliche Armee, welche ſich allmählig bis zu 30,000 Mann verſtärkt hatte, lagerte ſich bei der Stadt Rennes. Die Bürger der Stadt fürchteten dieſe Armee ſo wenig, daß ſie täglich, haufenweiſe, das Lager beſuchten, die in demſelben befindlichen Soldaten verſpotteten und verhöhnten, und ſich ſogar erfrechten, über die Palliſaden in das Lager hineinzuſteigen. Der Marſchall de Stainville, welcher über dieſe Truppen das Kommando hatte, ließ einige von den Bürgern, welche ſich am frechſten betrugen, und die Schildwachen neckten, gefangen nehmen, in dem Vorſatze, dieſelben, den übri-

gen zum Schrecken, beſtrafen zu laſſen. Er erhielt aber ſogleich eine dreimal wiederholte Geſandſchaft der Bürgerſchaft, mit der Drohung, daß die Beſtrafung der Schuldigen das Signal ſeyn würde, ſein Lager mit der ſchrecklichſten Wuth anzufallen. Um dieſes zu verhüten, gab der Marſchall die Gefangenen ohne Strafe frei.

Die Stände von Bretagne ſandten Abgeſandte an den König, welche Seiner Majeſtät dringende Vorſtellungen machen ſollten. Dieſe Abgeſandten hatten, am 10ten Junius, eine Audienz bei dem Könige, und erhielten die Antwort: »Der König ſey mit dem Betragen der Stände ſeiner Provinz Bretagne höchſt »unzufrieden, und ſeine Nachſicht werde aufhören, »wenn man ferner fortführe, Ruhe und Ordnung zu »ſtören.»

Bald nachher ſandte der Adel von Bretagne eine Geſandſchaft an den König. Dieſe Geſandten wurden aber nicht vorgelaſſen, und ſie erhielten, auf ihre wiederholte Bitte um Audienz, die Antwort: Der König könne Rebellen kein Gehör geben.

Dieſe harte Antwort des Königs erbitterte die Gemüther auf den höchſten Grad. Der Adel, ſowohl als die Stände, beharrten auf ihrem Entſchluſſe, die hergebrachten Vorrechte der Provinz zu vertheidigen, und es kam, zu Rennes, zwiſchen den Bürgern und den Soldaten zu einem Gefechte. Der Kriegsminiſter ſandte dem Grafen Thiard den Befehl, Ernſt und Strenge zu gebrauchen. Aber Thiard antwortete; »die ganze Lage der Dinge ſey viel zu bedenklich, und »die zu befürchtenden Folgen zu weit ausſehend, als »daß er, ohne ſelbſt mit dem Könige geſprochen, und »aus Deſſen eigenem Munde einen ſolchen Befehl er-

Digitized by Google

»halten zu haben, denſelben auszuführen unterneh⸗
»men dürfte.»

Am 12ten Julius entſtand zu Rennes abermals ein fürchterlicher Aufruhr. Das Haus des Intendanten, Bertrand de Molleville, wurde geſtürmt und geplündert, und ein königliches Edikt ward unter dem Galgen verbrannt. Nun beſchloſſen die Miniſter, Strenge zu gebrauchen. Die zwölf Abgeſandten des Adels von Bretagne, welche ſich immerfort noch zu Paris aufhielten, und vergeblich eine Audienz zu erhalten ſuchten, wurden, am 13ten Julius, in der Nacht, feſtgenommen und nach der Baſtille gebracht.

Als die Nachricht von dieſem Vorfalle zu Rennes ankam, nahm der Aufruhr auf den höchſten Grad zu. Die Bürger bewaffneten ſich, und gegen 18,000 Mann rückten aus. Die Stände der Provinz ſuchten das Volk zu beruhigen, und ſchickten eine Geſandſchaft von achtzehn Perſonen an den König, mit einer Bittſchrift, in welcher ſie verlangten: daß das Parlament zu Rennes wiederum hergeſtellt, die königlichen Truppen aus der Provinz entfernt, und die zwölf gefangenen Edelleute in der Baſtille befreit werden möchten.

Dieſe Geſandten erhielten Audienz, und der König antwortete: »Wenn die Provinz Treu und Gehor⸗
»ſam bewieſe, ſo könnte ſich dieſelbe von der Güte
»des Königs Alles verſprechen. Ihre Vorrechte ſoll⸗
»ten erhalten werden. Aber jeder Ungehorſam gegen
»die königlichen Befehle würde beſtraft werden.» Zugleich erhielten dieſe Abgeſandten den Befehl, am folgenden Tage nach Rennes zurück zu reiſen.

Um dieſe Zeit war in dem ganzen Königreiche ein allgemeiner Stillſtand der Juſtizpflege. Die Juſtiz blieb ganz unthätig, weil alle bisherigen Juſtizhöfe aufgehoben waren, und die neuen nicht eingeführt

Digitized by Google

werden konnten. Die Gefängniſſe füllten ſich an; die Verbrecher häuften ſich; kein Prozeß, weder in Zivilſachen, noch in Kriminalſachen, wurde fortgeführt, oder geendigt.

Das Militair war, zur Wiederherſtellung der Ruhe, ganz unnütze. Offizire und Soldaten weigerten ſich gegen ihre Mitbürger zu fechten, und wenn ſie es verſuchen wollten, den Befehlen zu gehorchen, ſo widerſetzten ſich ihnen die Bürger mit gewaffneter Hand. Der Marquis von Antichamp, welcher Befehl erhalten hatte, mit vier Regimentern, in die Provinz Bearn einzurücken, wurde, an der Spitze ſeiner Truppen, von der Landmiliz angegriffen, und ſah ſich genöthigt, ſich zurück zu ziehen. Viele Offizire forderten ihren Abſchied, und einige Regimenter, wie z. B. das Regiment Baſſigny, und das Regiment Penthievre, erklärten geradezu, daß ſie ſich nicht entſchließen könnten, gegen ihre Mitbürger zu fechten.

Die Geiſtlichkeit des Reiches gab zwar ein von ihr verlangtes, ſogenanntes freiwilliges Geſchenk, von acht Millionen Livres, erklärte aber zugleich: die Cour pleniere ſey den Reichsgeſetzen zuwider; ſie könne die Gültigkeit dieſes oberſten Gerichtshofes nicht anerkennen; und es ſey von der größten Wichtigkeit, daß die Reichsſtände, ſobald als möglich, verſammelt würden.

Der Geldmangel in dem königlichen Schatze nahm auf einen ſolchen Grad zu, daß ſich der Prinzipalminiſter gar nicht mehr zu helfen wußte. In einigen Provinzen, vorzüglich in Bretagne, Dauphiné und Bearn, wurden die Abgaben nicht mehr bezahlt; die königlichen Scheine und die Staatspapiere verlohren ihren Kredit, und fielen täglich tiefer; und die Verlegenheit, in welcher ſich der Finanzminiſter be-

ſand, war ſo groß, daß derſelbe, bei einem Bankier, für Rechnung des Königs, ſieben Millionen Livres, zu acht pro Cent, zu borgen, und ein, dem Könige zugehöriges Haus, in der Stadt Paris, für 107,000 Livres baaren Geldes, zu verkaufen ſich genöthigt ſah.

Durch das Unglück, welches, am 13ten Julius 1788, einen großen Theil von Frankreich traf, wurde die Verwirrung in den Finanzen noch größer. Ein ſchrecklicher Sturm, mit Hagel und Schloſſen verbunden, verheerte einen großen Theil des Reiches, von Flandern bis nach Poitou. Dörfer und Flecken wurden überſchwemmt; Häuſer wurden umgeworfen; Menſchen wurden beſchädigt; Vieh, in großer Menge, ward getödtet; und die gehoffte Erndte lag, zerknickt und zerſchlagen, auf den Feldern. Der Schaden war außerordentlich groß. Nicht nur ſahen ſich die verarmten Einwohner der verheerten Gegenden außer Stande, für das laufende Jahr die Abgaben zu bezahlen; ſondern es mußte ihnen auch noch aus dem königlichen Schatze aufgeholfen werden: ſie mußten Geld erhalten, um ihre niedergeworfenen oder weggeſchwemmten Hütten wiederum aufbauen; um Vieh- und Wirthſchaftsgeräthe einkaufen; um ſelbſt leben zu können. Der König hätte dieſen Unglücklichen gerne Geld geſchenkt, er war äußerſt gerührt über ihr Schickſal: aber er konnte kein Geld geben, weil er ſelbſt keins hatte. Indeſſen wurde ein Anlehen von zwölf Millionen Livres für diejenigen eröffnet, welche durch den Sturm gelitten hatten.

Die, unter dem Volke ohnehin ſchon große Gährung, ward noch größer, als die, durch den Hagel verurſachte, Theurung und Hungersnoth, ſich über all zu zeigen anfieng. Der Hof befürchtete die ſchrecklichſten Folgen von dem allgemeinen Mißvergnügen

des Volkes, und der Staatsſekretair, **Baron von Breteuil**, verlangte, aus Furcht, am 24ſten Julius, ſeinen Abſchied, welchen er auch erhielt.

Der Prinzipalminiſter ſuchte das Volk durch glatte Worte zu beſänftigen. Er ließ, am 8ten Auguſt, den König verſprechen, daß die Verſammlung der Reichsſtände am 1ſten May 1789 ihren Anfang nehmen; daß die Einrichtung der **Cour pleniere**, und der übrigen neuen Gerichtshöfe, bis dahin ausgeſetzt ſeyn ſolle; und daß es den verſammelten Reichsſtänden zukommen werde, zu entſcheiden, ob die **Cour pleniere** beizubehalten ſey, oder nicht.

Dieſes gütige königliche Edikt that große Wirkung. Es beſänftigte die erbitterten Gemüther; es erweckte angenehme Hoffnungen; es dämpfte die entſtandenen Gährungen; und alles ſchien wiederum ſich zur Ruhe zu neigen, als ein abermaliges, königliches Edikt, die Nation, aus dem Schlummer, in welchen dieſelbe durch die vorige Verordnung ſich hatte einwiegen laſſen, auf eine ſchreckliche Art aufweckte. Der Prinzipalminiſter machte, im Namen des Königs, einen förmlichen Bankerott.

Am 20ſten Auguſt erſchien das, vom 16ten Auguſt datirte, königliche Edikt, vermöge welches die Zahlungen aus allen königlichen Kaſſen, theils eingeſchränkt; theils um ein ganzes Jahr aufgeſchoben; theils auch nur $\frac{1}{5}$ derſelben in Gelde, und die übrigen $\frac{2}{5}$ in Kaſſenſcheinen, in Papier ohne Werth, bezahlt werden ſollten.

Die Beſtürzung, welche dieſes Edikt verurſachte, war außerordentlich groß. Es war ein ſchrecklicher Schlag, für alle Diejenigen, welche Beſoldungen oder Gnadengehalte von dem Staate zogen; für alle Diejenigen, welche dem Staate Geld geliehen hatten;

Digitized by Google

für alle Diejenigen, welche Leibrenten hatten; für Kaufleute und Bankiers; für Manufakturen und Fabriken: Jedermann, der in Frankreich ein Eigenthum, von irgend einer Art, beſaß, verlohr durch dieſes Edikt, mittelbar oder unmittelbar. Zu Lyon brachte das Edikt einen allgemeinen Stillſtand in allen Handlungsgeſchäften hervor, und alle Zahlungen wurden eingeſtellt. Zu Genf geſchah eben dieſes. Zu Amſterdam erhielt man die Nachricht von dieſem Staatsbankerotte durch einen Eilbothen, welchen der holländiſche Geſandte, Herr von Berkenrode, dahin geſandt hatte. Sogleich faßten die Amſterdammer den Beſchluß: kein franzöſiſches Papier mehr anzunehmen, und den, für Rechnung Frankreichs, zum Theil gekauften, zum Theil beſtellten Vorrath von Bauholz und von Schiffsmunitionen, zurück zu behalten, und nicht verabfolgen zu laſſen.

Zu Paris wurde die Diskontokaſſe in die größte Verlegenheit geſetzt. Die Regierung war der Kaſſe 70 Millionen Livres ſchuldig; und die Zinſen dieſer Summe ſollte ſie nunmehr nicht in baarem Gelde, ſondern in Papier erhalten. Das Gedränge zu der Kaſſe wurde ſehr groß. Jedermann wollte die Banknoten der Kaſſe gegen baares Geld umwechſeln, und die Aktien derſelben fielen, in Einem Tage, von 4,070 Livres auf 3,500 Livres herunter. In dieſer Bedrängniß wandten ſich die Vorſteher dieſer Bank an die Miniſter des Königs, und thaten denſelben nachdrückliche Vorſtellungen. Ein paar Tage nachher erſchien ein Edikt, in welchem der König bekannt machte, daß Er die Zinſen des Kapitals, welches Er der Diſcontokaſſe ſchuldig ſey, nicht in Papier ſondern in klingender Münze bezahlen werde. Durch dieſes Edikt

war der Diſkontokaſſe geholfen, und die Aktien derſelben ſtiegen wiederum bis auf 4000 Livres.

Im Königreiche war der Unwille, welchen das Edikt vom 16ten Auguſt erweckt hatte, außerordentlich groß. Der Pöbel begieng, an mehreren Orten, vorzüglich aber zu Paris, Unordnungen und Ausſchweifungen, welche die Polizei nicht zu hindern vermogte. Die wiederholten und ſchnell auf einander folgenden Nachrichten von den unglückſeeligen Folgen, welche das Edikt in allen Theilen des Reiches verurſacht hatte, verſetzten die Miniſter in eine unthätige Betäubung, in eine gänzliche Unentſchloſſenheit. Der Graf von Provenze, die Prinzeſſin Adelaide, der Prinz Conty, und einige andere Große des Hofes, machten dem Könige Vorſtellungen, und baten Ihn, daß Er den Herrn Necker wieder zurück berufen möge. Die Königinn ſchrieb eigenhändig an den Herrn Necker, um denſelben zu bitten, daß er zurückkommen, und, unter der Oberaufſicht des Prinzipalminiſters, Herrn von Brienne, die Verwaltung der Finanzen wieder übernehmen möge. Necker antwortete, und lehnte den Antrag, in ſehr ehrerbietigen Ausdrücken, von ſich gänzlich ab. Nun wurde der Herzog de Nivernois zu Neckern geſandt. Dieſer erklärte, in einer langen Unterredung: er würde die Stelle eines Finanzminiſters unter keiner andern Bedingung annehmen, als daß Herr de Brienne verabſchiedet, und er ſelbſt an deſſen Stelle ernannt werde; daß er unmittelbar unter dem Könige ſtehe, und mit Seiner Majeſtät ſich über Staatsſachen berathſchlage; ſo wie auch, daß er den Titel eines Oberaufſehers der Finanzen, nebſt Sitz und Stimme in dem königlichen Staatsrathe erhalte. Alles ward von dem Könige bewilligt. Brienne,

der Prinzipalminiſter, welcher ſah, daß alle ſeine Plane mißglückten; welcher fühlte, daß er nicht im Stande war, eine ſo mächtige und ſo aufgeklärte Nation, wie die franzöſiſche, zu beherrſchen: Brienne legte, am 25ſten Auguſt 1788, ſeine Stelle nieder. Er erhielt, zur Belohnung, für ſo viele, wichtige, dem Hofe geleiſtete Dienſte, den Kardinalshut und 800,000 Livres jährlicher Einkünfte. Daß man ihn ſo königlich belohnte, beweiſt, wie mir ſcheint, deutlich genug, daß der Hof die Grundſätze des allerhärteſten und grauſamſten Deſpotismus angenommen hatte, und befolgte; denn Brienne, dieſer Liebling, von welchem man ſich ſo ungern trennte, war ein Deſpot aus Grundſätzen, wie alle ſchwachen und furchtſamen Menſchen, die allemal zugleich liſtig, verſchlagen, hart und grauſam ſind. In der königlichen Sitzung, am 19ten November 1787, ſagte Lamoignon folgende merkwürdige Worte: »Ein König von »Frankreich kann, in den Stellvertretern der drei »Stände des Staats, weiter nichts, als einen gröſ»ßern Staatsrath finden, und er bleibt allemal der »oberſte Schiedsrichter ihrer Vorſtellungen und ihrer »Klagen.« a) Dieſer Grundſatz enthält die Quinteſſenz des Staatsrechtes eines aſiatiſchen Deſpoten. Was? Der Monarch ſoll, wenn eine ganze Nation klagt, wenn fünf und zwanzig Millionen Menſchen Vorſtellungen und Klagen auf die Stufen ſeines Throns niederlegen, mit Einem Worte, mit Einem Machtſpruche, ſagen können: »begebt euch weg, ich will »euch nicht anhören, ihr klagt mit Unrecht: ich bin

a) Un Roi de France ne peut trouver dans les répresentants des trois ordres de l'état qu'un conseil plus étendu, et il est toujours l'arbitre suprême, de leur réprésentations et de leur doléances.

»Schiedsrichter; und ich entſcheide, daß eure Klagen »ungerecht ſind, und daß es mir nicht behagt, eure »Vorſtellungen anzuhören.« Großer Gott! welch ein ungeheurer Grundſatz! Wie ganz anders dachte Heinrich der Vierte, Er, der das große Wort ſagte: »ich hoffe, es noch dahin zu bringen, daß auch der »ärmſte meiner Unterthanen, alle Sonntage, ein »Huhn im Topfe haben ſoll.« Wie ganz anders dachte König Friedrich der Einzige, Er, der jedem ſeiner Unterthanen, ohne Unterſchied, erlaubte, ſich dem Throne zu nähern, oder an den König zu ſchreiben, und ſeine Klagen unmittelbar an Ihn ſelbſt zu bringen, und der nie ein Unrecht, das durch Ihn ſelbſt, oder durch diejenigen, welche ſeine Stelle vertraten, einem ſeiner Unterthanen zugefügt worden war, erfuhr, ohne es ſogleich wieder gut zu machen. Wie ganz anders dachte Joſeph der Große, Er, der ſelbſt ſagt: »Iſt es nicht Unſinn, zu glauben, daß Obrigkeiten »das Land als ein Eigenthum beſäßen, bevor noch »Unterthanen waren? und daß ſie das ihrige, un- »ter gewiſſen Bedingungen, an die letztern abgege- »ben haben? Müßten ſie nicht auf den Stelle vor »Hunger davon laufen, wenn niemand den Grund »bearbeitete? So abſurd wäre es, wenn ſich ein »Landesfürſt einbildete, das Land gehöre ihm, und »nicht er dem Lande zu; Millionen Menſchen ſeyen für »ihn, und nicht er für ſie gemacht, um ihnen zu die- »nen.« a) Und an einem andern Orte ſagt eben dieſer große Fürſt: »Schon von Landesfürſten anzufan- »gen, denkt mancher, daß er das Vermögen des »Staats und ſeiner Unterthanen als ſein vollkomme-

---

a) Kaiſer Joſephs des Zweiten eigenhändige Schrift über ſeine neue Steuer.

»nes Eigenthum anſehen könne; glaubet, daß die »Vorſehung Millionen Menſchen für ihn geſchaffen »hat, und läßt es ſich dabei nicht träumen, daß er, »für den Dienſt dieſer Millionen, zu ſeinem »Platze von ſelber beſtimmt worden.» a)

Unter der Regierung des Herrn von Brienne wurden die erſten Saamen der Zwietracht zwiſchen den verſchiedenen Ständen ausgeſtreut; und unter ihm verlor, wie man behauptet, der königliche Schatz, durch überflüßige Ausgaben, die bloß allein zu Unterſtützung ſeiner Projekte dienten, über hundert Millionen Livres.

Der Siegelbewahrer, Herr von Lamoignon, war der vertraute Freund des Miniſters; er hatte an allen ſeinen Planen Antheil. Er war ein unruhiger, thätiger, ehrgeiziger Mann. Als er die Stelle eines Siegelbewahrers erhielt, hatte er viele Schulden. Er ſuchte in dieſer Stelle Ehre und Geld, und erhielt keines von beiden. Nachdem der Prinzipalminiſter abgedankt hatte, bat auch Lamoignon um ſeine Entlaſſung, und erhielt dieſelbe. Er ertrug ſeine Ungnade mit ſtoiſcher Gelaſſenheit. Ob er gleich allgemein verhaßt war, ſo gab ihm doch ſein Gewiſſen Zeugniß, daß ſeine Abſichten rein geweſen waren; und dabei beruhigte er ſich. Ihm blieben, auch im Unglücke, alle ſeine vormaligen Freunde getreu, und, was bei einem gefallenen Höflinge unerhört iſt, ſogar die Miniſter beſuchten ihn oft. Sein Karakter war gut. Er war ein guter Vater, ein guter Freund, ein guter Ehemann. Seine Frau und ſeine Kinder beweinten ſeinen Tod, ob er gleich das Vermögen ſeiner Familie

---

a) Kaiſer Joſephs des Zweiten eigenhändige Schrift über die Staatsverwaltung. 1784.

durchgebracht hatte, und voller Schulden geſtorben war. Sein Tod, der bald nach ſeiner Entlaſſung erfolgte, war wahrſcheinlich freiwillig. Man fand ihn, in einem Pavillon ſeines Gartens, mit ſeiner Jagdflinte zwiſchen den Beinen, und den Kopf mit einer Kugel durchſchoſſen. Er ſtarb noch zu rechter Zeit, und ſchien glücklich zu preiſen, daß ihm nicht vorbehalten war, die Auftritte der Revolution mit anzuſehen. Von ihm gilt, was Tacitus von Agricola ſagt: Non vidit obsessam curiam, et clausum armis senatum, et eadem strage tot consularium caedes, tot nobilissimarum foeminarum exsilia et fugas.

Das Weigern des Pariſer Parlaments, die verlangten neuen Auflagen auszuſchreiben, war ein wichtiger vorbereitender Schritt zu der Revolution in Frankreich. Das Parlament, welches, ſchon ſeit ſo langer Zeit, alle Auflagen im Reiche ausgeſchrieben hatte, erklärte nun auf einmal, ganz unvermuthet, daß es bisher dazu kein Recht gehabt habe, ſondern daß dieſes Recht der Nation zugehöre. Es klagte ſich auf einmal ſelbſt an. Wäre Herr von Brienne ein Mann von Kopf, ein wahrer Staatsmann geweſen: ſo hätte er ſogleich die Reichsſtände zuſammenberufen, die Parlamenter, zufolge ihres eigenen Geſtändniſſes, bei der Nation angeklagt, und dieſelben ihrer Strafe überlaſſen. Statt deſſen wollte er die Beſtrafung der Parlamenter ſelbſt übernehmen, und darin fehlte er ſehr; denn nun vereinigte ſich die Nation mit den Parlamentern gegen die Regierung, welches ſonſt nie geſchehen wäre. Die Parlamenter wollten, dadurch, daß ſie die Zuſammenberufung der Reichsſtände verlangten, ſich nur der Regierung furchtbar machen; ſie wollten nichts weniger, als daß dieſes Verlangen er=

füllt werden ſollte: denn durch Zuſammenberufung der Reichsſtände wurden die Parlamenter ſelbſt in Nichts verwandelt, und verloren alle ihre Vorrechte. Daß ſie dieſe Zuſammenberufung wirklich nicht im Ernſte verlangt hatten, dieß zeigte ſich in der Folge deutlich genug; denn die Parlamenter ſetzten der Zuſammenberufung der Reichsſtände, nachdem dieſelbe von der Regierung beſchloſſen war, ſelbſt die größten Schwierigkeiten entgegen; und Deſpremenil, welchen man für einen ſo großen Patrioten gehalten hatte, war, in der Nationalverſammlung, einer der wüthendſten Ariſtokraten, welcher, durch Reden und Schriften, den vormaligen Deſpotismus wieder herzuſtellen ſuchte; welcher ſogar verſprach, in der Nationalverſammlung ſelbſt, den Plan zu einer Kontrerevolution vorzutragen; und welcher, was beinahe unglaublich ſcheint, ſein Verſprechen wirklich erfüllt hat. Beinahe alle Mitglieder des Pariſer Parlaments hatten beträchtliche Summen in den königlichen Fonds; dadurch fand ſich ihr Intereſſe beſtändig, zwiſchen der Zuſammenberufung der Reichsſtände, welche, um den Bankerott zu verhindern, nöthig war, und der Nichtzuſammenberufung derſelben, welche allein ihrer Exiſtenz Dauer geben konnte, getheilt. Das Intereſſe des Geldgeizes hielt dem Intereſſe des Ehrgeizes das Gleichgewicht; und je nachdem das eine Intereſſe, oder das andere, die Oberhand erhielt, handelte das Parlament ſo, oder anders. Daher läßt ſich das unerklärliche, ſich beſtändig widerſprechende Betragen des Pariſer Parlaments erklären, welches man bis jetzt vergeblich zu erklären geſucht hat. Die Parlamenter in den Provinzen ahmten dem Pariſer Parlamente beſtändig nach, ohne eigentlich zu wiſſen, warum ſie dieſes thaten, und ohne dieſelben Bewegründe zu ihren Handlungen zu haben.

Digitized by Google

Miniſter, Erzbiſchöfe und Parlamentsglieder waren Geldwucherer, Wechſeljuden und Papierhändler geworden: alle wollten bezahlt ſeyn; und darum mußten ſie die Nation zuſammenberufen, um derſelben, durch ſüße Worte und herrliche Vorſpiegelungen einer anſcheinenden Freiheit, Geld abzulocken. Die Freiheit ſollte nur anſcheinend, das Geld aber ſollte reel ſeyn. So war der Plan; aber der Vorſehung gefiel es anders. Hätte das Pariſer Parlament, wie es vorher ſo oft gethan hatte, ohne Widerrede das königliche Edikt angenommen, und ausgeſchrieben: ſo würde das Volk haben bezahlen müſſen, und Frankreich wäre im vorigen Zuſtande geblieben. Daraus, daß es das Einſchreiben des Edikts verweigerte, entſtanden alle Unruhen. So wie immer die größten Begebenheiten aus kleinen und unmerklichen Urſachen entſpringen: ſo entſprang, zum Theil, die große franzöſiſche Revolution, mit allen ihren unabſehbaren Folgen, aus einem Staatsfehler des Herrn von Brienne; ein Staatsfehler, der um ſoviel größer, und um ſoviel unverzeihlicher war, da er, als Miniſter, nicht nur dadurch nichts gewann, ſondern vielmehr ſich ſelbſt aus einer kleinen Verlegenheit in eine weit größere verſetzte: denn vorher fehlte es ihm bloß allein an Gelde; nun aber waren alle Parlamenter und die ganze Nation gegen ihn; und ſo erhielt er nicht nur kein Geld, ſondern er verlor zugleich das Einzige Mittel, Geld zu erhalten. In einem ſolchen Zuſtande konnte er nicht Miniſter bleiben; er mußte fallen: auch fiel er; aber ſein Fall zog die Umwerfung des Staates nach ſich. Statt daß er, mit der Weisheit eines großen Staatsmannes, die Augen der Nation von dem Punkte, nach welchem er hinzielte, hätte abwenden, und auf einen andern Gegenſtand lenken ſollen: ſtatt deſſen, machte

er, durch ſein unüberlegtes Betragen, das große Staatsgeheimniß überall bekannt. Statt daß er ſich hätte gegen die Parlamenter erbittert ſtellen, und die Nation zuſammenberufen ſollen, um dieſelben zu richten: ſtatt deſſen, überließ er ſich einer unverzeihlichen Rachſucht: und dadurch erfuhr die Nation das große Geheimniß, welches ſie nie hätte erfahren ſollen; daß ſie nemlich nur zuſammenberufen werde, weil die Regierung, ohne ihren Beiſtand, nicht länger beſtehen konnte. Da war es denn auch ſehr natürlich, daß ſie einen ganz andern Ton annahm, als ſie ſonſt angenommen haben würde, und daß ſie nun mit dem Könige ſprach, wie aufgebrachte Gläubiger mit einem bankerotten Schuldner zu ſprechen gewohnt ſind. Hätte Brienne einſehen können, was für eine ſchöne Gelegenheit er aus den Händen ließ, um ſich unſterblich zu machen: ſo würden, wenn er auch nur einen Funken von Ehrgeiz beſitzt, Schmerz und Reue ihn haben zur Verzweiflung bringen müſſen.

Drittes Buch.

Nähere Urſachen der Revolution, und Veranlaſſung zu derſelben.

Zuſtand von Frankreich, nachdem die Miniſter entfernt waren. Freudenfeſte auf dem Dauphinsplatze. Ausſchweifungen des Pariſer Pöbels. Grauſamkeiten der Soldaten gegen das Volk. Freude der Frankreicher über die Zurückberufung Neckers. Wie ſich Necker dabei betrug. Uebermuth und Prahlerei dieſes Miniſters. Wiedereinſetzung der Parlamenter. Necker macht einen verſteckten Staatsbankerott. Berufung der Notabeln. Ausſchreibung des Reichstages. Schriften, welche erſchienen. Wirkung derſelben. Merkwürdiger Beſchluß des Parlaments zu Paris. Unordnungen und Unruhen in den Provinzen. Pays d'Elections. Pays d'Etats. Einfluß der Regierungsform, des Klima und der Erziehung, auf die Wahlen. Sonderbares Betragen der Geiſtlichen. Bürgerkrieg in Bretagne. Mirabeaus Triumph zu Marſeille. Brief des Grafen Caraman an Mirabeau. Mirabeaus Antwort. Neuer Aufruhr durch Mirabeau veranlaßt. Schreiben an Mirabeau. Zerſtörung des Hauſes des Herrn Reveillon zu Paris. Inhalt der geſchriebenen Vorſchriften, welche die Reichsſtände auf den Reichstag mitbrachten.

Eodem anno Galliarum civitates, ob magnitudinem aeris alieni, rebellionem coeptavere: cujus exſtimulator acerrimus inter Treveros Julius Florus, apud Aeduos Julius Sacrovir. Nobilitas ambobus, et Majorum bona facta; eoque Romana civitas olim data, cum id rarum, nec niſi virtuti pretium eſſet. Ii, ſecretis conloquiis, ferociſſimo quoque adſumpto, aut quibus, ob egeſtatem, ac metum ex flagitiis, maxima peccandi neceſſitudo, componunt Florus Belgas, Sacrovir propiores Gallos concire. Igitur, per conciliabula et coetus, ſeditioſa diſſerebant, de continuatione tributorum, gravitate fenoris, ſaevitia ac ſuperbia praeſidentium; et diſcordare militem, audito Germanici exitio, egregium reſumendae libertati tempus. *Tacitus* in Annal. lib. 3.

Digitized by Google

Die Miniſter waren nun verſchwunden, aber das Ungewitter, welches ſie geweckt hatten, rollte noch in der Ferne. Durch die Gewaltthätigkeiten, welche ſie ſich erlaubt hatten, waren alle Bande der Geſellſchaft zerriſſen worden. Fünf Monate lang war Frankreich ſchon ohne Gerichtshöfe und ohne Richter geweſen; die Waffen der Soldaten waren gegen ihre Mitbürger gekehrt worden; in die Vorrechte der Provinzen waren Eingriffe geſchehen; und die Abgeſandten, welche dieſelben, um ſich zu beklagen, nach Paris geſandt hatten, waren ins Gefängniß geworfen worden; durch falſche und lügenhafte Nachrichten, welche, auf Befehl der Miniſter, in Zeitungen und Journale eingerückt wurden, hinterging man die öffentliche Treue; der Kredit war verloren, und ſchon bedrohte man das Eigenthum; die Regierung war ohne Anſehen und ohne allen auswärtigen Einfluß. Dieß war der Zuſtand von Frankreich, nachdem ſich der Finanzminiſter und der Siegelbewahrer zurückgezogen hatten. Täglich ſah man neue Auftritte, welche die Stimmung des Volkes nur zu deutlich zeigten. Sobald die Entlaſſung des Finanzminiſters in Paris bekannt wurde, verſammelte ſich eine Menge junger Leute auf dem Dauphinsplatze, um ein Freudenfeſt über dieſe Entlaſſung zu feiern. Man trug in den Straßen von Paris eine, in den Biſchofsthalar gekleidete, Figur herum, deren Kleidung aus drei Fünftheil Seide und zwei Fünftheil Papier beſtand, als eine Anſpielung auf das, den 16ten Auguſt gegebene, Edikt. Dieſe Figur wurde, nachdem ſie herumgetragen war, zum Feuer verurtheilt, und öffentlich verbrannt. Am folgenden Tage verſammelte ſich das Volk wieder, aber die Polizei ſchickte ein Detaſchement Kavallerie, um den Pöbel zu

zerſtreuen. Dieſe Abgeſandten der Polizei befolgten den ihnen gegebenen Befehl mit empörender Grauſamkeit. Sie ſprengten mit Säbeln und Piſtolen unter das unbewafnete Volk, hieben und ſchoſſen nieder was ihnen vorkam, ohne Rückſicht auf Stand, Alter, oder Geſchlecht. Bei dem Anblicke der Todten und Verwundeten gerieth der Pöbel in Wuth, jagte das ganze Detaſchement in die Flucht, und nahm das Korps de Garde auf dem Pont neuf mit Gewalt ein. Durch dieſen kleinen Sieg über ſeine Verfolger kühn gemacht, zerſtreut ſich nun der Pöbel in der Stadt, verbrennt die Wachthäuſer, und bei einbrechender Nacht zieht der ganze Haufe triumphirend nach dem Greveplatze. Hier aber hatte die Polizei Truppen hingeſtellt, welche man im Finſtern nicht ſehen konnte. Sobald der Haufe auf dem Platze ankam, ſchoſſen dieſe verſteckten Soldaten unter das Volk, das damals ganz ruhig war, und tödteten eine große Menge dieſer Unglücklichen. Der Pöbel zerſtreuete ſich, und die Todten wurden, während der Nacht, in den Fluß geworfen. Am folgenden Tage war Paris ruhig; aber dieſe Ruhe dauerte nicht lange. Man erfuhr, daß Lamoignon auch ſeinen Abſchied erhalten hatte, und nun fingen die Freudenfeſte aufs neue an. Ein ungeheurer Haufe verſammelt ſich auf dem Dauphinsplatze, verbrennt das Bild des Siegelbewahrers, und zieht nun weg, in der Abſicht, die Palläſte des Prinzipalminiſters, des Siegelbewahrers, und ihrer nächſten Verwandten in Brand zu ſtecken. Herr von Brienne, der Kriegsminiſter, der Bruder des Prinzipalminiſters, langte eben von Verſailles an, als der wüthende Haufe mit brennenden Fackeln auf ſeinen Pallaſt losging. Er ſchickte ſogleich nach Hülfe, und die Truppen näherten ſich. Aber, ſtatt den Pöbel auseinander zu jagen, kommen ſie, in zwei

Abtheilungen, auf beiden Seiten der Straße herein, und ſchießen unter das Volk, das nunmehr nirgendwo einen Ausgang hatte, wohin es ſich retten konnte. Umſonſt erhoben dieſe Unglücklichen ihre Hände zum Himmel; umſonſt riefen ſie die Soldaten um Barmherzigkeit an; umſonſt verſprachen ſie ſogleich auseinander zu gehen: das Morden dauerte fort, und der größte Theil des Haufens blieb todt in der Straße liegen. Zu gleicher Zeit ging ein ähnlicher Auftritt in einer andern Straße vor. Solche Abſcheulichkeiten waren zu groß, als daß ſie ungeahndet hätten hingehen können. Das Parlament verhörte Zeugen, um den Urhebern dieſer Mordthaten den Prozeß zu machen. Der Befehlshaber der Truppen wurde angeklagt, vorgefordert und verhört; er zeigte aber einen Befehl vom Hofe vor, und damit endigte ſich die Unterſuchung einer ſo niederträchtigen Handlung. Aehnliche Scenen fielen auch in den Provinzen vor. Das einzige Mittel, um die öffentliche Ruhe wieder herzuſtellen, war die Zurückberufung Neckers.

Unbeſchreiblich groß war die Freude, welcher ſich das franzöſiſche Volk überließ, als daſſelbe erfuhr: Necker habe die Verwaltung der Finanzen übernommen. Der heftige, flüchtige, unüberlegte, unbeſonnene, Alles übertreibende Karakter der Frankreicher, zeigte ſich auffallend, in den Ausbrüchen, welche dieſe Freude veranlaßte. Alles ſchrie und jauchzte. Necker hieß der Freund, der Liebling, der Schutzgott, der Retter Frankreichs. Jeder wollte dem andern zuvorkommen, und eine ſo frohe Nachricht zuerſt verkündigen. »Wir ſind geborgen« rief man »Necker hat Frankreich gerettet!» Die Stadt Paris ward erleuchtet; Feuerwerker wurden abgebrannt; Schmauſereien und Gaſtmähler wurden gegeben; diejenigen, welche

Digitized by Google

ſich zu der Diskontokaſſe gedrängt hatten, um Banknoten gegen Geld zu verwechſeln, giengen freudig und hüpfend nach Hauſe; diejenigen, denen man das Geld ſchon hingezählt hatte, ſchoben daſſelbe zurück, und wollten lieber ihre Banknoten behalten; die königlichen Staatspapiere, welche vorher 34 pro Zent verloren hatten, verloren nur noch ſechs pro Zent; und die Aktien der Diskontokaſſe ſtiegen bis auf 4,300 Livres. In einem unbeſonnenen Freudenrauſche brachten die Frankreicher taumelnd einige Tage zu.

Necker war der Mann nicht, welcher ſo unbedingtes Zutrauen, und ſo große Ehrenbezeugungen, mit philoſophiſcher Ruhe und Gelaſſenheit hätte ertragen können. Er ward übermüthig. Er ließ die Prinzen, welche kamen um ihm Glück zu wünſchen, mit der Entſchuldigung abweiſen: »die Menge und die »Wichtigkeit ſeiner Geſchäfte, erlaube ihm nicht Be»ſuche anzunehmen.« Zu dem Könige ſagte Necker: »Beruhigen Sie Sich, Sire. Der Schade iſt zwar »ſehr groß; aber die Heilmittel ſind noch größer.»

Necker fand, in dem königlichen Schatze, nicht mehr als 419,000 Livres baares Geld. Er ſuchte ſich daher, vor allen Dingen, Geld zu verſchaffen. Von den Generalpächtern borgte er anderthalb Millionen Livres, ferner, vier Millionen Livres von den Handwerkszünften, und ſechs Millionen von der Geſellſchaft der Pariſer Advokaten. Auch von ſeinem eigenen Vermögen legte er zwei Millionen Livres in den königlichen Schatz. Necker war eitel genug, um dieſes nicht nur bekannt werden zu laſſen, ſondern ſogar damit zu prahlen: gleichſam als hätte er, mit einer ſo unbeträchtlichen Summe, welche, in den franzöſiſchen Schatz gelegt, nicht viel mehr war, als ein Tropfen in das Weltmeer gegoſſen, den Staat von

dem Untergange gerettet. Als der Graf de Montmorin zu verſtehen gab: er finde es ſehr gewagt, in einem ſolchen Zeitpunkte wie der gegenwärtige, ſein ganzes Vermögen, oder doch den größten Theil deſſelben, dem Staate anzuvertrauen: da antwortete Necker: »Wer ſeine Ruhe und ſeine Geſundheit, in dem Dien»ſte des Staates, aufgeopfert hat, bei dem kann die »Aufopferung ſeines Vermögens nicht in Rechnung »kommen.» Dieſe Antwort war, auf alle Fälle, eine höchſt lächerliche Prahlerei. Denn, entweder kannte Necker zuverläſſige Mittel, um den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen; und dann lief ſein Geld keine Gefahr: oder er kannte ſolche Mittel nicht; und dann hatte er offenbahr dem Könige weit mehr verſprochen, als er zu halten im Stande war.

Die Parlamenter hatte Necker, von jeher, nicht weniger gehaßt, als ſein Vorgänger und Freund Brienne dieſelben haßte. Er ließ ſich ſehr ungern dazu bereden, daß er in die Wiedereinſetzung derſelben einwilligte. Aber die Parlamenter mußten wieder eingeſetzt werden, wenn die Nation beruhigt werden ſollte. Das königliche Edikt vom achten Mai, welches die erſte Urſache aller Unruhen geweſen war, wurde daher, durch ein neues Edikt, zurück genommen, und am 24. September 1788 hielt das Pariſerparlament, in dem Parlamentshauſe, unter dem Jauchzen und Frohlocken einer unzählbaren verſammelten Volksmenge ſeine erſte Sitzung, ſeitdem es förmlich aufgehoben worden war. Wenige Tage vorher erlaubte der König den verbannten Parlamentsgliedern zurück zu kommen; die gefangenen Mitglieder gab er frei; und die zwölf Abgeſandte des Adels der Provinz Bretagne wurden aus der Baſtille entlaſſen. Den letzteren gab Necker mündlich die Verſicherung, daß er ihren Klagen abzu-

Digitized by Google

helfen geſonnen ſey. An die Stelle des Hrn. Lamoig=non wurde Herr Barentin zum Siegelbewahrer er=nannt, und der König erklärte, und machte öffentlich bekannt: es ſei ſeine Abſicht, im Januar des Jahres 1789, die Reichsſtände zuſammen zu berufen.

Das Erſte, was Necker that, war, daß er, durch ein königliches Edikt, am 14ten September 1788, das ſo verhaßte Edikt vom 16. Auguſt aufheben, und den Bankerott nicht Statt finden ließ. Es ſollten nunmehro, ſo wie vorher, alle Zahlungen in baarem Gelde, und nicht in Papier geſchehen. Jedoch be=diente ſich Necker der Vorſicht, in dieſem neuen Edik=te, einen beſonderen Unterſchied zwiſchen dringen=den und nicht dringenden Zahlungen zu machen: ſo daß er, nach Willkühr, wenn kein Geld im Schatze vorhanden war, eine Zahlung, unter dem Vorwande, daß dieſelbe nicht dringend ſey, weiter hinaus verſchie=ben konnte. Denn es hieß in dieſem Edikte: »Der »König habe gefunden, daß, wenn die nicht ſehr »dringenden Zahlungen ein wenig verzö=»gert, und die Einnahme und Ausgabe gehörig in »Ordnung gebracht würden, man ſich leicht, bis zu »der Zuſammenberufung der Reichsſtände, werde be=»helfen können.« In dem Edikt war nicht geſagt, auf welche Weiſe die königliche Schatzkammer es möglich machen wolle, auch nur die dringendſten Schulden des Staates in klingender Münze bezahlen zu können. Ferner wußte keiner von den Gläubigern des Staates, welche Zahlungen für dringend, und was für Zahlungen für nicht dringend gehalten werden würden. Nek=ker machte, im Namen des Staates, eben ſo wohl Bankerott als Brienne. Der einzige Unterſchied be=ſtand darin, daß Brienne es offen und unverholen, Necker hingegen auf eine zweideutige und verſteckte

Weiſe that. Wirklich brachte auch Necker, bald nachher, in Ausführung, was Brienne hatte thun wollen: er ſchob alle, im Oktober 1788 fälligen Zahlungen, auf ein ganzes Jahr weiter hinaus. Dadurch verlohr der franzöſiſche Hof allen Kredit; die Schuldſcheine des Staates fielen beträchtlich; und die Zuſammenberufung der Stände des Reiches, welche allein dem Uebel abhelfen konnten, wurde unvermeidlich.

Die Reichsſtände wurden demzufolge zuſammenberufen. Nun aber widerſetzten ſich die Parlamenter, welche befürchteten, ihre Vorrechte zu verlieren. Sie widerſetzten ſich dem vereinigten Willen des Hofes und der Nation. Es entſtanden Zweifel, und Einwürfe, und Schikanen, über die Art und Weiſe wie die Reichsſtände, (welche ſeit dem Jahre 1614 nicht waren zuſammenberufen worden) zuſammen zu berufen ſeyn möchten. Necker ſtellte ſich, als ſey er entſchloſſen, die Entſcheidung dieſes Streites den Notabeln zu überlaſſen, Er berief daher, im Namen des Königs, am 5. Oktober 1788, den Reichsausſchuß, die Angeſehenen des Reiches, welche vormals Calonne berufen hatte, abermals zuſammen. Sie erſchienen zu Verſailles am dritten November. Sie ſtimmten aber nicht ſo wie Necker es gewünſcht hatte. Er entließ ſie daher, und der König entſchied, am 27. Dezember, auf Neckers Vorſchlag, durch ein Edikt: daß die Anzahl der zu berufenden Mitglieder zu der Verſammlung der Reichsſtände, zwölf hundert ſeyn ſolle; nehmlich 300 Geiſtliche, 300 Adeliche, und 600 Abgeſandte aus dem Bürgerſtande.

Die ſo unerwartete und ſo lange vergeblich gewünſchte Zuſammenberufung der Stände des Reiches, brachte in ganz Frankreich die heftigſte Gährung hervor. Es entſtanden Unruhen in allen Provinzen.

Digitized by Google

Der Adelſtand, der Bürgerſtand und die Geiſtlichkeit, ſtritten ſich um ihre gegenſeitigen Vorrechte, und die Gährung nahm bis zu einem ſolchen Grade zu, daß ſie, in einigen Provinzen, in Thätigkeiten ausbrach. Die Provinz Dauphiné ſchickte Abgeſandte zu einer Provinzialſammlung nach Romans. Dieſe Geſandten erklärten einſtimmig: daß der Bürgerſtand für ſich allein ſo viele Abgeſandte haben ſolle, als der Adelſtand und die Geiſtlichkeit zuſammengenommen; daß die Geſandten der drei Stände vereinigt bleiben ſollten; und daß ſie künftig keine Abgaben mehr bezahlen, und keinen Geſetzen mehr gehorchen wollten, als ſolchen, die von den Reichsſtänden bewilligt worden wären. Dieß war der Anfang der Revolution, da ſich eine ganze große Provinz gleichſam vom Reiche trennte, und die Bedingungen machte, unter welchen allein ſie künftig mit demſelben verbunden bleiben wollte. Dieſem Beiſpiele folgten nun die übrigen Provinzen allmählig alle nach, und alle ſchickten Abgeſandte an den König. Der Adel und die Geiſtlichkeit ſahen die Gefahr ein, welche ihnen drohte. Sie gaben zwar ihre Vorrechte, in Rückſicht auf die Abgaben, auf, und willigten ein, ſo wie der Bürgerſtand, nach Verhältniß ihres Vermögens, zu bezahlen; allem übrigen aber widerſetzten ſie ſich. Die ganze Aufmerkſamkeit der Nation war nun auf die wichtigen Auftritte gerichtet, welche vor ihren Augen vorgingen. Dieſe Auftritte, und die politiſche Lage Frankreichs waren der einzige Gegenſtand aller Geſpräche. Die Menge von Schriften, welche damals erſchienen, war ungeheuer groß. Man zählte ihrer gegen dritthalbtauſend. Unter denſelben zeichneten ſich einige vorzüglich aus, weil ſie die ſchwankende Meinung des Publikums beſtimmten. Hierher kann man rechnen die Schrift des Grafen

Digitized by Google

von Kerſaint, betitelt: le bon Sens. Er, ſelbſt ein Adelicher, bewies in dieſer Schrift, die Ungerechtigkeit und Schädlichkeit der Vorrechte des Adelſtandes, und die Lächerlichkeit der Anmaßungen der Geiſtlichen. Er zeigte, wie ſchädlich beide Stände dem Staate wären. Der Graf Dentraigues bewies ebenfalls, wie ſchädlich für den Staat der erbliche Adel ſey. Er that dar, wie viel Frankreich durch den Despotismus ſeiner Fürſten von jeher gelitten habe. Er mahlte Ludwig den Eilften, welcher zu ſeinem Vergnügen mordete, deſſen Vertrauter der Scharfrichter war, den er Freund und Gevatter nannte. Er mahlte dieſen König, wie derſelbe, in ſeinem Schloſſe zu Pleſſis le Tour, über den Kerkern wohnte, in denen die, ſeiner Rache und den ſchrecklichſten Martern beſtimmten, Schlachtopfer angekettet lagen; und wie er endlich, gequält von Angſt und von Gewiſſensbiſſen, ſeine ſcheußliche Seele aushauchte. Target, Cerutti, Mounier, ſchrieben ebenfalls für die Sache des Volks. Die Bemerkungen über die Geſchichte von Frankreich, eine nachgelaſſene Schrift des Abts Mably, wurde mit außerordentlicher Begierde geleſen, und trug ſehr viel dazu bei, die Gemüther zu ſtimmen. Vorzügliche Wirkung thaten auch zwei Schriften des Abbe Sieyes, der Eſſay ſur les Privilèges und die Schrift: Qu'eſt-ce que le Tiers-Etat? Dieſe letzte Schrift war vorzüglich eine von den allermächtigſten Triebfedern der Revolution. Die Menge neuer Ideen, welche durch dieſe Schriften in Umlauf kamen, und die Neuheit dieſer Ideen ſelbſt, brachten bei der franzöſiſchen Nation, welche die Neuheit liebt, eine unbeſchreiblich große Wirkung hervor. Einige Prinzen vom Geblüte wagten es, eine Gegenſchrift herauszugeben, worin ſie ihre Rechte vertheidigten. Dieſe

Digitized by Google

Schrift wurde aber nicht gut aufgenommen, und durch die vortrefliche Antwort, welche unter dem Titel: L'Ultimatum d'un citoyen du Tiers-Etat, erſchien, ward dieſelbe gänzlich widerlegt. Alle Schriften, welche politiſche Verhältniſſe, oder metaphyſiſche Spekulationen über geſellſchaftliche Rechte betrafen, wurden begierig geleſen. Doch keine ſo wie Rouſſeaus geſellſchaftlicher Vertrag. Dieſes merkwürdige Buch ward auf einmal das Handbuch des Bürgerſtandes, und der Verfaſſer deſſelben wurde beinahe vergöttert. Kaum ward ein Schriftſteller in Frankreich ſo ſehr geſchätzt, als Rouſſeau; und ſeine Schriften haben, mehr als alle andere, dazu beigetragen, die Revolution vorzubereiten und zu befördern.

Der Adel und die Parlamenter ſahen endlich ein, daß ſie den gerechten Forderungen des Bürgerſtandes nicht länger würden widerſtehen können. Sie beſchloſſen daher, dem Sturme, welcher ſie zu vernichten drohte, ſelbſt entgegen zu gehen, und einen Theil ihrer Vorrechte freiwillig aufzugeben, um die übrigen zu retten. Das Parlament faßte, am 5ten Dezember 1788, den Beſchluß, dem Könige eine Bittſchrift zu übergeben, worin ſie um gleichförmige Vertheilung der Auflagen auf alle Stände; um Abſchaffung der Verhaftbriefe; um Preßfreiheit; um Verantwortlichkeit der Miniſter; und um periodiſche Zuſammenberufung der Reichsſtände baten. Auf dieſe Bittſchrift wurde aber gar keine Rückſicht genommen. Durch die ausgeſchriebene Zuſammenberufung der Reichsſtände kam ganz Frankreich in eine neue, ungewöhnliche, bisher unbekannte Lage. Die ſchon zum Theil zerriſſenen Bande, womit das Volk noch durch die Geſetze verbunden war, riſſen jetzo vollends, da, zu dem gänzlichen Mangel an bevollmächtigten Gerichtshöfen,

nun noch die Ausgelaſſenheit kam, mit [illegible] ranche= wahlen allemal verbunden zu ſeyn pfleg[illegible] rech= Theilen des Reichs verſammelte ſich da[illegible] it Frankreich wurde der Tummelplatz de[illegible] ſtes, der Zwietracht, der Kabalen, der [illegible] der Beſtechungen, und aller übrigen, v[illegible]chen, demagogiſchen Künſte. Jeder wünſchte eine Rolle zu ſpielen; und die Zahl der Kandidaten, welche ſich zu Abgeſandten bei den Reichsſtänden anboten, war unglaublich groß. Mord, Diebſtahl, nnd Ungerechtigkeiten aller Art, begieng nun der Pöbel ungeſtraft, weil ſich niemand, durch Ausübung der Juſtiz, verhaßt machen wollte. In einigen Provinzen vereinigten ſich die drei Stände; in andern war der Adel mit der Geiſtlichkeit auf Einer Seite gegen den Bürgerſtand: überall entſtanden Unruhen; mehr oder weniger, je nachdem in den Provinzen mehr oder weniger Freiheitsgeiſt übrig geblieben war; das heißt, je nachdem ſie mehr oder weniger von der Hauptſtadt entfernt waren. Die Miniſter hatten Frankreich in zwei große Theile getheilt; die Provinzen im Innern des Reiches, oder die ſogenannten Pays d'Elections, wurden ganz unumſchränkt und deſpotiſch beherrſcht, und die Auflagen wurden vom Könige willkührlich ausgeſchrieben, und durch Hülfe des Militairs eingetrieben. Die Provinzen an den Gränzen, oder die ſogenannten Pays d'Etats, hatten hingegen noch den Schein der Freiheit behalten, nachdem ſie ſchon lange das Weſen derſelben verloren hatten. Das Beiſpiel Spaniens und Oeſterreichs, wodurch jenes Holland, dieſes die Schweiz (beides entfernte Provinzen) verloren hatte, wirkte auf die Staatsminiſter Frankreichs, und machte ſie klug genug, um die entfernteſten Provinzen des Reiches nicht aller Vorrechte zu berauben.

Digitized by Google

Deſpotismus der Regierung nahin, in konzentriſchen Kreiſen, deren gemeinſchaftlicher Mittelpunkt Verſailles war, bis an die Gränzen allmählig ab. In den Provinzen an der Gränze konnten keine Auflagen ausgeſchrieben werden, ehe dieſelben von den Ständen dieſer Provinzen bewilligt waren; im Innern des Reiches war ein bloßer Befehl: de par le Roi, hinlänglich. Man erzählt von dem Bohan-Upas, dem Giftbaume in Oſtindien, daß ſeine Ausdünſtungen alle lebendigen Geſchöpfe um ihn her vergiften und tödten. Das Erdreich iſt weit umher kahl und dürre; kein lebendiges Geſchöpf regt ſich; kein Vogel zwitſchert; nicht das kleinſte Inſekt freut ſich ſeines Daſeyns; rund um denſelben her herrſcht eine Todtenſtille, und die Natur ſcheint ausgeſtorben zu ſeyn. Nur allein eine häßliche giftige Schlange nährt ſich von ſeinen Blättern. Dieſem Baume gleicht der Deſpotismus. Sein giftiger Hauch tödtet alle großen, herzerhebenden Gedanken; alle feinen, beſeeligenden Empfindungen; allen Adel der Seele; alle freimüthigen Aeußerungen. Rings um ſich her vertilgt er alles, was edel, ſchön, groß und erhaben iſt; und unter ſeinem giftigen Schatten gedeihen nur kriechende Schmeichler und feile Sklaven.

Bei der Wahl der Abgeſandten an die Reichsſtände war der Unterſchied in der Denkungsart der Provinzen ſehr merklich, und es ſcheint dieſes ein neuer auffallender Beweis von der ewigen Wahrheit: daß die Denkungsart und der Karakter der Nationen größtentheils durch die Regierungsform, unter welcher ſie leben, beſtimmt wird. Im Innern des Reiches giengen die Wahlen beinahe durchgängig ſehr ruhig vor ſich; nicht ſo an den Gränzen. Das Dauphiné widerſetzte ſich; die Provenze war in Gährung; Lan-

Digitized by Google

guedok empörte ſich, Bretagne und die Franche-Comte widerſtanden allen Eingriffen in ihre Vorrechte; und im Elſaß erwachte der Geiſt der Freiheit aufs neue. Auch zeigte ſich der Einfluß des Klima und der Sitten auf die Denkungsart der Einwohner. In Frankreichs fruchtbaren Ebenen wohnt, unter einem milden Himmelsſtriche, ein gebildetes, geſittetes, der Knechtſchaft gewohntes Volk, welches Handlung und Ackerbau treibt, oder ſich durch Ausübung der mechaniſchen Künſte nährt. In dieſen Ebenen ſind die großen und reichen Städte, an ſchiffreichen Flüſſen, oder an künſtlich gegrabenen Kanälen gebaut. Die Bewohner dieſer Ebenen ſind thätig, betriebſam, handelnd, immer in Bewegung; ſie lieben alles, was neu, gefährlich, außerordentlich und gewagt iſt. Ganz anders ſind von Karakter die Bewohner der Anhöhen und der Gebirge; die Bewohner der Alpen des Dauphiné, der Sevennen, der Pyrenäen, der Vogeſen. Die ſteilen, unerſteiglichen, mit ewigem Schnee bedeckten Berge, in deren Zwiſchenräumen ſie ſich aufhalten, ſondern ſie von der übrigen Welt ab, und geben ihren Gedanken mehr Eigenthümlichkeit und Originalität; ihren Sitten mehr Rauhheit; ihrem Karakter mehr Freimüthigkeit, Ehrlichkeit, Offenheit und Aufrichtigkeit. Ihre Arbeitſamkeit iſt mühſamer; ihre Betriebſamkeit ſchwieriger; ihre Lebensart patriarchaliſcher; ihre Bedürfniſſe ſind einfacher; ihr Reichthum iſt geringer; der Erdboden unfruchtbarer; ihre Denkungsart iſt freier und unverdorbener, als in der Ebene. Sie ſind hartnäckiger und eigenſinniger: Schwierigkeiten geben ihnen Muth, Widerſtand Kraft. Sie verachten Ueppigkeit und Luxus, und kennen keine Furcht; denn die Wälle, wodurch ſie ihren Feinden fürchterlich werden, hat um

ſie her die Natur gezogen. Bomben und Kanonenkugeln werfen dieſelben nicht nieder, und eine Armee überſteigt ſie nicht. Es ſind unbezwingbare Feſtungen, von Gott gebaut; wogegen alle Zitadellen Vaubans nur unbedeutende Ameiſenhaufen ſind; papierne Wände, die ein Trompetenſchall umbläſt; während jene, groß, wie alle Werke des Schöpfers, und ewig, wie die Natur, der Zeit und der Gewalt, den Stürmen und den Elementen, Trotz bieten. Hier entſtehen die Flüſſe, welche ſchäumend, rauſchend und tobend, von Felſen zu Felſen ſich fortwälzen, und dann in der Ebene, mit majeſtätiſchem Laufe, Fruchtbarkeit und Segen in die Natur bringen. Hier iſt das große, vom Schöpfer angelegte, Magazin der Menſchheit, aus welchem von Zeit zu Zeit Kolonien in die Ebenen herabrücken; um Arbeiten zu übernehmen, die dem weichlichen und verzärtelten Bewohner der Ebene zu ſchwer ſind; um Lücken auszufüllen, welche die Ueppigkeit der Städtebewohner in der Bevölkerung täglich verurſacht. Die Bewohner der Gebirge verzärteln nie. Wo ſie hinkommen, bringen ſie den ihnen eigenen Geiſt; die rühmliche Freimüthigkeit, Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit; den Scharfſinn des Verſtandes, und die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft mit ſich; wo ſie hinkommen, ſogar in den Palläſten der Großen, und auf den Stufen des Throns, bringen ſie Liebe zu ihrem Vaterlande und Sehnſucht nach demſelben mit ſich. Ein unfreiwilliger Seufzer verräth den geheimen Wunſch ihrer Seele; und wovon ſie auch ſprechen mögen, dreht ſich doch immer, unmerklich und ihnen ſelbſt unbewußt, das Geſpräch auf ihr geliebtes Vaterland zurück; auf die friedliche Hütte; auf die erhabene Natur, von welcher der erſte Lichtſtrahl in ihr Auge fiel, und in welcher ſie den

er-

erſten Athemzug einſogen. Die Bewohner der Gebirge zeigten auch in Frankreich einen ganz andern Geiſt, als die Bewohner der Städte. Auf dem rauhen Rücken der Alpen des Dauphiné, und zwiſchen den, mit Schnee bekränzten, Pyrenäen in Bearn, fing die franzöſiſche Freiheit zuerſt an, ſich zu zeigen; dort war die Wiege des Rieſens, oder vielmehr des Ungeheuers, über deſſen Anblick jetzo ganz Europa erſtaunt.

Auch der Einfluß der Erziehung auf den Karakter des Menſchen zeigte ſich bei dieſen Wahlen deutlich und unverkennbar. Der Menſch wird, was er iſt, durch Erziehung und Erfahrung; durch Unterricht, welchen derſelbe, aus dem Umgange, und aus den Schickſalen, die ihn befallen, ſchöpft: belebte und lebloſe Dinge, die ihn umgeben, ſind ſeine Schulmeiſter. Zwar nehme man dieſen Satz nicht in der Ausdehnung an, in welcher denſelben Helvetius vortrug: man glaube nicht, daß Erziehung alles thue. Vielmehr rechne man viel, auf Anlage, auf Organiſation, auf Klima und Regierungsformen. Dieſe ſind gleichſam die Form, das Subjektive; Erziehung und Erfahrung ſind die Materie, oder das Objektive, in der Bildung eines jeden Menſchen. Die Verſammlungen des Adelſtandes und des Bürgerſtandes waren, im Ganzen genommen, ziemlich ruhig, aber die Verſammlungen der Geiſtlichen waren tumultuariſch und lärmend. Der Adel war ruhig, weil alle Mitglieder nur Ein gemeinſchaftliches Intereſſe hatten; und weil unter einem Stande, bei welchem die Ehre eine ſo empfindliche Stelle iſt, Niemand, durch Beleidigungen oder durch Schimpfwörter, dieſelbe zu berühren wagte: denn ein ſolcher Angriff wäre durch einen gezogenen Degen, oder durch eine geladene Pi-

ſtole ewiedert worden. Auch der Bürgerſtand hatte ein gemeinſchaftliches Intereſſe, und Unruhen unter demſelben entſtanden bloß allein durch die Kabalen und Intriguen der Demagogen und der Partheiſüchtigen. In den Verſammlungen der Geiſtlichen hingegen war das Intereſſe getheilt. Hier machten die Prälaten, oder die ſogenannte hohe Geiſtlichkeit (haut clergé), welche ganz aus Adelichen beſtand, eine ſtarke und mächtige Parthei, die gegen die Mönche und Weltprieſter, oder gegen die niedere Geiſtlichkett (bas clergé) Vorrechte vertheidigte, welche dieſe nicht anzuerkennen geſonnen waren. Alle Folgen der Hierarchie und der Mönchserziehung zeigten ſich, in ihrem ganzen Umfange. Die Zeit verfloß in unnützen Zänkereien; und von allem, was da hätte gethan werden ſollen, geſchah nichts. Der Bürgerſtand vertheidigte die Grundſätze der eingeſchränkten Monarchie; der geiſtliche Stand, die Grundſätze des abſoluten Deſpotismus; der Adel hielt die Mitte, und vertheidigte vernünftige und gemäßigte Grundſätze. Die erſte öffentliche Handlung der hohen Geiſtlichkeit war ein unſinniger Widerſpruch gegen ihre eigenen Grundſätze. Sie behanptete: der König habe das Recht, unumſchränkt zu befehlen, und der Unterthan müſſe ſtillſchweigend und unterwerfend gehorchen; und zu eben der Zeit proteſtirte dennoch das Domkapitel der Hauptkirche zu Paris gegen das Edikt des Königs, durch welches die Reichsſtände zuſammenberufen wurden, weil, vermöge dieſes Edikts, die hohe Geiſtlichkeit, mit der niedern Geiſtlichkeit vereinigt, nur Einen Stand ausmachen ſollte. Sie ſuchten die alten verroſteten Waffen, aus den Zeughäuſern der Hierarchie und des Fanatismus, wieder hervor, und wagten es zu ſagen: der König habe durch dieſes Edikt die Reli-

gion ſelbſt angegriffen. a) Das Edikt, welches einem, lange Zeit gedrückten Volke, ſeine urſprüngliche Freiheit wiedergeben ſollte, war in den Augen der fetten und üppigen Prälaten eine Gotteslåſterung. Und ſo etwas wagten ſie, noch gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, zu ſagen! Aber von dieſer Art ſind die Früchte der ultramontaniſchen Hierarchie; dieſes ſind die ächten Grundſätze jeſuitiſcher Philoſophie. Blinder Gehorſam und ſtumme Unterwürfigkeit wird ihnen von ihrer frühen Jugend an gepredigt; dialektiſchen Unſinn nennen ſie Weisheit; Kenntniß der päbſtlichen Bullen und der Konziliumsſchlüſſe, Gelehrſamkeit; einen Wuſt von heiligen Legenden und frommen Mährchen, Beleſenheit; den Grundſatz, in allen Dingen den krummen Weg zu gehen, und dem geraden Wege auszuweichen, Klugheit; Schmeicheln und Kriechen, Bücken und Schweigen nennen ſie chriſtliche Demuth; das jeſuitiſche Lächeln der feinern Verſtel-

---

a) Tout ce qui est rélatif, dans ce reglement, à la convocation de l'ordre du Clergé, est si contraire aux principes, aux bonnes regles, aux loix et à la justice distributive, qu'il est impossible de ne pas le regarder comme surpris à la réligion du Roi . . . . toute subordination est détruite; l'ésprit d'indépendance et d'insurrection y est manifestement favorisé; les droits les plus sacrés de la hierarchie et de la propriété y sont violés... La réligion, elle-même, est attaquée, pour ainsi dire, jusques dans son sanctuaire; car lorsque la classe inférieure des ministres de la réligion, se mettra sur les mêmes rangs que la classe supérieure . . . . dès-lors la soumission, qui caractérise particulièrement le gouvernement de l'église, sera entièrement anéantie. *Protestation du chapitre de l'église de Paris contre le reglement fait par le Roi du 24 Janvier 1789.*

lungskunſt, Sanftmuth; das zuvorkommende Umarmen des Mannes, welchen man erdroſſeln möchte, Liebe der Feinde. Immer lächeln ſie, wenn ſie ſchlagen wollen; nie ſind ſie freundlicher, als wenn die Kabale gelungen iſt: und dieſe Höflichkeit (welche kützelt, indem ſie ſticht, und welche den Rand des Giftbechers mit Honig beſtreicht) nennen ſie Schlangenklugheit und Taubeneinfalt. Sie wollten eine Revolution, aber eine ſolche, wie in Brabant, unterſtützt durch eine Armee, welcher das Kruzifix zur Standarte, und das Wort: unbefleckte Empfängniß, zur Parole diente. An dieſer Schiefheit des Karakters war vorzüglich ihre Erziehung Schuld. Dieſe machte ſie zu ſo vollkommenen Heuchlern, daß auch der Klügſte ſich nicht ſelten durch ſie täuſchen ließ.

In Bretagne brach während der Wahl ein Bürgerkrieg aus, in welchem der Bürgerſtand gegen den Adelſtand ſtritt. Es wurde Geld unter das Volk vertheilt, und falſche Gerüchte wurden ausgeſtreut, um die Bürger gegen den Adel aufzubringen; und die Aufwiegler erreichten ihren Zweck. Am 24ſten Januar 1789 verſammelte ſich, zu Rennes in Bretagne, ein ungeheurer Haufe des niedrigſten Pöbels auf einem Felde, nahe bei der Stadt. Mitten im Felde ſtand ein großer Tiſch. Auf dieſen ſtellte ſich ein Livreebedienter und redete zu dem Volke. »Meine »Brüder!» ſprach er, »von wem leben wir? Von »dem Adel und der Geiſtlichkeit, nicht wahr? Nun »will aber der Bürgerſtand den Adel und die Geiſt»lichkeit abſchaffen; folglich werden wir dann Hungers »ſterben müſſen. Ihr wiſſet ſelbſt, wie ſehr, ſeit ei»niger Zeit, das Brod im Preiſe geſtiegen iſt. Daran »iſt der Bürgerſtand, durch ſeine ungerechten Forde»rungen, ſchuld. Ich ſchlage daher vor, daß ſich

»dieſe ehrwürdige Verſammlung ſogleich nach dem Par-»lamentshauſe verfüge, und dem Parlamente, gera-»dezu und mit Nachdruck, erkläre: der Adel habe in »ſeinen Forderungen Recht, und es ſolle ſogleich be-»fehlen, daß das Brodt künftig wohlfeiler werde.« Nach geendigter Rede ſprang er von ſeinem Redner-ſtuhle herunter, führte den Pöbel gegen das Parla-mentshaus, und hielt dort eine Rede an das verſam-melte Parlament. Das Parlament hörte ihn gütig an, und verſprach, ſeine Forderungen einzugehen. Nun zog der zerlumpte Haufe, ſtolz auf ſeinen erhal-tenen Sieg, triumphirend ab, und zerſtreuete ſich in die Schenken und Wirthshäuſer der Stadt. Nach einigen Stunden verſammelte ſich derſelbige Haufe abermals, und nun war er betrunken und mit Knüt-teln bewafnet. Jetzt genügten ihm nicht mehr ſchöne Reden, ſondern er ſchritt zu Thätigkeiten. Jeder Bürger, welcher ihnen auf der Straße entgegenkam, wurde geprügelt; und endlich kam es zu einer förmli-chen Schlacht, zwiſchen den Bürgern und dem Pöbel. Nur erſt die einbrechende Nacht ſtellte die Ruhe wie-derum her. Die Bürger, aufgebracht auf den Pöbel, und auf das Parlament, welches denſelben unterſtützte, erwarteten nur den Morgen, um ſich grauſam zu rä-chen. Bei dem Anbruche des Tages verſammelte ſich der Adel, um ſich zu berathſchlagen; und indeſſen zo-gen die Bürger, mit Degen, mit Hirſchfängern und Piſtolen bewaffnet, durch die Straßen der Stadt, und erwarteten die Adelichen. So wie dieſe aus ih-ren Häuſern kamen, wurden ſie angegriffen. Sie wehrten ſich, und Blut floß in den Straßen: überall in der Stadt wütheten Feuer und Schwerdt. Ein neunzehnjähriger Edelmann fiel zu den Füßen ſeines Vaters, von einem Degenſtiche durchbohrt, todt nie-

der, und der entſeelte Leichnam deſſelben wurde, von den wüthenden Bürgern, durch die Straßen geſchleift. Aufruhr und Morden nahm zu, und, um den Auftritt recht ſchrecklich zu machen, miſchten ſich nun, von beiden Seiten, auch die Weiber dazu. Die Sturmglocke wurde gezogen; die Einwohner verließen ihre Häuſer; der Streit ward allgemein; Bürgerblut floß. Wahrſcheinlich hätte noch lange dieſer ſchreckliche Auftritt nicht aufgehört, wenn nicht der Kommendant der Stadt, ein Mann von ſeltenem Muthe, mitten unter dem wüthenden Haufen erſchienen wäre. »Ich befehle euch,» ruft er ihnen zu, »ich befehle »euch, im Namen des Königs und des Vaterlandes, »eure Waffen niederzulegen; ihr ſeyd Mitbürger, »und wollt euch einander ermorden: fangt mit mir »an, badet euch in meinem Blute, wenn ihr ſo »blutdürſtig ſeyd.» Bei ſeinem Anblicke, und bei dieſer Anrede, fallen beiden Partheien die Waffen aus den Händen, der Haufe geht aus einander, zertheilt ſich, und die Stadt iſt ruhig.

Maguo in populo cum saepe coorta est
Seditio, saevitque animis ignobile vulgus,
Jamque ſaces et saxa volant, furor arma ministrat;
Tum pietate gravem, ac meritis, si forte virum quem
Conspexere, silent, arrectisque auribus adstant:
Ille regit dictis animos, et pectora mulcet.

Zu dieſer ſchönen Beſchreibung Virgils war hier das Gegenbild. Die Rede des Kommendanten trieb den Pöbel aus einander; aber leider! war die Ruhe nur von kurzer Dauer. Der aufrühriſche Haufe verſammelte ſich nun um das Theater, wohin ſich die Vornehmſten des Adels, mit ihren Weibern und Kindern, geflüchtet hatten. Der Pöbel wollte Feuer und Schwerdt in dieſen Zufluchtsort der Unſchuldigen und

Wehrloſen bringen. Schon machten einige unter dem Haufen Anſtalten, das Gebäude anzuſtecken, und andere ſtellten ſich an alle Ausgänge, um die Weiber und Töchter der Adelichen, welche ſich zu retten ſuchen würden, auf die unmenſchlichſte Weiſe, im Angeſichte ihrer Männer und Väter, zu mißhandeln. In dieſer dringenden Gefahr berathſchlagte ſich der im Hauſe verſammelte Adel. Die Jünglinge, welche ſich nicht ohne große Schwierigkeiten aus dem erſten Gefechte gerettet hatten, und ſchon mit Blut und Wunden bedeckt waren, ſchlugen vor: einen Ausfall zu thun, und den meuchelmörderiſchen, nach Blut dürſtenden Haufen, anzugreifen, und zu zerſtreuen. Schon ſchien dieſer Vorſchlag die Mehrheit der Stimmen zu gewinnen, als ein alter ehrwürdiger Greis aufſtand. »Nein!» rief er, »das thun wir nicht. Wenn wir »ſterben müſſen, ſo laßt uns wenigſtens mit unſerer »Ehre ſterben. Wir wollen nicht noch unſere Väter »in ihren Gräbern betrüben, und mit der Schmach »des Verbrechens die Namen beſlecken, welche, glän»zend von ihren Tugenden, von ihnen auf uns herab»gekommen ſind. Auf das Leben müſſen wir Verzicht »thun; aber das Vaterland müſſen wir retten, und »unſern Brüdern ein Verbrechen erſparen, indem »wir nicht angreifen, ſondern uns bloß allein recht»mäßig vertheidigen. Sie ſollen ſelbſt über ihre »Schandthaten erröthen, wenn ſie unſere Mäßigung »und unſere Weisheit ſehen. Wir wollen ihnen Be»weiſe unſerer Großmuth und unſerer Vaterlandsliebe »geben; die einzigen Beweiſe eines wahren Adels, »welchem ſowohl die Philoſophie als die Menſchlich»keit huldigen müſſen.» Dieſe vortrefliche Rede »ſtimmte alle Gemüther um; man entſchloß ſich, bloß »allein ſich zu vertheidigen; man theite Waffen unter

die Verſammlung aus; und man ſtellte Wachen auf jeden Poſten. So blieb der ganze Adel zwei und ſiebenzig Stunden lang verſammelt; zwei und ſiebenzig Stunden lang in Erwartung des Todes. Durch dieſe edelmüthige Denkungsart wurde endlich die Wuth des Pöbels gedämpft. Er ſchickte Abgeſandte an den Adel, und machte Vorſchläge, aber der Adel verwarf ſtandhaft alle Vorſchläge, von denen, die ihn hatten ermorden wollen. Endlich bewegt ſie der Graf Thiars, der Kommendant der Stadt, einen Vergleich zu machen, und der Pöbel willigt ein: die Adelichen, aber ohne andere Waffen, als ihren Degen, ruhig nach ihren Wohnungen gehen zu laſſen. Auf dieſe Weiſe wurde die Ruhe in der Provinz Bretagne wiederum hergeſtellt.

Andere Provinzen Frankreichs waren nicht weniger in Unordnung. In der Provenze war Mirabeau geſchäftig; Mirabeau, welcher, bei einer Umwerfung des Staates, nichts zu verlieren, und Alles zu gewinnen hatte. Nachdem ihm der Adelſtand den Zutritt zu deſſen Verſammlungen verſagt hatte, theils wegen ſeines bekannten, durchaus ſchlechten Karakters, theils weil er keine Güter beſaß: ſo ließ er ſich von dem Bürgerſtande zum Abgeſandten bei den Reichsſtänden wählen; und wiegelte das Volk gegen den Adel und gegen die Geiſtlichkeit auf. Am 6ten März 1789 wurde er, von den Einwohnern zu Aix, im Triumphe auf den Schultern durch die Stadt getragen, und das Volk rief zu wiederholtenmalen aus: »Hoch lebe der Graf Mirabeau! Hoch lebe der Vater »des Vaterlandes!« Die Glocken wurden geläutet, und Kanonen wurden abgeſchoſſen. Er ſchien ſehr gerührt; Freudenthränen floſſen über ſeine Wangen; und er ſagte zu denen, die ihn auf den Schultern tra=

Digitized by Google

gen: »Meine Freunde! Menſchen ſind nicht gemacht, »um Menſchen zu tragen; und ihr tragt ihrer ohnehin »ſchon zu viele.« Die ganze Nacht durch brannten Freudenfeuer und Illuminationslampen. Am folgenden Tage ſandte die Bürgerſchaft Abgeſandte an ihn, um ihm für das zu danken, was er für ſie gethan hätte. Mirabeau antwortete: »Nun begreiſe »ich, wie die Menſchen unterjocht worden ſind; die »Tirannei hat ſich auf die Dankbarkeit eingepropft.« a) Von Aix gieng er nach Marſeille, wo der Pöbel, am 19ten März 1789, die Pferde ausſpannte, und ſeinen Wagen ſelbſt zog. Unter ſeinen Fenſtern brannte man Freudenfeuer ab, in welche man Weihrauch ſtreute; im Theater führte man ihn auf den Ehrenplatz; eine ſchöne Dame ſetzte öffentlich eine Lorbeerkrone auf ſein Haupt; und, als er herauskam, wurde er, mit Muſik und Fackeln, im Triumphe durch die Stadt geführt. Am folgenden Tage fing dieſer Triumphzug von neuem an; Fenſter in den Hauptſtraßen, durch welche der Zug ging, wurden, von einem bis zu zwei Louisd'ors, vermiethet; ſein Wagen wurde mit Blumen, mit Palmen, mit Oelzweigen, und mit Lorbeern beſtreut; das Volk klatſchte ihm Beifall zu, und rief aus: »Hoch lebe der König, und der Graf Mirabeau!« Der Aufſtand wurde gefährlich, und der Kommendant der Provinz, deſſen Anſehen der Pöbel nicht mehr achtete, ſah ſich genö-

---

a) *La Tyrannie s'est entée sur la reconnoissance.* (Ceterum tempora illa infecta et adultione sordida fuere . . . . Memoriae proditur, Tiberium, quoties curia egrederetur, Graecis verbis, in hunc modum eloqui solitum: *o homines ad servitutem paratos!* scilicet, etiam illum, qui libertatem publicam nollet, tam projectae servientium patientiae taedebat. *Tacitus* Annal. l. 3.)

Digitized by Google

thigt, am 30ſten März 1789, einen Brief an Mirabeau zu ſchreiben, und ihn inſtändigſt zu bitten: daß er, vermöge ſeiner groſsen Gewalt über das Volk, den Aufruhr, welchen er ſelbſt veranlaßt hatte, wiederum dämpfen möge.

Folgendes iſt der Brief des Grafen Caraman an Mirabeau:

Mein Herr Graf!

Die ſchmeichelhafte Art, mit welcher man Sie zu Marſeille aufgenommen hat, iſt wohl für Sie der zuverläßigſte Beweis, von der Denkungsart der Einwohner dieſer groſsen Stadt, und Sie lieben zu ſehr die Ruhe, durch welche allein die Abſichten des Miniſters in Erfüllung gebracht werden können, um nicht die Folgen ſo zahlreicher Verſammlungen einzuſehen, beſonders zu einer Zeit, wo, ohne daß ich weiß warum, eine traurige Gährung herrſcht. Sie verſtehen mich, ohne daß ich mehr zu ſagen brauche. Beweiſe von Freundſchaft und Dankbarkeit dürfen nicht der öffentlichen Ruhe, dem Publikum, gefährlich werden. Sie können keinen gröſseren Beweis Ihrer Liebe für den König, und für das Wohl des Königreiches geben, als wenn Sie die Gemüther beruhigen, welche in der Verſammlung der Reichsſtände das einzige Mittel ſehen ſollten, die Nation glücklich zu machen. Durch eine ſolche Ruhe ſollte man Ihnen Zutrauen und Freundſchaft beweiſen, und von Ihrer Freundſchaft für mich erwarte ich die Herſtellung derſelben. Sie iſt der erſte Wunſch des Königs, und wenn ſie jemals nöthig iſt, ſo iſt ſie es dann, wenn ſich die Nation unter den Augen ihres Königs verſammelt, um ſich auf eine Umſchaffung vorzubereiten, welche ihr Glück auf immer befeſtigen ſoll. Ich bin, u. ſ. w.

Auf dieſen hoͤflichen Brief ſandte Mirabeau folgende Antwort:

In Ihrem Briefe, Herr Graf, ſind mir zwei Dinge gleich unerklaͤrlich: die Bedeutung, welche Sie dem Worte Publikum beilegen, und die Zweifel, welche Sie uͤber die wahre Urſache deſſen, was Sie eine traurige Gaͤhrung nennen, zu haben ſcheinen. Die Urſachen des allgemeinen Mißvergnuͤgens, welches ſie Gaͤhrung nennen, ſind zu bekannt, als daß ich nicht Ihre Zweifel ganz heben ſollte. Das Volk ſtirbt Hungers; das iſt eine Urſache. Diejenigen, denen die koͤnigliche Gewalt in dieſer Provinz uͤbertragen iſt, werden, ſchon ſeit vierzig Jahren, des Korndiebſtahls beſchuldigt; das iſt die zweite Urſache. Die Uverſchaͤmtheit und Ungerechtigkeit der privilegirten Staͤnde nehmen taͤglich zu; das iſt die dritte Urſache. Man iſt aufgebracht, zu ſehen: daß, ungeachtet der bekannten Geſinnungen des Koͤnigs, ungeachtet ſeiner deutlichſten Geſetze, der Wohlthat, welche er der Nation erzeigt, Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, oder vielmehr, daß dieſelbe, durch die vereinte Wuth des Stolzes und der Geldbegierde, unmoͤglich zu machen verſucht wird; dieß iſt die vierte Urſache. Man ſieht mit Schmerzen, daß das Parlement darauf beſteht, Ungluͤckliche, welche allein der Hunger verleitet hat, zu beſtrafen; daß der Biſchof von Siſteron oͤffentlich vergiebt, und heimlich ſich raͤcht; daß Sie, gegen Ihre Grundſaͤtze und gegen die natuͤrliche Guͤte Ihres Herzens, treuloſen und ungerechten Bitten, um Vermehrung der Truppen, nachgeben, welche doch, da wo alles ruhig iſt, ganz unnoͤthig ſind; welche nicht die bewaffnete Hand desjenigen ſeyn duͤrfen, der keinen Widerſtand findet; welche eine Menge von Ungluͤck uͤber dieſe Provinz

Digitized by Google

bringen werden; und welche zu nichts weiter, als zu dem Stolze und der Rachſucht der Herren Richter dienen können. Dieſes ſind eine Menge trauriger Urſachen des Mißvergnügens, und ich erſpare Ihren Gefühlen noch tauſend andere. Nun frage ich Sie: wer iſt das Publikum, welches durch die Beweiſe von Dankbarkeit und Freundſchaft, die ich erhalte, beunruhigt wird? Ihr, die Ihr in den Aemtern ſitzt! Werdet Ihr denn nie einſehen lernen, daß Eure Stubengeſellſchaften, und Eure Schmeichler, und Eure Klienten, nicht das Publikum ſind? Stellen Sie Sich vor, Herr Graf, hundert und zwanzig tauſend Menſchen in den Straßen von Marſeille; eine ſo betriebſame und ſo blühende Stadt, verliert einen ganzen Tag Arbeit; vermiethet die Fenſter von einem bis zwei Louisd'ors; eben ſoviel auch die Pferde; der Wagen des Mannes, welcher bloß allein ſeine Schuldigkeit that, wird mit Palmzweigen, mit Lorbeerzweigen, und mit Oelzweigen bedeckt; das Volk küßt die Räder; die Weiber bieten ihm ihre Kinder zum Weihopfer dar; hundert und zwanzig tauſend Stimmen, von dem Schiffsjungen bis zum Millionair, die alle ausrufen: es lebe der König, und Mirabeau; vier bis fünfhundert der allerangeſehenſten jungen Leute, die zu Pferde vor ihm herziehen; drei hundert Wagen, die ihm nachfolgen. Stellen Sie Sich alles dieſes vor, und dann haben Sie einen Begriff von der Art, wie ich Marſeille verließ; und dann werden Sie einſehen: erſtens, daß es eben ſo unmöglich iſt, eine ſolche Gährung (wenn ſie nun einmal dieſen Namen haben ſoll) zu verhindern, als dieſelbe zu veranlaſſen; zweitens, daß die Menſchen der Knechtſchaft der Dankbarkeit näher ſind, als den Ausſchweifungen der Ausgelaſſenheit; drittens, endlich, daß

es für mich kein anderes Mittel geben könnte, allem dieſem auszuweichen, als Extrapoſt zu nehmen, und zu fliehen. Wie feig und undankbar müßte ich nicht ſeyn, wenn ich auf eine ſolche Weiſe ausreißen wollte? Oder hat ſich etwa gegen Sie, Herr Graf, meine ehrenvolle, aber bedenkliche Begleitung ſo ſchlecht betragen, daß Sie zu klagen Urſache haben? Und, wenn dieſes nicht iſt, warum opfern Sie denn Ihren Feinden Ihre Freunde auf, und beklatſchen diejenigen, welche Sie auspfeifen? Ich bin, u. ſ. w.

Am 25ſten März kam Mirabeau nach Marſeille zurück, und da entſtand ein neuer, und höchſt gefährlicher Aufruhr, wobei viele Menſchen umkamen. Der Kommendant der Provinz, der Graf Caraman, eben derjenige, an welchen Mirabeau obigen unverſchämten Brief geſchrieben hatte, ſah ſich genöthigt, um die Ruhe herzuſtellen, dem Grafen die unumſchränkte Gewalt zu übertragen, und ihn machen zu laſſen, was er für gut fand. Am 26ſten März ſtillte Mirabeau, in wenigen Stunden, den Aufruhr, welchen er ſelbſt verurſacht hatte.

Mirabeau ſchrieb einen anonymen Brief von Marſeille nach Paris, in welchem er ſich unverſchämt lobte, und ſeinen Triumph ſelbſt erzählte. Dieſen Brief ließ er in alle Journale einrücken. Die Aufſchrift war: Brief eines Bürgers von Marſeille an ſeinen Freund zu Paris. Jemand zu Paris, welcher Mirabeaus Karakter ganz kannte, ließ folgende Antwort auf dieſen Brief in die Journale einrücken.

Antwort eines Bürgers von Paris, an den Hrn. Grafen von Mirabeau, Bürger von Marſeille.

Mein Herr Graf!

Die Gutmüthigkeit des Grafen von Caraman,

welcher an Sie ſchreibt, um von Ihnen Frieden zu verlangen, und die glückliche Unverſchämtheit Ihrer Antwort haben uns auf einige Augenblicke beſchäftigt. Wir bewundern die unſchuldige Liſt, mit welcher Sie Sich zwei drohende Briefe von den Lazzaronis zu Marſeille ſchreiben ließen, um dadurch einen ſo rechtſchaffenen Mann, als der Kommendant iſt, in die Nothwendigkeit zu ſetzen, Sie bitten zu müſſen, daß Sie Ihren Einfluß auf das Volk in der Provenze mäßigen möchten. Der König fühlt ganz, was er Ihnen ſchuldig iſt; denn er ſieht ein, was Sie thun können. Sie ſelbſt haben die Köpfe wieder gekühlt, welche Sie erhitzt hatten, und zur Belohnung für eine ſo große Uneigennützigkeit verlangen Sie weiter nichts, als die Provinz glücklich zu machen, welche Sie erobert haben. Was iſt Ihr Wunſch? Zum Abgeſandten für den Bürgerſtand gewählt zu werden. Der Pöbel, deſſen Tribun Sie ſind, vergißt, daß Sie Sich erſt dann in ſeine Arme warfen, nachdem Sie der Adelſtand ſchon abgewieſen hatte, und rächt die Ihnen zugefügte Beleidigung. Er ruft Sie zum Könige des Fiſchmarkts aus, und Sie halten in den Straßen von Marſeille einen Einzug, deſſen ſich der Herzog von Beaufort nicht zu ſchämen hätte. Die Erzählung Ihres Triumphes, geſchrieben von Ihrer eigenen Hand, iſt bis zu uns gekommen, und ſchon legen die Bilderhändler des Palais Royal Ihr Angeſicht, neben dem von Caglioſtro, zum Kaufe aus. Nur kann ich mich nicht enthalten, Ihnen, mein Hr. Graf, der Sie jetzt der Ehre im Schooße ſitzen, einen Vorwurf zu machen; geſetzt auch, daß derſelbe Sie in dem Genuſſe Ihres Glückes ſtören ſollte. Da Sie Sich einmal in die Nothwendigkeit geſetzt ſehen, Sich ſelbſt zu loben; ſo frage ich, warum Sie anonym blei-

Digitized by Google

ben? Offenherzigkeit beſteht darin, daß man ſeine Fehler und ſeine Verdienſte gleich freimüthig geſtehe. Da Sie nun ſelbſt bekennen, daß Sie der beredteſte Mann unſers Jahrhunderts, ein Rouſſeau, ein Montesquieu, mit Einem Worte, ein großer Mann ſind: warum unterſchreiben Sie denn dieſes Geſtändniß nicht? Bei der bekannten Rechtſchaffenheit Ihres Karakters, hätte man Ihnen auf Ihr Wort geglaubt: ſtatt daß jezt die Menge der Leſer, welche nie recht weiß was ſie will, in den ſchwärmeriſchen Ausdrücken Ihres marſeillaniſchen Bewunderers, weiter nichts als kalte Ironie zu finden wähnt. Paris iſt aufgebracht, zu ſehen, daß ein ſchöner Geiſt aus der Provenze (er ſpreche nun im Ernſte, oder er ſcherze) auf alle Fälle Sie lächerlich macht. Ich mag noch ſo oft wiederholen: daß Sie ſelbſt den Brief des Bürgers geſchrieben haben; daß Sie ſelbſt Sich ſo ſehr loben; daß Sie von jeher dieſer Methode Sich bedient haben; und daß, um die Aufmerkſamkeit des Publikums auf Sich zu ziehen, Sie wohl zwanzigmal an Sich ſelbſt geſchrieben haben: bald über Holland; bald über das Pariſer Trinkwaſſer; bald über den Papierhandel; dieſes alles entſchuldigt Sie nicht. »Was!« ruft man, »konnte er ſich dann nicht auf uns verlaſſen? »Wie »kann er uns bis zu dem Grade beleidigen, daß er »Lobſprüche und Vertheidiger zu Marſeille ſucht? »Was wird Europa ſagen? Was werden über uns die »Nationen und die Könige urtheilen, denen er, wie er »ſehr naiv ſagt, ſo gut bekannt iſt? Man wird ſagen, »wir haben ihn gezwungen, auf die Bühnen der Pro»venze zu ſteigen,

»um allen Nationen den gefallenen Mithridat
»zu zeigen.«

Umſonſt werden Sie ſagen: »Marſeille iſt die erſte

»Stadt in der Welt; ihre Kaufleute ſind Könige, und »ihre Boten Geſandte.« Vergeblich werden Sie, wie »Sertorius, ausrufen:

»Rom iſt nicht mehr in Rom; es iſt da, wo ich »bin.«

Paris wird darüber nur deſto untröſtlicher ſeyn. Undankbarer! bedenken Sie, was wir alles für Sie gethan haben! Haben wir Sie nicht unter unſere lärmendſten Schriftſteller gerechnet? Haben wir Sie nicht mit den Linguets und den Bergaſſe in Eine Klaſſe geſetzt? Haben wir nicht Ihrem Geſchrei und Ihren Broſchüren vorzügliche Aufmerkſamkeit gegönnt? Haben wir nicht gefühlt, daß Sie nur darum der beſonderen Moral entſagt haben, um die allgemeine deſto beſſer ausüben zu können? und daß, wenn der einzelne Menſch dem Grafen Mirabeau nicht trauen darf, das menſchliche Geſchlecht, im Ganzen, nur deſto ſicherer auf Ihn zählen kann? Finden Sie in Ihrer Provenze Köpfe, welche fähig ſind, ſo fein zu diſtinguiren? Glauben Sie mir, Herr Graf, die Provinzen haben überhaupt ein zu wenig verfeinertes Gewiſſen, und ſind nicht im Stande, Ihren Werth einzuſehen. Erinnern Sie ſich noch, wie in der Franche-Comte das Schwerdt der Geſetze Sie verfolgte? Erinnern Sie Sich noch ſo vieler anderer Länder, wo man ſichs zur Tugend anrechnet, Sie zu verachten? Nichts bleibt für Sie übrig, als Paris. Wer unterſtützt Sie, wer trägt Sie zu Marſeille? Der Pöbel, welcher nicht lieſt und welcher weiter nichts als Ihren Haß gegen den Adel kennt. Aber dieſer Pöbel kann kälter werden; er kann ſeine Bewunderung einem andern Charlatan ſchenken. Ihre Reputation kann vergehen, wie dieſelbe gekommen iſt. Die guten Provenzalen bilden ſich ganz getroſt ein; man müſſe ein gelehrter und ein

Digitized by Google

rechtſchaffener Mann ſeyn, um die Stelle eines Abge- ſandten, ſo wie es ſich gehört, zu bekleiden. Kommt Ihnen dieſes nicht lächerlich vor, Ihnen, der Sie wiſſen, daß man in Paris, ohne das Eine oder das Andere, die Aufmerkſamkeit rege machen kann? Kommen Sie wieder zu uns. Die Provenzalen werden ſchon einen andern Brander finden, um die Flotte, welche ihre Abgeſandten hieherbringen ſoll, zu konvoyiren. Die geheime Berliner Korreſpondenz beweiſt, ſowohl Ihre auf das Aeußerſte getriebene Uneigennützigkeit, als Ihr Talent zu unterhandlen; ſie zeigt zugleich, daß man Sie in geheimen Rollen brauchen muß; und dieß kann Marſeille, bei dem Lärme, welchen Sie jetzt machen, gar nicht einſehen. Laſſen Sie Ihre langen Arbeiten, wie zum Beiſpiele Ihre unvergängliche Preußiſche Monarchie liegen. Dieſe Art von Büchern verlangt zu viel; ſie will Zeit und Styl haben. Schreiben Sie Broſchüren und Pamphlete. »Sie haben ſchon dreißig geſchrieben,« werden Sie mir antworten. »Deſto beſſer; Paris rechnet mit denen, welche es liebt, nicht ſo genau. Wollte Ihnen Jemand den treuloſen Rath geben, ſich Zeit zu nehmen, ſorgfältig zu ſchreiben, und Ihr Kapital der Nachwelt an den Zins zu geben, wie der arme Rouſſeau, oder wie Montesquieu: ſo hüten Sie Sich ja wohl, einem ſolchem Rathe zu folgen. Fliehen Sie; kommen Sie hieher; und ſchreiben Sie in der Minute, und für die die Minute. Sie glauben gar nicht, was für ein ungeheurer Vortheil hierin ſteckt. Schreibt man über die Zeitangelegenheiten: ſo findet man allemal ein erhitztes Publikum, das, in verſchiedene Partheien getheilt, bereit iſt, Alles zu leſen. Kommen Sie, und noch einmal ſage ich: kommen Sie. Sie können ſich hier große Leibrenten von Schriftſtellerruhm erwerben.

Wenn man ſich ſo wohl befindet, wie Sie; wenn man ſchreibt wie Sie: ſo erwirbt man ſich leicht einen groſſen Ruhm; und lebt auch lange genug, um denſelben ganz aufzuzehren. Ich bin, u. ſ. w.

Dieß waren Mirabeaus Vorübungen zu der Rolle, welche er ſich in Paris und Verſailles zu ſpielen vornahm. a) Dieß waren die unmittelbaren Folgen der Zuſammenberufung der Reichsſtände; aber dieß waren die Folgen nicht alle. Die Abgeſandten ſollten an die Stände die Klagen ihrer Provinzen mitbringen. Jede Stadt, jedes Dorf, ſollte ſeinen Abgeſandten geſchrieben mitgeben, was für Mißbräuche ſie abgeſchaft, was für neue Verordnungen ſie zu haben wünſchten. b) Die Folgen eines ſo unpolitiſchen Verlangens zeigte ſich bald. Jeder durfte nun laut klagen, und da war auch des Klagens kein Ende. Es ging wie mit dem Wünſchen um Regen und um ſchönes Wetter. Was der eine verlangte, darüber beklagte ſich der andere; was dem einen recht war, das war ſeinem Nachbar eine Plage. Und nun raiſonnirte Jeder; Jeder wollte befehlen, umſchaffen und verbeſſern; Niemand wollte gehorchen. Anarchie und Unordnungen fingen an. Freilich hatte Necker Urſachen genug, um die Reichsſtände zuſammen zu berufen; er ſah wohl

a) Sed fama conſtans fuit, ipſum Valentem magna pecunia emptum. Is diu ſordidus, repente dives, mutationem fortunae male regebat, accenſis, egeſtate longa, cupidinibus, immoderatus, et inopi juventa ſenex prodigus. *Tacitus* Hiſtor. lib. 1.

b) Tiberius, vim principatus ſibi firmans, imaginem antiquitatis ſenatui praebebat, poſtulata provinciarum ad disquiſitionem patrum mittendo . . . . Igitur placitum, ut mitterent civitates jura atque legatos. *Tacit.* Annal. 3

ein, daß dieſes das einzige Mittel war, um den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, oder den Staat mit Ehren bankerott werden zu laſſen: aber er ſah nicht die weitausſehenden Folgen, welche ein ſolcher Schritt haben konnte; er ſah nicht ein, was doch ſein großer Landsmann, Rouſſeau, ſchon im prophetiſchen Geiſte gefürchtet und vorausgeſagt hatte, und was leider! nur zu wahr befunden worden iſt. a)

Nirgend waren die Wahltage ſo lärmend, an keinem Orte war die Gährung ſo groß, als zu Paris. Die Wahl dauerte ſechs Wochen lang; und während dieſer Zeit ſtieg die Anarchie und die Verachtung aller Geſetze aufs höchſte. Eben das, was Mirabeau in der Provenze that, thaten andere zu Paris, und endlich fiel der ſchreckliche Auftritt vor, welcher als die nächſte Vorbereitung zu der Revolution angeſehen werden kann; ich meine die Zerſtörung des Hauſes des Hrn. Reveillon. Ich habe die traurige Geſchichte von dem vortrefflichen Manne ſelbſt erzählen gehört, und ich werde dieſelbe, mit ſeinen eigenen Worten, wiedererzählen. Er ſprach wie folgt:

Ich wurde von ſehr armen Eltern geboren, und kam, vor funfzig Jahren, zu einem Papierfabrikanten in die Lehre. Nachdem ich drei Jahre als Lehrjunge in ſeinem Hauſe zugebracht hatte, wollte er mich nicht länger bei ſich behalten. Ich mußte ſein Haus verlaſſen, und war in Paris mehrere Tage ohne Wohnung, ohne Brodt und in zerriſſenen Kleidern, welche mich kaum vor der Kälte ſchützten. Dieſer ſchreckliche

a) Qu'on juge du danger, d'émouvoir une fois les maſſes énormes, qui compoſent la Monarchie Françaiſe! Qui pourra rétenir l'ébranlement donné, ou prévoir tous les effets, qu'il peut produire? *Rouſſeau* ſur la Polyſinodie.

Digitized by Google

Zuſtand brachte mich beinahe zur Verzweiflung; ich war vor Hunger und Kälte ſchon halb todt, als ich einen meiner Freunde, den Sohn eines Schreiners, unvermuthet antraf. Er bedauerte mich, konnte mir aber nicht helfen, weil er ſelbſt kein Geld hatte: aber er hatte einen Hobel bei ſich; dieſen verkaufte er, und kaufte aus dem gelöſten Gelde Brodt für mich. Er ging mit mir zu verſchiedenen Papiermachern, die er kannte, um mir Arbeit zu verſchaffen, aber mein elendes Ausſehen war Schuld, daß mich Niemand in Dienſte nehmen wollte. Endlich kamen wir zu einem Papiermacher, der mir zwar keine Arbeit verſprach, aber mir doch erlaubte, in ſeinem Hauſe einige Tage zu bleiben. In dieſer Zeit beobachtete er mich genau, mein Betragen gefiel ihm, und er behielt mich bei ſich. Im Jahre 1752 war ich noch nicht im Stande, mehr als 120 Livres (30 Rthlr.) im Jahre zu verdienen, und als ich den Kaufmann, bei dem ich bisher gearbeitet hatte, verließ, belief ſich mein ganzes erſpartes Vermögen auf 18 Livres (4 Rthlr. 12 Gr.) Nun war ich wieder frei, und jetzt nahm ich mir vor, für meine eigne Rechnung zu arbeiten. Ich fing an zu ſpekuliren, kaufte Papier, und verkaufte es wieder. Noch jetzt erinnere ich mich mit Vergnügen des kleinen Gewinnſtes, den mir dieſer unbedeutende Handel eintrug. Ich ſah mich bald im Beſitze von 300 Livres (75 Rthlr.) und einer ſilbernen Uhr. So habe ich angefangen, und ſo fuhr ich noch eine Zeitlang fort. Die Regelmäßigkeit meiner Aufführung, und der natürliche Verſtand, den man mir zutraute, verſchafte mir das Herz und die Hand der vortreflichen Frau, die ich das Glück habe, zu beſitzen, und die, in meinem Wohlſtande, mein größter Schatz war, ſo wie ſie jetzt mein einziger Troſt im Unglücke iſt. Durch ſie er-

hielt ich damals Geld, und konnte daher den Papierhandel mehr ins Große treiben. Sparſamkeit, Thätigkeit, Ordnung und Genauigkeit, ſind die Mittel, durch welche ich reich wurde. Im Jahre 1760 legte ich eine Fabrik an, um Sammtpapier zu verfertigen, und bald wurde dieſe die größte Fabrik in Paris. Anfänglich hatte ich nur zwölf Arbeiter, aber bald hatte ich Arbeit für achtzig. Meine Glücksumſtände verbeſſerten ſich beträchtlich, und ich kaufte das Haus in der Vorſtadt St. Antoine, in welchem ich, bis im vorigen Jahre, ſo glücklich gelebt habe. Ich gab meinen Papierhandel auf, der mir damals gegen 30,000 Livres jährlich eintrug, und beſchäftigte mich nun ganz mit meiner neuen Manufaktur. Ich kaufte noch eine andere Fabrik ohnweit Paris, und machte dort den erſten Verſuch, das geglättete Papier der Engländer nachzuahmen. Der Verſuch gelang vollkommen. Ich erhielt für dieſe, den, von Herrn Necker, zu Aufmunterung der Künſte, geſtifteten Preis. Nun fing ich an, das holländiſche Papier nachzuahmen, und auch dieß gelang. Jetzt war meine Papiermanufaktur eine der erſten in Europa. Ich beſchäftigte und ernährte mehr als 300 Arbeiter in der Manufaktur ſelbſt, und eben ſo viele außer der Manufaktur in der Stadt. Ein berühmter Künſtler, welcher die Zeichnungen für die Tapeten machte, bekam von mir 10,000 Livres jährlich, außer andern Vortheilen, die er bei mir genoß, und ich bezahlte jährlich, bloß für Händearbeit (main-d'oeuvre), mehr als 200,000 Livres. Unter allen meinen Arbeitern herrſchte die größte Ordnung; ſie liebten mich alle, wie ihren Vater; ihre Kinder verſorgte ich; alle waren gerne bei mir; keiner verließ mich; und viele von ihnen ſind in meiner Manufaktur alt geworden. Während des letzten harten Winters

(von 1788 auf 1789) konnte, wegen der ungewöhnlichen Kälte, lange nicht gearbeitet werden; dennoch behielt ich ſie alle, und bezahlte ſie alle, ſo wie vorher, und gab noch überdieß einigen von ihnen Geld und Holz. Es ſchien mir Pflicht, ſo zu handeln, und ich rechne mir dieſe Handlung keinesweges zum Verdienſte an. Ich lebte glücklich und zufrieden, in der frohen Empfindung, alles, was ich war, durch mich ſelbſt geworden, und in dem angenehmen Gefühle, der Vater und Wohlthäter einer großen Anzahl von Menſchen zu ſeyn, welche durch mich Arbeit und Nahrung erhielten. In dieſer glücklichen Lage befand ich mich, als ich von der Orleansſchen Parthei, welche, ſeit einiger Zeit, ſo viele Schandthaten in meinem unglücklichen Vaterlande ausgeübt und veranlaßt hat, zum Schlachtopfer ihrer tief verſteckten Plane auserſehen, und der Wuth des Pöbels Preis gegeben wurde. Man ſtreuete heimliche Verläumdungen aus; man ſtimmte den Pöbel gegen mich; man theilte Geld aus; man ſtellte mich dem Volke als einen Freund des Adels vor; und man behauptete: ich wolle den Arbeitern nur funfzehn Sous des Tages bezahlen. Der, durch dieſe Verläumdungen, gegen mich aufgebrachte Pöbel, kam, am 27ſten April des Jahres 1789, unter der Anführung des Abbe Roy, eines bekannten Böſewichts, und meines perſönlichen Feindes, zu mir, um mich, wie er ſich ausdrückte, in Stücken zu zerreißen. Glücklicherweiſe war ich nicht zu Hauſe, als der wüthende Haufe anlangte, ſie rächten ſich alſo an einem Strohmanne, dem ſie meinen Namen gaben, und den ſie vor meinem Hauſe verbrannten. Zugleich kündigten ſie an, daß ſie am folgenden Tage bewaffnet wiederkommen wollten. Des folgenden Tages, am 28. April, verſammelten ſie ſich des Mittags, und der raſende Haufe zog gegen mein Haus zu. Schrecken und

Digitized by Google

Furcht gingen vor ihnen her; in allen Straßen, durch welche ſie heulend und ſchreiend zogen, wurden Thüren und Buden verſchloſſen. Man gab mir Nachricht von ihrer Ankunft, und kaum hatte ich noch Zeit, mich mit meiner Frau zu retten, als ſie ſchon da waren. Umſonſt hatte ich eine zahlreiche Wache von Soldaten in mein Haus genommen, und alle Eingänge beſetzt. Im Angeſichte der Wache, welche beſtochen war, und daher ganz unthätig blieb, ſchlugen ſie meine Thüren ein, drangen in meinen Garten mit gräßlichem Geſchrei, ſteckten drei verſchiedene Feuer an, ſtürzten in mein Haus, und warfen alles, was ſie fanden, in das Feuer; alle meine Koſtbarkeiten, meine Wäſche, meine, ſeit dreißig Jahren gehaltenen, Handlungsbücher, meinen Wagen, ja ſogar das im Hofe herumlaufende Federvieh. Nachdem nichts mehr zu verbrennen übrig war, drangen ſie in das Haus ſelbſt, und in alle Zimmer deſſelben, riſſen Tapeten, Spiegel und Gemälde von den Wänden, zerſchlugen Thüren und Schränke, das Täfelwerk und die Fenſter; ſogar das marmorne Geſimſe der Kamine entging ihrer Wuth nicht. Endlich raubt der rohe Haufe, welcher Niederträchtigkeit mit Wuth vereinigt, eine beträchtliche Summe Geldes, und andere Koſtbarkeiten, aus meinen erbrochenen Schränken. Dieſer ſchreckliche Auftritt dauerte über zwei Stunden; dann erſt kamen einige Truppen, welche verſuchten den Pöbel zu zerſtreuen. Aber der Pöbel wagte es, die Soldaten anzugreifen, und nun entſtand ein abſcheuliches Blutbad. Ueber zweihundert Perſonen wurden in meinem Hauſe todtgeſchoſſen; über zweihundert Leichname lagen in den friedlichen Zimmern, die ſonſt mir und meiner Familie zur Wohnung gedient hatten. Auch der Keller lag von Todten,

Digitized by Google

die im Rauſche geſtorben waren, ganz angefüllt. Der mir verurſachte Schaden beläuft ſich auf 200,000 Livres, und durch den Verluſt meiner Handlungsbücher habe ich wenigſtens noch auf 300,000 Livres verloren; denn ſeit dieſem Verluſte weigern ſich meine Schuldner zu bezahlen, und läugnen ihre Schulden ab, die ich ihnen nun nicht mehr rechtskräftig zu beweiſen im Stande bin. Außerdem iſt mein Kredit größtentheils dahin; meine Manufaktur iſt zerſtört; mein Haus iſt zur Mördergrube gemacht; die Frucht eines langen und thätigen Lebens iſt verloren, und mein Name iſt dem Volke verhaßt. Kaum konnte ich noch vor der Wuth des Pöbels, welcher mich und meine Frau überall ſuchte, um uns umzubringen, mein Leben retten. Nirgends war ich ſicher, und der Einzige Zufluchtsort, der mir übrig blieb; der Einzige, wo ich Nichts zu befürchten hatte, war die Baſtille. Dorthin begab ich mich freiwillig, und dort brachte ich, mit Erlaubniß des Gouverneurs, einige Zeit zu. Noch jetzt darf ich es nicht wagen, in mein Vaterland zurück zu kehren, noch jetzt muß ich, in demjenigen Alter, in welchem ich die Früchte meiner Arbeit ruhig zu genießen hofte, dürftig, einſam, und aus meinem Vaterlande gleichſam verbannt, in der Welt umher irren.»

Dieſes iſt die Geſchichte des 27. und 28ſten Aprils des Jahrs 1789, ſo wie ich dieſelbe aus dem Munde des unglücklichen Reveillon ſelbſt gehört habe. Es war der Anfang der Revolution in Frankreich, deren Geſchichte ich nunmehr umſtändlich, aber unpartheiiſch, erzählen werde; ſo wie der Geſchichtſchreiber thun muß, welcher, als kaltblütiger Zuſchauer, weder von dem Geſchrei des Partheigeiſtes betäubt, noch von dem trügriſchen Lichte, das die Verſchwornen auf gewiſſe Gegenſtände zu werfen ſuchen, um andere deſto beſſer zu verbergen, geblendet werden darf.

Die, zu Mitgliedern der Reichsſtände gewählten, zwölf hundert Abgeſandten, erhielten, von denjenigen, durch welche ſie gewählt wurden, eine geſchriebene Vorſchrift, welche die Punkte enthielt, die zum Gegenſtande der Berathſchlagung auf dem Reichstage dienen ſollten. Vor ſeiner Abreiſe nach Verſailles, ſchwor jedes Mitglied der Reichsſtände, denjenigen welche ihn gewählt hatten, einen feierlichen Eid: daß er die ihm übergebene Vorſchrift als den Willen ſeiner Wahlherren anſehen, und pünktlich befolgen wolle.

Dieſe geſchriebenen Vorſchriften, welche als der allgemeine Wille der franzöſiſchen Nation, im Jahre 1789, anzuſehen ſind, enthalten vorzüglich folgende Punkte:

1. Die römiſchkatholiſche Religion ſoll, als die einzige herrſchende Religion in Frankreich, angeſehen werden, und derſelben allein ſoll das Recht geſtattet werden, öffentlichen Gottesdienſt zu halten.

2. Jedoch ſollen auch die Nichtkatholiſchen geduldet, und in alle bürgerlichen Rechte wiederum eingeſetzt werden.

3. Die franzöſiſche Staatsverfaſſung iſt monarchiſch, und ſoll auch ferner monarchiſch bleiben.

4. Die Perſon des Königs iſt geheiligt oder unverletzbar. Die Krone iſt erblich, und wird, nach dem Rechte der Erſtgebohrenheit, von einem Prinzen auf den andern gebracht. Es kann aber dieſelbe niemals von einer Perſon weiblichen Geſchlechts beſeſſen werden.

4. Wenn der Fall ſich ereignet, daß eine Regentſchaft nöthig ſeyn ſollte: ſo kömmt es den Reichsſtänden allein zu, hierüber die nöthigen Einrichtungen zu treffen.

6. Die geſetzgebende Gewalt gehört der Nation, und wird, von ihren Stellvertretern, in Vereinigung mit dem Könige, ausgeübt.

Digitized by Google

7. Geſetze ſind: der Ausdruck des Willens der Nation, beſtätigt durch die Einwilligung des Königs.

8. Dem Könige allein, als dem oberſten Verwalter des Reiches, gehört die ausübende Gewalt.

9. Die gerichtliche Gewalt wird, im Namen des Königs, von den Richtern verwaltet, und dieſe können an der Geſetzgebung keinen Antheil nehmen; auch nicht, durch die ausübende Gewalt, in den Verrichtungen ihres Amtes gehindert werden.

10. Die Gränzen der geſetzgebenden, der ausübenden und der gerichtlichen Gewalt, müſſen genau beſtimmt werden, und keine darf ſich in dasjenige miſchen, was der andern zukommt.

11. Die Perſon eines jeden Staatsbürgers muß, gegen willkührliche Angriffe ſeiner Freiheit geſichert, und die königlichen Verhaftbefehle müſſen abgeſchafft werden.

12. Alle Leibeigenſchaft muß aufgehoben werden.

13. Die Preßfreiheit iſt (unter den Einſchränkungen, welche zu Erhaltung der öffentlichen Ordnung vonnöthen ſeyn mögten) in Frankreich zu bewilligen.

14. Keine Briefe dürfen auf den Poſten erbrochen werden.

15. Die Miniſter des Königs ſind der Nation, wegen ihrer Handlungen, Rechenſchaft ſchuldig.

16. Das Recht des Eigenthums ſoll unverletzlich ſeyn, und niemand ſoll ſeines Eigenthums, ohne eine billige und ſchleunige Schadloshaltung, beraubt werden können.

17. Der König ſoll, ohne Einwilligung der Nation, keine neuen Abgaben zu erheben, und kein neues Anlehen zu machen befugt ſeyn.

18. Die Stellvertreter der Nation ſollen ſich, regelmäßig, zu gewiſſen feſtgeſetzten Zeiten, und nach nicht allzulangen Zwiſchenräumen, verſammeln.

Digitized by Google

19. Dieſer Verſammlung ſoll es ganz allein zukommen, die Art und Weiſe ihrer Zuſammenberufung, die Anzahl ihrer Mitglieder, ſo wie auch alles, was ihre innere Einrichtung betrifft, zu beſtimmen und feſtzuſetzen.

20. Jede Stadt wählt ihren eigenen Magiſtrat, und jede Provinz ihre eigenen Landſtände.

21. Alle Frankreicher müſſen dem Geſetze, ohne alle beſondere Vorrechte, und den Abgaben, ohne alle beſondere Ausnahmen, auf eine völlig gleiche Weiſe, unterworfen ſeyn.

22. Alle Frankreicher, ohne Unterſchied, ſind fähig, eine jede, geiſtliche, bürgerliche, oder militairiſche Stelle, zu bekleiden.

23. Bürgerliche Perſonen ſollen künftig nicht für Geld, ſondern bloß allein wegen wichtiger, dem Staate geleiſteter Dienſte, in den Adelſtand erhoben werden können.

24. Keine nützliche Beſchäftigung, von welcher Art dieſelbe auch ſeyn mag, kann für einen Adelichen entehrend ſeyn.

25. Die Verwaltung der Juſtiz (die Gerechtigkeitspflege) muß unentgeldlich ſeyn.

26. Keine Stelle und keine Bedienung ſoll künftig verkauft werden.

27. Kein Bürger des Staates kann vor einem andern Gerichte, als vor ſeiner ordentlichen Obrigkeit, belangt werden.

28. Die von den Reichsſtänden als rechtmäßig und gültig anerkannten Schulden der Regierung, ſollen als eine Schuld des Staates angeſehen, und mit baarem Gelde bezahlt werden.

29. Kein Papiergeld, von irgend einer Art, ſoll in Frankreich vorhanden ſeyn.

Digitized by Google

30. Die ganze Landmacht, ſowohl als die Seemacht, ſollen unter den Befehlen des Königs ſtehen.

31. Die Sorge für die Vertheidigung des Reiches bleibt dem Könige allein überlaſſen.

32. Das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen, gehört dem Könige allein zu.

33. Der König allein ernennt zu allen bürgerlichen und militairiſchen Stellen.

34. Jeder Biſchof und jeder Abt ſoll gehalten ſeyn, ſich in ſeinem Kirchſprengel aufzuhalten.

35. Jedes Verhör, in Kriminalſachen, ſoll öffentlich gehalten werden.

36. Ueber die Jagd ſollen Vorſchriften gegeben werden, ſo wie auch über die Taubenhäuſer auf den adelichen Gütern.

37. Alle Frohndienſte ſollen abgeſchafft werden.

38. Niemand ſoll verbunden ſeyn, Soldat zu werden, der ſich mit Gelde abkaufen kann.

39. Im Innern des Reiches muß das Getreide freie Zirkulation haben.

40. Alle Verordnungen, welche den Handel einſchränken; alle Verordnungen, welche der Betriebſamkeit hinderlich ſind, ſollen aufhören.

41. Alle Mauthhäuſer, im Innern des Königreiches, ſollen abgeſchafft werden.

42. Die Einrichtung der Zünfte und Innungen ſoll verbeſſert, aber nicht gänzlich aufgehoben werden.

43. Alle ausſchließende Vorrechte ſollen aufhören, und künftig nicht mehr geduldet werden: jedoch ſo, daß jedem Erfinder, auf eine gewiſſe, beſtimmte Zeit, ein ausſchließendes Vorrecht ertheilt werden ſoll.

44. Die bisher auf Eiſen, Oel, Seife, Leder und Papier, gelegten Abgaben, ſollen künftig nicht mehr bezahlt werden.

Digitized by Google

45. Die Salzſteuer ſoll abgeſchafft werden.

46. Die Abgaben ſollen künftig nicht mehr verpachtet werden.

47. Geſchenke und Gnadengehalte ſollen künftig ſparſamer ausgetheilt werden.

48. Die Krongüther ſollen, um die Schulden des Staates zu tilgen, zum Theil verkauft werden.

49. Alle Lotterien ſollen verboten ſeyn.

50. Der Gehalt der Münzen ſoll feſtgeſetzt, und, ohne Einwilligung der Nation, nicht abgeändert werden.

51. Die Soldaten ſollen nicht mit Schlägen oder Hieben beſtraft werden.

52. Der Sold der gemeinen Soldaten ſoll erhöht werden.

53. Die Reichsſtände ſollen den Plan zu einer National-Erziehung entwerfen.

Dieſes waren die Vorſchriften, mit welchen die Mitglieder der Reichsſtände nach Verſailles reiſten, und welche zu befolgen ſie, vor ihrer Abreiſe, feierlich geſchworen hatten. In wie ferne ſie ihrem Eide getreu geblieben ſind, dieſes wird aus den folgenden Büchern der zu erzählenden Geſchichte von ſelbſt erhellen.

Digitized by Google

Viertes Buch.

Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, von der Eröffnung der Reichsſtände bis zu der Einnahme der Baſtille.

Eröffnung der Reichsſtände. Rede des Königs. Neckers Rede. Uneinigkeiten der Stände unter ſich. Entſtehung des Wortes Nationalverſammlung. Eidſchwur. Erſte Beſchlüſſe. Das Verſammlungshaus wird mit Soldaten umringt. Sitzung im Ballhauſe. Sitzung in der Kirche. Königliche Sitzung am 23ſten Junius. Rede des Königs. Folgen dieſer Sitzung. Fernere Sitzungen der Nationalverſammlung. Mißglückte Verſchwörung des Herzogs von Orleans. Der Erzbiſchof von Paris wird mit Steinen geworfen. Plan der Verſchwörung des Herzogs von Orleans. Anekdote die Marquiſe de Sillery betreffend. Der Herzog ſchlägt die Preſidentenſtelle in der Verſammlung aus. Desmoulins und andere Volksredner im Palais royal. Anekdoten den Herzog von Orleans betreffend. Was ein Statthalter in Frankreich eigentlich ſey. Mißliche Lage, in welcher der König ſich befand. Unterredung des Königs mit dem Herzoge von Luxenburg. Der Adelſtand und die Geiſtlichkeit vereinigen ſich, auf Befehl des Königs, mit der Nationalverſammlung. Freude des Volkes über dieſe Vereinigung. Ephemeriſche Schriftſteller. Truppen verſammeln ſich um Paris. Die Soldaten werden verführt. Anekdote den König betreffend. Falſche und übertriebene Gerüchte. Der Pöbel befreit einige gefangene Soldaten. Geſandtſchaft aus einem Pariſer Kaffeehauſe nach Verſailles. Der König begnadigt die ſtrafbaren Soldaten. Wahlherren zu Paris. Addreſſe der Verſammlung an den König, um Ihn zu bitten, daß er die Truppen entfernen möge. Anekdoten Mirabeau betreffend. Antwort des Königs auf die Addreſſe. Berathſchlagung der Verſammlung über dieſe Antwort. Berathſchlagung über

Digitized by Google

die Nothwendigkeit einer Bekanntmachung der Rechte des Menſchen und des Bürgers. Verweiſung des Hrn. Necker. Volksredner. Die Nachricht von der Verweiſung des Hrn. Necker kommt nach Paris. Lambeſc in den Thuillerien. Desmoulins ſetzt die grüne Kokarde auf ſeinen Hut, und alle Zuſchauer folgen nach. Anekdote den Herzog von Orleans betreffend. Anfang des Aufruhrs zu Paris. Die Wahlherren verſammeln ſich auf dem Rathhauſe. Verwüſtung in dem Kloſter St. Lazare. Zuſtand der Stadt Paris am 13ten Julius. Genauere Schilderung dieſes ſchrecklichen Zuſtandes. Der Aufruhr nimmt zu. Auf dem Rathhauſe wird ein beſtändiger Ausſchuß erwählt. Anekdote Hrn. de la Fayette betreffend. Der Abbe Lefebure übernimmt die Aufſicht über das erbeutete Schießpulver. Fernere Vorfälle auf dem Rathhauſe. Einrichtung der Bürgermiliz durch den Marquis de la Salle. Die Kokarde wird auf Befehl verändert. Neue Gefahr, in welcher der Abbe Lefebure ſich befand. Sitzung der Nationalverſammlung am 13. Julius. Die Verſammlung ſchickt eine Geſandtſchaft an den König. Antwort des Königs. Merkwürdiger Beſchluß der Nationalverſammlung.

Neque solum illis aliena mens erat, qui conscii coniurationis; sed omnino cuncta plebes, novarum rerum studio, Catilinae incepta probabat. Id adeo more suo videbatur facere. Nam semper, in civitate, queis opes nullae sunt, bonis invident; malos extollunt; vetera odere, nova exoptant; odio suarum rerum mutari omnia student; turba atque seditionibus sine cura aluntur; quoniam egestas facile habetur sine damno. Sed urbana plebes, ea vero praeceps ierat, multis de caussis. Primum omnium, qui ubique probro atque petulantia maxime praestabant; item alii per dedecora patrimoniis amissis; postremo omnes, quos flagitium aut facinus domo expulerat, ii Romam, sicuti in sentinam, confluxerant . . . . Ubi regio victu atque cultu aetatem agerent, sibi quisque, si in armis forent, ex victoria talia sperabant. Praeterea iuventus, quae in agris, manuum mercede, inopiam toleraverat, privatis atque publicis largitionibus excita, urbanum otium ingrato labori praetulerant, eos atque alios

omnes malum publicum alebat. Quo minus mirandum, homines egentes, malis moribus, maxima spe, Reipublicae juxta ac sibi consuluisse. *SALLUSTII Catilina.*

Der fünfte Mai 1789 war der Tag, an welchem die zuſammenberufenen Reichsſtände ſich zum erſtenmale in Verſailles verſammelten. Dieſer Tag war ein Feſttag für ganz Frankreich. a) Er fieng mit einer feierlichen Meſſe an. Die Abgeſandten der drei Stände des Reiches, nebſt dem Könige, giengen in Prozeſſion nach dem Tempel, durch eine ungeheure neugierige Menge, welche durch das große Schauſpiel herbeigelockt worden war. Die Verſchiedenheit der Kleidungen zog zuerſt die Aufmerkſamkeit des Volks auf ſich. Die Geiſtlichkeit erſchien. Die Kardinäle im päbſtlichen Purpur; dann die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, in violett gekleidet; und die Landprediger in ſchwarzer Kleidung. Darauf folgte der Adel, in kurzen ſpaniſchen Mänteln, mit reichen Spitzen benäht, und mit hohen weißen Federbüſchen auf ihren Hüten, welche, durch den Wind, und durch den fortſchreitenden Gang derer, die ſie trugen, bewegt, majeſtätiſch hin und her ſchwankten. Dann kam der Bürgerſtand, ſchwarz gekleidet, mit ſtark gepudertem Haar, welches, ungebunden und los, auf den Rücken herabfiel. So zogen ſie feierlich in die Meſſe, und, nach Endigung derſelben, in den, für ihre Verſammlungen beſtimmten

ten

---

a) Magnaque ejus diei species fuit, quo senatus maiorum beneficia, sociorum pacta, regum etiam, qui ante vim Romanam valuerant, decreta, ipsorumque numinum religiones introspexit, libero, ut quondam, quid firmaret, mutaretve.

TACITUS Annal. l. 3.

ten Saal. Zum erſten male, ſeit hundert und fünf und ſiebenzig Jahren, waren nun die Stände des Reichs, war die Nation in ihren Stellvertretern, wieder verſammelt; ein herrlicher, großer, ehrfurchtsvoller Anblick.

Der Verſammlungsſaal war ſehr groß, und auf das prächtigſte ausgeſchmückt. Er ruhte auf zwanzig doriſchen Säulen. An dem einen Ende des Saales, und zu beiden Seiten, ſaßen die zwölfhundert Stellvertreter Frankreichs, in drei Stände abgetheilt. Zu der Rechten die Geiſtlichen; gegen über der Adel; und, auf den Bänken, welche zwiſchen dieſen beiden Ständen queer gegen über giengen, befanden ſich die ſechshundert Abgeſandten des Bürgerſtandes. An dem andern Ende des ungeheuren Saales, ſtand (den Abgeſandten des Bürgerſtandes gegen über) auf einer Erhöhung, welche ſich ſtufenweiſe erhob, der königliche Thron, unter einem prächtigen, himmelblauen, mit Gold geſtickten, mit goldenen Treſſen verbrämten, und mit goldenen und ſilbernen Lilien beſäeten Thronhimmel. Auf dem Throne ſaß der König. Neben Ihm, zur Rechten, und etwas tiefer als Er, die Königinn. Zur Rechten und zur Linken, neben dem Könige und neben der Königinn, die Prinzen vom Geblüte, nebſt den Prinzeſſinnen, und den vornehmſten Herren des Hofes: alle, nach der ſtrengſten Etikette, in die, ihrem Amte zugehörige, Tracht gekleidet. Neben dieſen ſaßen die Herzoge und die Pairs des Königreiches, alle neben einander, ohne Verwirrung, in der regelmäßigſten Ordnung. Tiefer als dieſe, zu den Füßen des Thrones, mitten im Saale, ſaßen, um einen langen, viereckigten, mit einem grünen Teppiche bedeckten Tiſch, die Miniſter des Königs, nebſt den Staatsſekretairen. Auf dem Tiſche ſtanden mehrere

Dintenfäſſer, und zwiſchen denſelben lagen Federn und Papier. Ganz nahe am Throne, zu den Füßen deſſelben, und neben der unterſten Stufe, ſaß der Siegelbewahrer. Rund um den Saal herum, ſaßen, an der Wand, in einiger Entfernung, die Damen des Hofes, mit Juweelen, mit Diamanten, mit goldenen und ſilbernen Treſſen, mit Seide und mit Neſſeltuch bedeckt. Hinter dieſen befanden ſich, in mehreren Reihen, auf Bänken, welche amphitheatraliſch über einander emporſtiegen, mehr als zweitauſend vornehme Zuſchauer, in bunten Kleidern durch einander gemiſcht.

Unter den Miniſtern des Königs zeichnete ſich Herr Necker aus, weil er keine Zeremonienkleidung trug. Er war in einen dunkelgrauen, mit Silber reich geſtickten Rock, gekleidet.

Der König erhob ſich von dem Throne, und die allertiefſte Stille herrſchte in dieſer erhabenen Verſammlung. Der König war nachdenkend und ernſthaft. Er ſah ſich um, nach beiden Seiten. Er wandte ſeine Augen rechts und links einige Minuten lang. Endlich las er, mit ſtarker Stimme, deutlich, vernehmlich und unerſchrocken, folgende Rede, von dem Papiere ab, welches er in ſeiner Hand hielt:

»Meine Herren! Der Tag, den mein Herz ſo »lange ſehnlichſt erwartet hat, iſt endlich erſchienen, »und ich ſehe mich jetzt mit den Abgeſandten desjeni»gen Volkes umgeben, welches ich die Ehre habe zu »beherrſchen. Ein langer Zwiſchenraum iſt ſeit der »letzten Sitzung verfloſſen, und die Zuſammenberu»fung der Stände des Reiches war ganz in Vergeſſen»heit gerathen. Dennoch habe ich nicht angeſtanden, einen Gebrauch wieder einzuführen, durch welchen das Reich neue Kraft erhalten kann, und welcher der

»Nation eine neue Quelle von Glück zu verſprechen »ſcheint. Die Staatsſchuld, welche ſchon bei meiner »Thronbeſteigung ungeheuer war, iſt unter meiner Re= »gierung noch angewachſen. Ein koſtbarer aber ehren= »voller Krieg war Schuld daran. Die Vermehrung »der Auflagen, eine natürliche Folge des Krieges, hat »die ungleiche Vertheilung derſelben nur deſto auffal= »lender gemacht. Allgemeine Unruhe und übertriebe= »ne Neuerungsſucht haben ſich aller Gemüther bemäch= »tigt, und dieſe Stimmung würde ſich in einer gänz= »lichen Verwirrung endigen, wenn man nicht eilte, »durch Vereinigung weiſer und gemäßigter Rath= »ſchläge, dem Unheile zu ſteuren. In dieſer Zuver= »ſicht, meine Herren, habe ich Sie verſammelt, und »ich bemerke mit Vergnügen, daß ich richtig geurtheilt »habe; denn ſchon ſind die beiden erſten Stände des »Reiches willig, ihren, die Auflagen betreffenden »Vorrechten, zu entſagen. Die Hoffnung, welche »ich mir mache, alle drei Stände vereinigt, mit mir »zum Beſten des Staates mitwirken zu ſehen, wird »alſo nicht vergeblich ſeyn. Schon habe ich meine »Ausgaben beträchtlich eingeſchränkt, und erwarte »nun noch von Ihnen neue Vorſchläge, die ich mit »Freuden annehmen werde. Aber, ungeachtet der »ſtrengſten Sparſamkeit, fürchte ich dennoch, daß ich »meine Unterthanen nicht ſo ſchnell, als ich es wünſch= »te, vonder Laſt, welche ſie jetzo drückt, werde befreien »können. Ich will Ihnen die Lage der Finanzen auf »das genaueſte vorlegen laſſen, und wenn Sie dieſel= »be unterſucht haben, ſo erwarte ich ſchon im voraus, »daß Sie mir die kräftigſten Mittel angeben werden, »um eine feſtgeſetzte Ordnung darein zu bringen, und »den öffentlichen Kredit zu befeſtigen. Dieſes große, »dieſes heilſame Werk, welches das Glück im Innern

Digitized by Google

»des Königreiches und ſein Anſehen im Auslande befe-
»ſtigen wird, muß vorzüglich der Gegenſtand Ihrer
»Berathſchlagungen ſeyn. Die Gemüther ſind in
»Gährung; aber eine Verſammlung der Abgeſandten
»der Nation wird ohne Zweifel nur die Rathſchläge
»der Weisheit und der Klugheit anhören. Sie wiſſen
»ſelbſt, meine Herren, daß man bei einigen neuern
»Vorfällen ſich von beiden entfernt hat: aber der herr-
»ſchende Geiſt Ihrer Berathſchlagungen wird den
»herrſchenden Geſinnungen einer großmüthigen Na-
»tion gemäß ſeyn, welche ſich von jeher durch Liebe
»für ihre Könige ausgezeichnet hat. Was geſchehen
»iſt, werde ich vergeſſen. Ich kenne das Anſehen und
»die Macht, welche ein gerechter König beſitzt, der
»über ein getreues Volk regiert, das von jeher für
»die Monarchie Vorliebe gezeigt hat. Bis jetzt war
»der Ruhm und die Größe Frankreichs auf dieſelbe
»gebaut, mir kommt es zu, ſie zu erhalten, und ich
»werde nie aufhören es zu thun. Aber alles, was
»man von dem zärtlichſten Antheil an dem öffentlichen
»Glück erwarten darf, alles was man von einem
»Herrſcher, welcher der erſte Freund ſeines Volkes iſt,
»iſt, verlangen kann, alles dieſes können Sie von
»meinen Geſinnungen erwarten. Möge eine glückliche
»Eintracht in dieſer Verſammlung herrſchen, möge
»der gegenwärtige Zeitpunkt für das Glück und den
»Wohlſtand Frankreichs immer unvergeßlich bleiben!
»Dieß iſt der Wunſch meines Herzens und mein ei-
»frigſtes Verlangen; dieß iſt die Belohnung, welche
»ich, für die Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen und
»für die Liebe zu meinem Volke, erwarte.»

Nach dem Könige hielt der Siegelbewahrer eine Rede, und dann Necker, als Finanzminiſter. Dieſe begierig erwartete Rede entſprach den Erwartungen

nicht, welche man ſich gemacht hatte. Zwar bewunderte man einige ſchöne Stellen: aber die unerträgliche Länge und Weitſchweifigkeit; die öftern Wiederholungen; die mit Pomp geſagten Gemeinplätze; die Unverſtändlichkeit mancher Stellen; die unerwartete Kleinheit der angegebenen Hülfsmittel; das Schwankende und das Unbeſtimmte; der gänzliche Mangel an einem feſten Plan; die Nichterwähnung des Wortes Konſtitution; der unbedingte Gehorſam, welchen er für die Befehle des Königs von den Stellvertretern der Nation verlangte; die Klaſſifikation der Gegenſtände, über welche die Verſammlung ſich berathſchlagen ſollte; die lange und unpolitiſche Herzählung der Mittel, durch welche ſich der König hätte helfen können, ohne die Stände zuſammen zu berufen; die Scheingründe, mit denen er das Syſtem der Antizipationen nicht nur entſchuldigte, ſondern ſogar vertheidigte; die Lobrede auf die Diskontokaſſe; die Empfehlung der oſtindiſchen Kompagnie; die Vertheidigung der Vorrechte der privilegirten Stände; die Beweiſe, daß nach Ständen und nicht nach Köpfen geſtimmt werden, oder daß wenigſtens die eine Art zu ſtimmen mit der andern abwechſeln müſſe; das beſtändige Laviren, zu einer Zeit, wo alle Segel aufgeſpannt waren; die Schwäche der Regierung und des Finanzminiſters, welche überall durchblickte: alles dieſes tadelte man, und zwar mit Recht, an Neckers Rede. Seinen Verſprechungen traute man nicht; dieſe waren zu groß, als daß ſie hätten wahr ſeyn können.

Nun waren alſo die Reichsſtände verſammelt, aber die erſten zwei Monate verſtrichen zwiſchen beſtändigen Streitigkeiten der Stände unter ſich. Die Stände waren uneinig, und von allen drei Ständen war der Bürgerſtand der Einzige, der unter ſich ſelbſt ei-

nig war; dies gab ihm große Kraft, ein großes Uebergewicht über die beiden andern Stände. Der Adelſtand nahm lauter unrichtige Maaßregeln, und wollte durch Gewalt erzwingen, was er nur durch Bitten hätte erhalten können. Der Bürgerſtand ſuchte ſeine Vorrechte auszudehnen; der Adel die ſeinigen zu erhalten; und die Geiſtlichkeit ſah ruhig und unthätig dem Streite zu, um ſich zu der überwindenden Parthei zu ſchlagen. Der König allein wünſchte Frieden und Eintracht; er allein that alles, um die Gemüther zu vereinigen. Er ſchrieb an die drei Stände, wie unangenehm es ihm ſey, die Nationalverſammlung (ſo nannte ſie der König ſelbſt, ſchon damals a)) unthätig zu ſehen. Er bat, die Berathſchlagungen anzufangen: er bat; er befahl nicht. Der Adelſtand nahm den Vorſchlag des Königs nicht an, ſondern blieb auf ſeiner Meinung, und wollte gar nicht nachgeben. Dadurch fing der Plan, den einige Mitglieder des dritten Standes gemacht hatten, um den Adelſtand zu unterdrücken (weil bekannt war, daß er die Erhebung des Herzogs von Orleans nie zugeben würde), weit früher an, ſich zu entwickeln, als ſonſt geſchehen wäre. Gerade der Widerſtand des Adels; die unbeſonnene Vertheidigung aller ſeiner Vorrechte; die Hartnäckigkeit, mit welcher derſelbe auf Kleinigkeiten beſtand, waren Urſache, daß er ſein größtes Intereſſe aus den Augen verlor, und dem Bürgerſtande die Waffen, ihn zu ſtürzen, ſelbſt in die Hand gab. Der Bürgerſtand behauptete nun, daß keine Verſchiedenheit der Stände Statt haben ſolle, und daß Er allein die Nation vorſtelle. Der Bürgerſtand war hier mit ſich ſelbſt im Widerſpruche. Eilf

*) Mémoires du Comte de Lally - Tolendal p. 23.

Digitized by Google

Tage vorher, am ſechſten Junius, hatte er beſchloſſen: »Keiner der Stände habe das Recht, ausſchließender»weiſe die Nation vorzuſtellen. Die Geiſtlichkeit ſey »nicht die Nation; der Adelſtand ſey nicht die Nation; »der Bürgerſtand ſogar, ob er gleich den größten »Theil derſelben ausmache, könne nicht als die Na»tion angeſehen werden.«

Am 17ten Junius 1789 gab ſich der Bürgerſtand, auf den Vorſchlag des Abbe Sieyes (des vertrauten Freundes des Herzogs von Orleans) den Namen Nationalverſammlung. Dies war der Zeitpunkt, von welchem das Wohl Frankreichs abhieng. Sobald ſich der Bürgerſtand den Namen Nationalverſammlung gab, hätten die Geiſtlichkeit und der Adel ſich vereinigen, und den Namen des Oberhauſes annehmen ſollen. Herr von Montesquieu ſchlug dieſes dem Adel vor, aber vergeblich, und dadurch gieng der koſtbarſte Augenblick unwiederbringlich verloren. Wäre dieſer Vorſchlag angenommen worden: ſo hätte Frankreich eine Konſtitution bekommen, welche alle Vorzüge der Engländiſchen, ohne ihre weſentlichen Fehler, gehabt haben würde, weil in Frankreich die Nationalverſammlung, die Gemeinen in richtigerem Verhältniſſe, als in England das Unterhaus, vorgeſtellt hätte. Aber im Buche der Schickſale war geſchrieben, daß dieſes nicht geſchehen ſollte: ein ſo großes Glück war Frankreich nicht beſtimmt.

Ein Theil des Adels und der Geiſtlichkeit vereinigte ſich mit der Nationalverſammlung; dieſe ſtellte nun, da ſie aus allen drei Ständen beſtand, die Nation wirklich vor, und fieng auch ſogleich ihre Berathſchlagungen an. Alle Mitglieder ſchworen den Eid, und Herr Bailly wurde zum Präſidenten erwählt. Ihr erſter Beſchluß war, daß künftig nur diejenigen

Abgaben bezahlt werden ſollten, welche von der Nationalverſammlung bewilligt wären, und daß die Nation die Bezahlung aller Schulden des Staates auf ſich nehme. Durch dieſen Beſchluß hatte die Verſammlung die mächtigſte und größte Parthei im Königreiche, die Wechsler und die Wucherer auf ihrer Seite; und gegen dieſe Parthei vermogten alle Gutsbeſitzer, ja ſelbſt der König nichts.

Der Adel und die Geiſtlichkeit ſuchten nun die ferneren Sitzungen dieſer ſogenannten Nationalverſammlung zu verhindern, und am 20ſten Junius, während der König von Verſailles abweſend und zu Marly war, wurde das Haus, worin ſie ſich verſammelten, mit Soldaten umgeben, welche den Mitgliedern den Eingang verwehrten. Aber ſie giengen nach dem Ballhauſe, und hielten dort eine Sitzung, worin ſie ſich durch einen neuen Eid verbanden, nicht auseinander zu gehen, bis die neue Konſtitution vollendet ſey. Am 22ſten Junius wollte die Nationalverſammlung wiederum im Ballhauſe Sitzung halten, aber der Zuſchauer war eine ſo große Menge, daß für die Mitglieder nicht Platz genug übrig blieb; ſie begab ſich daher nach der Kirche, und ſobald ſie dort war, vereinigten ſich 149 Mitglieder der Geiſtlichkeit mit ihr.

Am 23ſten Junius wurde die berühmte königliche Sitzung gehalten, welche alle Gemüther erbitterte, und welche gerade das verurſachte, was man durch dieſe Sitzung hatte verhüten wollen. Der König ward zu dieſer Sitzung von ſeinen Rathgebern beinahe gezwungen. Man ſtellte ihm vor: er müſſe ſein Anſehen zeigen; nicht nur er ſelbſt, ſondern ſein Königreich komme in Gefahr, wenn er zuviel nachgäbe. Durch ſolche Gründe ließ er ſich bewegen, ſeine ganze Macht und ſein ganzes Anſehen an dieſem großen Ta-

Digitized by Google

ge zu gebrauchen; und der Erfolg war, daß er die allerüberzeugendſten Beweiſe erhielt, daß ihm weder Macht noch Anſehen mehr übrig geblieben ſey.

Am 23ſten Junius ward das Verſammlungszimmer der Reichsſtände mit Soldaten umringt; die Geiſtlichkeit und der Adel kamen allmählich an; eine ungeheure Menge von Zuſchauern ſah ſie ankommen, aber die Menge knirſchte mit den Zähnen, und klatſchte ihnen nicht, wie ſonſt wohl geſchehen war, Beifall zu. Gegen zehn Uhr erſchien der Herzog von Orleans, und ihn, ihn allein, empfing die Menge mit Beifallklatſchen, mit lautem Jubel und Freudengeſchrey. Die Erzbiſchöfe und Biſchöfe wurden alle, ſo wie ſie nach einander anlangten, ausgeziſcht und ausgepfiffen. Der Adel und die Geiſtlichkeit hatten ſchon ihre Plätze eingenommen, aber die Nationalverſammlung wurde noch nicht hereingelaſſen, ſondern ſie mußte lange, vor dem Hauſe, unter einem hölzernen Obdache, das den fallenden Regen kaum abhielt, warten. Mirabean drang darauf, daß die Thüren geöfnet werden ſollten, und endlich geſchah es. Die Nationalverſammlung nahm in dem Saale den ihr beſtimmten Platz ein, aber allen Zuſchauern wurde der Eingang verwehrt. Der König erſchien. Er ſetzte ſich auf den, am Ende des Saals, für ihn beſtimmten, und auf einer Erhöhung angebrachten Thron. Zur Rechten ſaß ihm die Geiſtlichkeit; zur Linken der Adel; am andern Ende des Saals, dem Könige gegenüber, die Mitglieder der Nationalverſammlung. Vor dem Könige ſaßen, auf niedrigen Stühlen, die Miniſter, und vier Herolde ſtanden in der Mitte des Saals. Bei der Größe, Majeſtät und Pracht dieſes Einzigen Schauſpiels fiel nichts ſo ſehr auf, als daß der für Neckern beſtimmte Stuhl leer und unbeſetzt war. Gerade deswegen, weil er fehlte, ſah man vorzüglich nur ihn.

Tiefe Stille und bange Erwartung herrſchten in der Verſammlung, als der König ſich vom Throne erhob, und folgende Rede hielt: »Meine Herren! Ich »glaubte Alles, was in meiner Macht war, zum Be»ſten meines Volkes gethan zu haben, als ich den »Entſchluß faßte, Sie zuſammen zu berufen; als ich »alle die Schwierigkeiten, welche ſich bei dieſer Zuſam»menberufung zeigten, aus dem Wege räumte; als ich »gleichſam dem Wunſche der Nation zuvorkam, indem »ich ſchon im voraus erklärte, was ich für ihr Glück »zu thun geſonnen ſey. Es ſchien mir, daß Ihnen »weiter nichts zu thun übrig bleibe, als mein Werk zu »endigen, und die Nation erwartete mit Ungeduld »die Zeit, wo, durch die wohlthätigen Abſichten des »Monarchen, und den aufgeklärten Eifer ihrer Stell»vertreter, ſie alle das Glück und den Wohlſtand wür»de genießen können, welche ſie von einer ſolchen Ver»einigung hoffen durfte. Nun ſind die Reichsſtände »ſeit beinahe zwei Monaten verſammelt, und noch ha»ben ſie nicht einmal über die Präliminarien ihrer Ar»beit einig werden können. Eine völlige Einigkeit »hätte, ſchon allein aus Vaterlandsliebe, entſtehen »ſollen, und, ſtatt derſelben, beunruhigt die traurige »Zwietracht alle Gemüther. Ich will glauben, und »ich finde Freude an dem Gedanken, daß die Frank»reicher noch unverändert ſind. Um aber den Vor»würfen, die ich ihnen machen müßte, auszuweichen, »will ich denken, daß die Erneuerung der Reichsſtände, »nach einem ſo langen Zwiſchenraume; die Unruhen, »welche vorhergingen; der Zweck dieſer Zuſammenbe»rufung, der ſo ſehr von denen verſchieden iſt, um »welcher willen ſich Ihre Voreltern verſammelten; die »Einſchränkung der Vollmachten; und noch viele an»dere Umſtände, nothwendigerweiſe, Uneinigkeit, Streit

»und übertriebene Anſprüche, haben verurſachen müſ-
»ſen. Ich bin es dem Wohl des Reiches, ich bin es
»mir ſelbſt ſchuldig, dieſer ſchädlichen Zwietracht ein
»Ende zu machen. In dieſem Entſchluſſe, meine Her-
»ren, habe ich Sie jetzt von neuem um mich her ver-
»ſammelt. Als der Vater meiner Unterthanen, und
»als der Vertheidiger der Geſetze meines Königreiches,
»komme ich, Ihnen den wahren Geiſt dieſer Geſetze
»in Erinnerung zu bringen, und alle darauf zu ma-
»chenden Eingriffe zurück zu halten. Nun aber, mei-
»ne Herren, nachdem ich die gegenſeitigen Rechte der
»verſchiedenen Stände deutlich beſtimmt habe, ſo er-
»warte ich, von dem Patriotismus der erſten beiden
»Stände; von der Anhänglichkeit derſelben an meine
»Perſon; von der Kenntniß, die Sie von den Uebeln
»haben, welche den Staat drücken; daß ſie in Dingen,
»welche das gemeine Beſte betreffen, die erſten ſeyn
»werden, die eine Vereinigung von Meinungen und
»Geſinnungen vorſchlagen werden; eine Vereinigung,
»welche in dem gegenwärtigen kritiſchen Zeitpunkte
»nothwendig iſt, und welche zum Heil des Staates
»dienen wird.»

Hierauf las der Siegelbewahrer, im Namen des Monarchen, eine Erklärung vor, vermöge welcher der König, um der Ordnung, um der Schicklichkeit, ja ſogar um der Freiheit der Meinungen willen, ausdrücklich gebot, daß keine Zuſchauer zu den Berathſchlagungen der Stände ferner zugelaſſen werden ſollten, und vermöge welcher er alles, was die Nationalverſammlung bisher gethan hatte, für null und nichtig erklärte. Dann ſtand der König abermals auf, und fuhr in ſeiner Rede fort. Darauf las der Siegelbewahrer ein Verzeichniß der Gegenſtände vor, über welche die Reichsſtände ſich berathſchlagen ſollten, und nachher

fuhr der König wiederum fort: »Wenn Sie mich, »meine Herren, in einer ſo ſchönen Unternehmung »verlaſſen, ſo will ich Allein mein Volk glücklich »machen; allein will ich mich als ſeinen wirklichen »Stellvertreter anſehen. Bedenken Sie, meine »Herren, daß keiner Ihrer Plane, keiner Ihrer »Beſchlüſſe geſetzmäßige Gültigkeit hat, ehe er von »mir genehmigt iſt. Ich bin daher der natürliche »Aufrechthalter Ihrer gegenſeitigen Rechte, und alle «Stände des Staats können ſich auf meine billige Un»partheilichkeit verlaſſen. Jedes Mißtrauen von Ih»rer Seite wäre eine große Ungerechtigkeit. Bis»her habe ich allein alles für die Wohlfahrt meines »Volkes gethan, und vielleicht iſt es ein ſeltenes Bei»ſpiel, daß ein Monarch allen ſeinen Ehrgeiz darin »ſuche, ſeine Unterthanen dahin zu bringen, daß ſie »ſich doch endlich einmal untereinander verſtehen, und »ſeine Wohlthaten annehmen. Endlich beſchloß der »König dieſe merkwürdige Sitzung mit folgenden Wor»ten: Ich befehle Ihnen, meine Herren, ſich ſo«gleich zu trennen, und morgen, Jeder in dem ſeinem »Stande beſtimmten Saale, zu erſcheinen, um dort »Ihre Sitzunzen zu halten.» Dieſe letzten Worte des König machten einen tiefen Eindruck auf alle Gemüther. »Alſo befiehlt der Monarch» ſagte einer zum andern »er befiehlt alſo, in der Verſammlung der »Stände des Reichs.» Leiſes Gemurmel des Unwillens ging von einem Ende des Saals zum andern; Aller Augen waren, mit einem unterdrückten Seufzer, gegen den leeren Stuhl des Finanzminiſters Necker gerichtet; auf den Geſichtern der Abgeſandten, und in ihren Blicken, las man deutlich die Worte; »Nun »wiſſen wir, warum Dieſer fehlt! Er iſt zu rechtſchaf»fen, um bei einem ſolchen Auftritte gegenwärtig zu

»ſeyn!» Die oben angeführten letzten Worte des Königs, mit denen er die Sitzung des 23. Junius beſchloß, waren zugleich die letzten Worte des ſterbenden Deſpotismus, der noch einmal alle ſeine Kräfte zuſammenrafte, ſein Haupt in die Höhe hob, ſtark und vernehmlich das Machtwort: Ich befehle! ausſprach, und dann, ohnmächtig und kraftlos, auf immer dahin ſank.

Der Adel und die Geiſtlichkeit folgten dem königlichen Befehle, ſie verließen den Saal, und gingen auseinander, aber die Nationalverſammlung blieb. Bald erſchien der Zeremonienmeiſter, der Marquis de Breze, »Sie haben, meine Herren» ſagte er, »den »Befehl des Königs gehört?» — »Ja! wir haben ge»hört, was man dem Könige zu ſagen aufgetragen hat« antwortete Mirabeau »wir haben es gehört; aber Sie, »mein Herr, Sie haben hier weder Sitz noch Stimme; »Sie haben nicht einmal das Recht, zu ſprechen; Ih»nen kommt es gar nicht zu, uns den Befehl des Kö»nigs ins Gedächtniß zurück zu rufen. Und, um »recht deutlich zu ſprechen, erkläre ich Ihnen hiemit, »daß wir unſere Plätze nicht anders als durch Gewalt, »durch die Macht der Bajonetter genöthigt, verlaſſen »werden.» Alle übrigen Mitglieder der Nationalverſammlung riefen einſtimmig: »Dies ſind die Ge»ſinnungen der Verſammlung!» und ſo war die Revolution geſchehen, die Macht des Königs war verrichter, und der Deſpotismus war geſtürzt!

Der Zeremonienmeiſter verließ den Saal, und eine tiefe Stille herrſchte in der Verſammlung, deren Mitglieder nun über dasjenige, was ſie im Enthuſiasmus gethan hatten, kaltblütig nachdachten. Herr Camus brach zuerſt das Stillſchweigen, und that den Vorſchlag, in dem genommenen Entſchluſſe zu beharren. Einige andere Mit-

glieder ſprachen, und die Nationalverſammlung erklärte **einſtimmig**, daß ſie auf allen ihren gefaßten Beſchlüſſen beſtehe. Nun ſtand abermals Mirabeau auf, und ſchlug vor, die Perſonen der Abgeſandten der Nation für unverletzbar zu erklären. Furchtſamkeit gab ihm wahrſcheinlich dieſen Vorſchlag ein: indeſſen nahm die Nationalverſammlung denſelben an, und beſchloß: daß alle Mitglieder ihrer Verſammlung unverletzbar ſeyn, und daß Jeder, der es wagen werde, Hand an einen von ihnen zu legen, er möge dazu Befehl haben, von wem er auch wolle, für ehrlos, für einen Vaterlandsverräther erklärt werden ſolle, und des Todes ſchuldig ſey.

Während dieſes in dem Saale der Reichsſtände geſchah, war der König nach ſeinem Pallaſte zurück gekehrt. Er wurde, auf ſeinem Wege, von einer großen Volksmenge begleitet, welche ihm bis in die Zimmer nachfolgte, und auf mancherlei Weiſe ihre Unzufriedenheit zu erkennen gab. Die Nationalverſammlung ging, nachdem ſie den obigen Beſchluß gefaßt hatte, zu Herrn Necker, und bat ihn, der Nation und dem Könige getreu zu bleiben, und ſeine Stelle nicht niederzulegen. Gegen halb ſieben Uhr des Abends verſammelte ſich das Volk vor Neckers Hauſe, und rief zu wiederholtenmalen: »Es lebe Nekker! Hoch lebe Necker!« Necker erſchien. Man rief ihm zu: »Bleiben Sie?« und er antwortete: »Ja! ich bleibe; ich bleibe bei Ihnen!» Nun erſchallte es aufs Neue aus Aller Munde: »Hoch lebe der König! Hoch lebe Necker!» Der Miniſter war über dieſen Auftritt ſo gerührt, daß er ſich auf einige Augenblicke entfernte, und in ſein Zimmer einſchloß; dann erſchien er aufs neue, gebot mit der Hand dem verſammelten Volke Stillſchweigen, und ſagte: »Ja, meine Herren,

»ich bleibe bei Ihnen, und ſollte es mir auch das Le»ben koſten; ich habe es dem Könige verſprochen, und »er hat mein Wort gütigſt angenommen. Nur bitte »ich Sie, meine Herren (indem er ſich zu den Mitgliedern der Nationalverſammlung wandte), »alle die »Sanftmuth, die Standhaftigkeit und die Tugend an»zuwenden, deren Sie fähig ſind; um Alles zum Be»ſten zu lenken.» Noch einmal rief jetzt das Volk: Hoch lebe Necker! Er bleibt bei uns! Er iſt unſer »Vater und unſer Rathgeber!«

Dadurch, daß Necker in der königlichen Sitzung nicht gegenwärtig geweſen war, that dieſe Sitzung nicht nur gar keine, ſondern ſogar eine, derjenigen, welche man erwartet hatte, ganz entgegengeſetzte Wirkung. »Der Miniſter« ſo ſprach man, »verabſcheut »ſelbſt dieſen auffallenden Schritt des Deſpotismus. »Necker war nicht da» ſagte man, »weil er die Sitzung »mißbilligte.» a) Von dieſem Tage an entſtanden in Paris zwei Partheien; diejenigen, welche für die königliche Gewalt waren, wurden Ariſtokraten genannt; diejenigen, welche die Rechte des Volkes vertheidigten, hießen Demokraten.

Ohne ſich an den Befehl des Königs zu kehren, ſetzte die Nationalverſammlung ihre Sitzungen fort. Gleich am folgenden Tage, am 24ſten Junius, vereinigte ſich der größte Theil der Geiſtlichkeit mit der Verſammlung, und ein Brief des Herrn Necker wurde vorgeleſen, worin er der Nationalverſammlung für das ihm bewieſene Zutrauen dankte. Am 25ſten Junius kamen 47 Mitglieder des Adelſtandes, mit einem Prinzen vom Geblüte, dem Herzoge von Orleans, an ihrer Spitze, um ſich mit der Nationalverſamm-

---

a) S'il n'y a point aſſiſté, c'eſt qu'il ne l'approuvoit pas.

lung zu vereinigen. Unter den 47 Adelichen waren die meiſten ſolche, die von dem Könige, der Königinn, und den Miniſtern, mit Gnadengehalten, Wohlthaten und Geſchenken, überhäuft worden waren. Anfänglich fiel dem Volke dieſe Undankbarkeit auf; aber die Pariſer ſagten: »Dieſe Herren wollen die Entſtehung ih»res Glückes dem Könige, und die Erhaltung deſſel»ben dem Bürgerſtande zu verdanken haben.« a) Dieſer witzige Einfall galt für eine Erklärung ihres unbegreiflichen Betragens. Die Vereinigung der Verſchwornen, oder der Orleansſchen Parthei, mit der Nationalverſammlung, war, wie man ſeither erfahren hat, ein fein angelegter Plan, und am 25ſten Junius hätte die Verſchwörung ausbrechen ſollen, wenn ſie nicht, durch die unerwartete Standhaftigkeit des Adels, verunglückt wäre. Eine Menge Volks wurde um den Saal der Nationalverſammlung verſammelt; eine Menge Meuchelmörder waren von Paris gekommen, hatten ſich unter das Volk gemiſcht, und bei demſelben den Haß gegen den Adel durch alle möglichen Mittel angefacht; ſogar einige Mitglieder der Nationalverſammlung, welche um die Verſchwörung wußten, waren mit Dolchen bewafnet in die Verſammlung gekommen. Nachdem alle dieſe Zurüſtungen gemacht waren, that der Herzog von Orleans dem Adelſtande den Vorſchlag: das ganze Korps des Adels ſolle ſich zu der Nationalverſammlung verfügen, nicht um ſich mit derſelben zu vereinigen, ſondern bloß allein um ihr zu ſagen, daß nun die Vollmacht eines jeden Mitgliedes unterſucht ſey, und daß ſie ſich demzufolge als die wirklichen Stellvertreter des Adels anſähen.

---

a) Ils veulent, diſoit-on, tenir leur fortune du Roi, et la maintenir par le Tiers.

Der Herzog wollte, durch dieſen Vorſchlag, den Adel, auf eine hinterliſtige Weiſe, in die gelegte Falle locken: denn der Plan war, daß, ſobald der Adel, mit dem Herzoge an ſeiner Spitze, in den Verſammlungsſaal eingetreten ſeyn würde, dann, gleichſam im Enthuſiasmus der Freude, die Mitglieder der Nationalverſammlung, durch Akklamation, den Herzog von Orleans zum Staatthalter des Königreiches, das heißt, zum Vizekönige, zum Protektor, ausrufen ſollten. Der Adel würde dieß, das konnten ſich die Verſchwornen leicht denken, aus Anhänglichkeit an den König, nicht zugeben, und darum waren die Meuchelmörder von Paris gekommen, um alle, die ſich widerſetzen würden, zu ermorden. Ob in dieſem Plane noch mehr Mordthaten enthalten waren, oder nicht: dies läßt ſich jetzo noch nicht zuverläſſig angeben. Der Plan mißlang, theils durch die unerwartete Standhaftigkeit des Adels, welcher den Vorſchlag des Herzogs nicht annahm, theils durch die Feigheit des Herzogs ſelbſt. Dieſe Feigherzigkeit war auch Urſache, daß die ganze Sache zur Unterſuchung kam, und bekannt wurde, da man dieſelbe wahrſcheinlich ſonſt nicht würde erfahren haben. Der Herzog hatte ſich von dem Marquis von Sillery den Vorſchlag, welchen er thun ſollte, aufſchreiben laſſen. Nachdem er nun angefangen hatte, denſelben, in der Verſammlung des Adelſtandes, vorzuleſen, ſo würde ihm, indem er ſich die Folgen dieſes Vorſchlages, und ſeine perſönliche Gefahr dabei dachte, ſo bange, daß er während des Leſens ohnmächtig danieder ſank. Man drängte ſich um ihn; man riß ſeinen Rock und ſeine Weſte auf, um ihm Luft zu geben: aber mit Erſtaunen fand man, daß der Herzog ſechs bis acht dünne Weſten übereinander, und auf der bloßen Bruſt ein dickes

Digitized by Google

Stück Pappedeckel trug. a) »Sechs bis acht Weſten, »im Junius, an einem heißen Sommertage! und ein »Stück Pappdeckel! Was für Meuchelmörder hat »denn der Herzog zu fürchten, daß er ſich ſo wohl vor- »ſieht?» Dieſe und andere ähnliche Reden giengen von Mund zu Mund: aber bald erholte ſich der Her- zog wieder, und zog dann, mit 47 Mitverſchwornen, in die Nationalverſammlung, um ſich mit derſelben zu vereinigen. Die Meuchelmörder, welche noch nicht wußten, daß der Plan mißlungen war, wiegelten das Volk auf, und drangen, mit demſelben vereinigt und unter daſſelbe gemiſcht, auf die Soldaten zu, welche vor der Thüre des Saales die Wache hatten. Sie warfen dieſe Soldaten über den Haufen, ſprengten die Thüren ein, und ſtürzten in den Saal. Hier fanden nun die Meuchelmörder, mit Unwillen, daß die Schlacht- opfer, welche ſie ſuchten, nicht vorhanden waren, und begaben ſich wieder hinweg, nachdem ſie ſich vorher, von dem Preſidenten der Nationalverſammlung, hat- ten verſprechen laſſen, daß künftig dem Volke alle Thüren offen ſtehen ſollten.

Ein großer Theil des Adels und der Geiſtlichkeit hielt indeſſen noch immer ſeine Sitzungen beſonders, und von der Nationalverſammlung getrennt. Unter den letztern befand ſich auch der Erzbiſchof von Paris, ein Mann von vortrefflichem Karakter, deſſen Liebe zu dem Volke, und deſſen Mildthätigkeit gegen die Ar- men, allgemein bekannt ſind. Aber gerade gegen die- ſen, von dem Volke beinahe angebeteten Prälaten, hatte die im Finſtern arbeitende Parthei das Volk auf- gewiegelt: man weiß nicht, ob aus Privathaß; oder

---

a) Man ſehe, was Mounier über dieſe Begebenheit ſagt: Appel au tribunal de l'opinion publique. p. 263.

um ihre Stärke zu verſuchen und ihre Kräfte zu üben; oder aus irgend einer andern Abſicht. a) Der Erzbiſchof wurde als ein eifriger Ariſtokrat ausgeſchrien; als derjenige, welcher die königliche Sitzung den 23. Junius veranlaßt habe, und der immer gegen das Volk votire. Am 25. Junius, da er aus dem Verſammlungsſaale nach Hauſe fuhr, verfolgte ihn der Pöbel, von den Meuchelmördern aufgewiegelt, die eben aus dem Saale der Nationalverſammlung, wohin ſie vergeblich gegangen waren, zurückkamen. Ein Regen von Steinen flog nach dem Erzbiſchofe, und nur mit Mühe rettete er ſein Leben, durch die Schnelligkeit ſeiner Pferde, und durch die Unerſchrockenheit ſeines Kutſchers. Der Pöbel umringte ſein Haus, und obgleich die Schweizergarde, die franzöſiſche Garde und die Garde du Korps, ihm zu Hülfe kamen; ſo vermochten doch alle dieſe nichts gegen das Volk. Der Hauſe gieng nicht eher auseinander, als bis der Erzbiſchof eine Erklärung ableſen ließ, worin er verſprach, ſich mit der Nationalverſammlung zu vereinigen. b) Am 26. Junius erſchien der Erzbiſchof in der Nationalverſammlung, und der Preſident machte ihm ein ſchönes Kompliment, über die Größe ſeiner Seele, welche ihn bewege, um des Friedens und der Eintracht willen, ſich freiwillig mit der Nationalverſammlung zu vereinigen. Auf dieſe Weiſe hat ſich die Nationalverſammlung, ſowohl als der Pariſer Bürgerrath, während der ganzen Revolution betragen.

a) Nobilitas, opes, omiſsi geſtique honores pro crimine, et ob virtutes certiſsimum exitium. *TACITUS.*

b) Ces premiers mouvements, fortuits pour la plupart des ſpectateurs, ne l'étoient, ni pour ceux qui réflechiſſoient, ni pour ceux qui agiſſoient. Ces mouvements en annonçoient d'autres, ils menaçoient la France entière. *Mémoires de Lally - Tolendal, p. 48.*

Immer zwangen ſie andere, mit dem Dolche auf der Bruſt, zu thun, was man von ihnen verlangte; und wenn denn dieſe feig genug waren, ihr Leben mehr zu achten als ihre Ehre, und in das Verlangte einzuwilligen, dann machten ſie ihnen ſchöne Komplimente, über ihre edle und großmüthige Aufopferung. Dieß geſchah nicht ohne Abſicht. Die Provinzen ließen ſich, ſowohl als das übrige Europa, hiedurch täuſchen; und darauf ward vorläufig gerechnet.

Außer dem Erzbiſchofe von Paris, vereinigten ſich, in derſelbigen Sitzung, noch einige Biſchöfe mit der Verſammlung: weil ſie einſahen, daß ſie, ohne dieſen Schritt, in beſtändiger Lebensgefahr ſich befinden würden.

Schon ſeit einiger Zeit hatte der Herzog von Orleans den ſträflichen Plan, ſich des Thrones mit Gewalt zu bemächtigen. Mirabeau war ſein Werkzeug, und ſeine Mitverſchwornen, welche, mehr oder weniger, um ſeine Abſichten wußten, waren: der Herzog von Biron; der Herzog von Aiguillon; der Vicomte de Noailles; Herr de la Clos, Verfaſſer des berüchtigten Romans: les liaisons dangereuses; Herr de la Touche, Kanzler des Herzogs von Orleans; der Marquis de Sillery, und ſeine, als Schriftſtellerinn bekannte Gemahlinn, Madame de Genlis; zwei verbannte Genfer, vertraute Freunde Mirabeaus, welche die Reden aufſetzten, die dieſer, von Zeit zu Zeit, in der Nationalverſammlung ablas, und welche auch, in der Folge, das Journal: Courier de Provence betitelt, in Mirabeaus Namen ſchrieben; ſie hießen Claviere und Du Roveray, und waren beide unverſöhnliche Feinde Neckers. Vielleicht gehörten auch unter die Verſchwornen, die beiden Grafen Lameth und Herr Duport.

Digitized by Google

Alle dieſe Männer hatten einen unverſöhnlichen Haß gegen die Königinn. Dem Herzoge von Orleans war dieſer Haß durch die Marquiſe de Sillery (Gräfinn von Genlis) beigebracht worden. Madame de Sillery war, mit Einwilligung ihres Mannes, die erklärte Maitreſſe des Herzogs von Orleans. Der Herzog hatte dieſer Dame, um dieſelbe beſtändig bei ſich zu haben, die Aufſicht über die Erziehung ſeiner Kinder anvertraut. Da es aber in Frankreich etwas ungewöhnliches war, daß die Söhne eines Prinzen vom Geblüte einer Dame zur Erziehung übergeben wurden: ſo hieß, zufolge eines Machtſpruches des Orleans, ſeine Maitreſſe, Madame de Genlis, nicht die Gouvernantinn, ſondern der Hofmeiſter ſeiner Söhne; und man nannte dieſe Dame: Madame le Gouverneur. Auch genoß dieſelbe aller Vorrechte einer ſolchen Stelle.

Eines Tages erwies die Königinn dem Herzoge die Ehre, in ſeinem Hauſe mit ihm zu ſpeiſen. Da vergaß der Herzog, die, der Monarchinn ſchuldige, Hochachtung ſo ſehr, daß er dieſen weiblichen Hofmeiſter, an der Tafel, neben die Königinn ſetzte: ſeine Maitreſſe neben die Monarchinn. Voll von dem Gefühle eines edlen Stolzes bat die Königinn, daß der Herzog dieſe Dame von ihrer Seite entfernen möchte. Madame de Genlis ſah ſich genöthigt aufzuſtehn, und die Tafel zu verlaſſen. Dafür ſchwor ſie, in ihrem Herzen, der Königinn eine bittere Rache. Sie bediente ſich der Gewalt, welche ſie über das Gemüth des Herzogs hatte, um demſelben einen unverſöhnlichen Haß gegen die königliche Familie beizubringen; ſie ſuchte ſeinen Ehrgeiz anzufachen; ſie gab ihm zu verſtehen, daß, wenn er, bei den Unruhen, welche überall in dem Königreiche herrſchten, eine Rolle

ſpielen und Geld austheilen wolle, um dieſelben zu unterhalten, er dadurch der Abgott des Volkes werden, und vielleicht ſogar auf den Thron gelangen könnte. Nach einigem innern Streite mit ſeinem Geldgeize und mit ſeiner Furchtſamkeit, willigte der Herzog in dieſen Vorſchlag ein. Wahrſcheinlich kam alſo der erſte Gedanke zu einer Verſchwörung gegen den Thron von einem Weibe her!

Die Verſchwörung ſollte in dem Monate Julius ausbrechen, und der Herzog ſollte zum Protektor, zum Statthalter des Königreiches ausgerufen werden. Zu dieſem Ende wurde derſelbe, zu Anfang des Julius, zum Preſidenten der Nationalverſammlung gewählt: um dadurch die Ausführung des Plans zu erleichtern, weil ohnehin der Preſident der Nationalverſammlung, nach dem Könige, die erſte Perſon im ganzen Reiche war. Aber der Herzog nahm, aus Furchtſamkeit, die ihm angetragene Preſidentenſtelle nicht an.

Um dieſe Zeit hielt der Advokat Desmoulins, nebſt einigen andern gedungenen Rednern, in dem Palais Royal, in dem Pallaſte des Herzogs von Orleans, Anreden an das Volk. Er verlangte: man ſolle alle Prinzen vom Geblüte, die Condes, die Contis und die Bourbons, als gefährliche Rathgeber, aus dem Königreiche verweiſen; die Polignacs ſolle man, wegen ihrer genauen Verbindung mit der Königinn, wegjagen; die Bürger ſollen ſich eidlich verbinden, die Nationalverſammlung, den Herrn Necker, und den Herzog von Orleans zu unterſtützen. Den Namen des leztern ſprach der Redner mit ausgezeichnetem Nachdrucke aus. Nach geendigter Rede lud er alle Umſtehenden ein, ihre Namen zu unterzeichnen, und an dem Komplotte Antheil zu nehmen. a)

a) Procédure criminelle du Chatelet de Paris. *Témoin* 48.

Digitized by Google

Um eben dieſe Zeit wurde im Palais Royal ſehr viel Geld ausgetheilt, welches in gedruckte Papiere gewickelt war, in denen das Volk zum Aufruhr aufgemuntert wurde. a)

Der Advokat Hr. Perin hörte, im Palais Royal, folgende Rede eines Volksredners: »Hieher »Mitbürger! Wir haben uns hier verſammelt, um zu »erklären, daß wir einen Jeden, der es wagen würde, an das Leben des Herrn Necker, oder an ſeine »miniſterielle Exiſtenz, Hand an zu legen, für infam »und für einen Verräther des Vaterlandes halten: »denn es iſt unſere Abſicht, ihn als den unabſetzbaren »(ministre inamovible) Miniſter der Nation auszurufen. Und da unſer König zwar gut und zutraulich, »aber nicht im Stande iſt, ſein Reich zu regieren: ſo »ernennen wir Seine Durchlaucht den Herzog von »Orleans zum Statthalter des Königreiches. Wir »wollen nunmehr nach dem Invalidenhauſe hingehen, »dort die Waffen wegnehmen, und uns bewaffnen.« Dieſe Rede hatte der Redner geſchrieben in Händen, und las dieſelbe zweimal nach einander, wörtlich ab. b)

Zu Anfang des Julius 1789 ließ der Herzog von Orleans ſehr viele eiſerne Platten, von der Größe eines Quartblatts gießen, worauf ſein Wappen ſtand, mit den Worten: Vive Orleans. c) Um eben dieſe Zeit kamen eine große Menge Briefe aus England, unter der Adreſſe des Herzogs von Orleans, der Madame de Genlis, und anderer Perſonen nach Paris. Einige waren ſogar mit der eigenen Hand des Herzogs überſchrieben und mit ſeinem Wappen verſiegelt. d) Dieſe Briefe wurden zum Theil aufgefangen,

a) Témoin. 48. 248.
b) Témoin, 243.
c) Témoin. 180. 155. 126.
d) Témoin. 126. 155. 162.

Digitized by Google

und obgleich alle aufgefangenen Briefe geöffnet wurden: ſo hatte man doch für dieſe, die an das Haus Orleans addreſſirt waren, beſondere Achtung. Der Magiſtrat der Stadt Paris wandte ſich an den König, und bat ſich Erlaubniß aus, dieſe Briefe öffnen zu dürfen. Der Monarch antwortete: er könne nicht erlauben, daß das Geheimniß der Briefe verletzt werde; ſollten aber dieſe Briefe von verdächtigen Perſonen geſchrieben, oder an verdächtige Perſonen addreſſirt ſeyn: ſo habe das Tribunal, welches den Angeklagten richte, das Recht das Siegel dieſer Briefe zu erbrechen. Die Briefe wurden dennoch uneröffnet an ihre Addreſſen abgegeben. a)

Die Pariſer Polizei war beſtochen, und daher verhielt ſich dieſelbe ganz ruhig und unthätig.

Aus allen den erzählten Umſtänden erhellt deutlich genug, daß eine Verſchwörung vorhanden war, durch welche der Herzog von Orleans zu der Stelle eines Statthalters des Königreiches erhoben werden ſollte, welches eben ſo viel hieß, als den Herzog auf den Thron ſetzen zu wollen. »Die Stelle eines Statthal»ters des Königreiches giebt eben ſo viel Gewalt als »die Regentſchaft. Sie hat das königliche Anſehen »in den Händen; über Armee und Finanzen; über »Alles hat ein Statthalter zu befehlen; er kann alle »die Befehle geben, welche ein König ſelbſt geben »könnte. Wenn man den Dauphin Karl ausnimmt, »welcher, während der Gefangenſchaft ſeines Vaters, »des Königs Johann, Statthalter war, ſo hat es »niemals einen Statthalter gegeben, als in Zeiten der »Unruhe und während den Unordnungen der bürger»lichen Kriege. Heinrich der Fünfte, König von Eng-

---

a) Témoin. 155.

Digitized by Google

»land, beherrſchte Frankreich unter dieſem Titel, »nachdem er ſich mit der burgundiſchen Parthei ver»bunden, ſich die Verſtandesverrückung Karls des »Sechsten zu Nutzen gemacht, und ſich für den recht»mäßigen Thronerben, mit Ausſchließung desjenigen, »dem der Thron gehörte, hatte erklären laſſen. Nach »ſeinem Tode bekleidete ſein Bruder, der Herzog von »Befort, eine Zeitlang dieſelbe Stelle. Ein Herzog »von Guiſe übte, unter dieſem Namen, während den »letzten Monaten der Regierung Heinrichs des Zwei»ten, und während der Regierung Franz des Zweiten, »den allerunumſchränkteſten Deſpotismus aus. Der »Herzog von Anjou war Statthalter unter Karl dem »Neunten; der Herzog von Mayenne wurde zu die»ſer Stelle, unter Heinrich dem Dritten, von den Re»bellen erhoben, welche in der Geſchichte unter dem »Namen der Ligueurs bekannt ſind. Endlich wurde »auch, während der Minderjährigkeit Ludwigs des »Vierzehnten, im Jahr 1652, durch eine Akte des »Pariſer Parlaments, Gaſton Herzog von Orleans, »welchen das Pariſer Parlament an die Spitze der »Aufrührer ſtellen, und welchem daſſelbe die Führung »des lächerlichen Krieges der Fronde übertragen »wollte, zum Statthalter ernannt.»

»Ein Monarch, welcher ſein Königreich verlaſſen »hat, oder welchen Kränklichkeit nöthigt, ſich den Ge»ſchäften zu entziehen, könnte einen Statthalter, oder »einen Regenten, ſtatt ſeiner ſelbſt ernennen. Aber »wenn ſeine Wahl nicht auf den nächſten Thronerben »fallen ſollte: ſo müßte er große Vorſicht gebrauchen, »um ſeinem rechtmäßigen Thronfolger die Krone zu »erhalten. Anders aber, als durch den eignen, freien »Willen eines Königs von Frankreich, kann es keinen »rechtmäßigen Statthalter geben; ausgenommen,

Digitized by Google

»wenn der König minderjährig, ein Kriegsgefangener, »oder am Verſtande verrückt iſt. Sollte er durch Re= »bellen gezwungen werden, einen Statthalter zu er= »nennen: ſo würde er verbunden ſeyn, demſelben die »Regierung abzutreten, und ihm ſelbſt würde nur ein »leerer Titel übrig bleiben, ein Gegenſtand der Eifer= »ſucht des Statthalters, und fähig, demſelben die »ſträflichſten Plane einzugeben. Sollte dieſer, ſo wie »vormals die Maires du Palais, zu der Macht, die »er ſchon beſitzt, auch noch die Würde zu beſitzen »wünſchen: dann möchte es auch in ſeiner Gewalt »ſtehen, ſich derſelben zu bemächtigen; vorzüglich »dann, wenn der König und deſſen Familie unter ſei= »ner Aufſicht ſtünden, und Ehrgeiz in ihm den »Wunſch erregen ſollte, ſeine eigene Familie auf den »Thron zu ſetzen. Diejenigen, welche die Abſicht hat= »ten, den Herzog von Orleans zum Statthalter des »Königreiches auszurufen, oder den König zu zwin= »gen, demſelben dieſe Stelle zu übertragen, hatten »demzufolge den Plan, Ludwig den Sechszehnten der »Regierung des Staates zu berauben, und die Rechte »der Thronfolge zu verletzen.»

Um der Nationalverſammlung mehr Anſehen zu geben, ließ man zu Paris, im Namen der Bürger, eine Addreſſe verfertigen und der Verſammlung über= reichen. In dieſer Addreſſe gaben die Pariſerbürger der Nationalverſammlung ihre Anhänglichkeit, ihre Dankbarkeit, und ihre Bewunderung zu erkennen, und verſprachen, allen Befehlen derſelben pünktlich zu gehorchen.

Der Monarch, dieſer gutgeſinnte König, dem es aufrichtig um das Wohl der Nation zu thun war, ſah mit Schmerzen die beſtändig fortdauernde Uneinigkeit unter den drei Ständen; er fühlte, mit Kummer, daß

Digitized by Google

er ſeine Gewalt ganz verloren hatte, und daß ſeine Befehle unbedeutend waren und unbefolgt blieben. Er fand ſich in einem Labyrinthe, aus dem er ſich nicht herauszufinden wußte. Er hielt Staatsrath über Staatsrath und entſchied nichts. Am 26ſten Junius wurde großer Staatsrath gehalten, und alle Prinzen vom Geblüte dazu berufen. Am 27ſten Junius wurde dieſer Rath fortgeſetzt, und fieng ſchon um ſieben Uhr des Morgens an. In dieſem Staatsrathe erſchien der Herzog von Luxemburg, als Präſident des Adelſtandes. Er folgte dem Könige in ſein Kabinett, und hielt dort mit ihm eine Unterredung. Der König bat den Herzog, er möchte den Adelſtand bewegen, ſich mit der Nationalverſammlung zu vereinigen. » Sire » antwortete der Herzog, » das iſt unmöglich: denn der » Adel vertheidigt nicht ſeine eigenen Rechte, ſondern » die Rechte der Krone. » — » Wie ſo? » fragte der König. » Der Adel » fuhr der Herzog fort, » hat bei » der Vereinigung, welche Ew. Majeſtät verlangen, » Nichts zu verlieren. Sein Anſehen; ſeine Reichthümer; die Talente und der bekannte Karakter ſeiner meiſten Mitglieder, geben ihm in der Nationalverſammlung ein Uebergewicht, welches er nie verlieren kann. Der Adel wird ſich alſo mit dem Bürgerſtande vereinigen, wenn Ew. Majeſtät es befehlen, aber was werden die Folgen eines ſolchen » Schrittes ſeyn? Eure Majeſtät wiſſen, daß, ſobald » die Reichsſtände verſammlet ſind, alle Gewalt in » den Händen derſelben iſt, und daß, in ihrer Gegenwart, ſogar das königliche Anſehen, womit Eure » Maj:ſtät bekleidet ſind, verſtummen muß. Sind » nun die Reichsſtände in drei Häuſer getheilt, ſo iſt » ihre Macht eingeſchränkt, und das königliche Anſehen bleibt. Sind ſie getrennt, ſo ſind ſie Ihre Un-

»terthanen; ſind ſie vereinigt, ſo kennen ſie keinen »Herrn über ſich. Der Adel, Sire, iſt Ihnen ge- »treu. Gegenwärtig bleibt ihm die Wahl übrig, ent- »weder, dem Wunſche Eurer Majeſtät gemäß, ſich »mit dem Unterhauſe zu vereinigen, oder in Verthei- »digung der Rechte des Throns zu ſterben. Er hat »ſchon gewählt. Er wird ſein Leben dahin geben: »dieß iſt ſeine Pflicht; aber durch ſeinen Tod wird er »die Rechte des Throns erhalten, und alle Schlüſſe »der Nationalverſammlung für null und nichtig er- »klären; denn eine Verſammlung kann doch nicht die »Nation vorſtellen, nachdem der dritte Theil ihrer »Mitglieder der Wuth des Pöbels und den Dolchen »der Meuchelmörder aufgeopfert worden iſt. Ich be- »ſchwöre Eure Majeſtät, dieſen Betrachtungen eini- »ges Nachdenken zu ſchenken.« — »Herr von Lu- »xemburg,» antwortete der König ſtandhaft, »ich ha- »be ſchon alles überlegt, ich bin entſchloſſen alles auf- »zuopfern, und ich will nicht, daß ein einziger Menſch, »in Vertheidigung meiner Vorrechte, umkomme. »Sagen Sie alſo Ihrem Stande, daß ich denſelben »bitte, ſich mit den beiden andern zu vereinigen. Iſt »dieſes nicht genug, ſo befehle ich es ihm als ſein »König, ich will es. Iſt eins unter ſeinen Glie- »dern, welches ſich, durch ſeinen Eid oder durch ſeine »Ehre, verbunden hält zurück zu bleiben: ſo laſſen »Sie mich es wiſſen, und ich will hingehn, mich ne- »ben dieſen ſetzen und mit ihm umkommen, wenn es »ſeyn muß.» Eben das verlangte der König auch von dem geiſtlichen Stande. An beide Stände ſchrieb er einen Brief, worin Er ſagt: daß Er zwar von den Beweiſen ihrer Treue und von der Anhänglichkeit, welche ſie ihm bezeugten, indem ſie ſeine am 23ſten Junius gegebene Erklärung angenommen hätten, ſehr

Digitized by Google

gerührt ſey; daß er aber deſſen ohngeachtet ſich nicht enthalten könne, ſie einzuladen, ſich mit denjenigen zu vereinigen, welche dieſe Erklärung verworfen hätten.

Während man in dem Saale, worin der Adelſtand verſammelt war, über den Befehl des Königs ſich berathſchlagte, und geneigt ſchien demſelben nicht zu gehorchen, kamen gleich nach einander zwei Botſchafter von dem Grafen von Artois, welcher bitten ließ, die Berathſchlagung zu endigen, und dem Befehle des Königs zu gehorchen, weil ein längerer Widerſtand für das Leben Seiner Majeſtät gefährlich werden könnte. Nach dieſer Botſchaft begab ſich der Adel, ſowohl als die Geiſtlichkeit, nach dem Saale, wo die Nationalverſammlung ihre Sitzungen hielt, und vereinigte ſich mit derſelben. Hr. Bailly machte beiden Ständen ein ſehr artiges Kompliment, worin er, unter andern ſchönen Dingen, auch ſagte: nun ſey die ganze Familie verſammelt und alle Zwietracht gehoben. Dann verſchob er die künftige Sitzung auf zwei Tage hinaus, damit man, wie er ſich ausdrückte, Zeit habe, ſich der Freude zu überlaſſen.

Kaum erſchallte die erſte Nachricht von dieſer Begebenheit in Verſailles, als ſchon das Volk, in ungeheuren Haufen, ſich auf das Schloß zudrängte, und mit raſendem Geſchrei den König und die Königinn zu ſehen verlangte. Ihre Majeſtäten erſchienen auf dem Balkon, und nun ertönte die Luft: »Hoch lebe der »König! Hoch lebe die Königinn!» Von da zogen ſie zu Hrn. Necker und riefen ihn für den Schutzgott Frankreichs aus. Dann kam die Reihe an den Herzog von Orleans, darauf an den Grafen von Montmorin, und endlich an Hrn. Bailly. Mit Illuminationen, Freudenfeuern und Freudenfeſten endigte ſich dieſer erſte Freiheitsrauſch.

Digitized by Google

Indeſſen waren um eben dieſe Zeit eine große Menge ephemeriſcher Schriftſteller aufgeſtanden, welche täglich, in fliegenden Blättern, in Zeitungen, in Broſchüren, Pamphleten und Pasquillen, den Bürgerſtand vertheidigten, und den Adelſtand verhaßt oder lächerlich machten. Den Pilzen gleich ſchoſſen dieſe politiſchen und philoſophiſchen Schriftſteller an einem Tage auf, und am andern waren ihre Schriften, von dem vorüberfließenden Strome der Zeit, ſchon weggeführt. Indeſſen ließen doch die Ideen, welche ſie mit Deklamation und Uebertreibung vortrugen, in den Gemüthern mehr oder weniger Eindruck zurück. Dicke Bände erſchienen zu Gunſten des Bürgerſtandes, und kleine giftige Broſchüren gegen den Adel. Der große Montesquieu hieß ein Ariſtokrat. Den Bürgerſtand verglichen dieſe Schriftſteller bald mit den Negern in den Kolonien; bald mit den Heloten zu Sparta: bald hießen die Bürgerlichen die einzigen nützlichen Menſchen im Staate; bald nannte man ſie Diejenigen, ohne welche die übrigen gar nicht würden leben können; bald die einzigen Menſchen im Staate, welche Verſtand und Einſichten hätten; bald erſchienen ſie in ihrer ganzen Stärke, als vier und zwanzig Millionen entſchloſſener und tapferer Männer; bald als die Nation. Adel und Geiſtlichkeit nannte man nun nicht mehr Stände, ſondern privilegirte Klaſſen.

Die wiederholten Verſammlungen des Pöbels; die von demſelben ſeit einiger Zeit verübten Exzeſſe; und die wenige Achtung, welche derſelbe für das Militair zeigte, fiengen an, die Aufmerkſamkeit der Regierung, und vorzüglich der Pariſer Polizei auf ſich zu ziehen. Man hielt für nöthig, Truppen in der Nachbarſchaft von Paris zu verſammeln, um im Falle der Noth Hülfe zu haben; vielleicht hatte die Regie=

rung noch dabei die Nebenabſicht, die ſo wenig gefällige Nationalverſammlung einzuſchränken, oder wohl gar mit Gewalt aus einander gehen zu machen. Der Anblick dieſer Truppen war für diejenige Parthei, welche den Pöbel aufwiegelte, und in deren Plan es gehörte, Unordnungen zu erwecken, höchſt unangenehm. Sie wandte alles an, um dieſe Truppen zu entfernen. Erſt ſetzte ſie die ſo leichtgläubigen und ſo furchtſamen Pariſer in Schrecken. Das Gerücht ſagte: man wolle die Nationalverſammlung einſchließen und ermorden; nachher, man wolle der Stadt Paris alle Zufuhr abſchneiden; endlich, man wolle Paris aushungern. Alle Tage entſtand und verbreitete ſich ein neues Gerücht, und die Furcht vor den Truppen ſtieg aufs höchſte. Fünf und dreißig tauſend Mann, hieß es, wären ſchon da, noch zwanzig tauſend ſollten nachfolgen, die Artillerie ſey im Anmarſche und die Batterien würden errichtet. a) Unzählige andere, dieſen ähnliche Gerüchte, entſtanden, die zwar alle gleich falſch und gleich ungegründet waren, aber doch dazu dienten, die Gemüther zu ſtimmen und den wahren Plan der Verſchwornen zu verbergen.

Auf dieſe Weiſe wurden die Pariſer geſtimmt: nun kam es darauf an, auch die Soldaten zu ſtimmen. Hier mußten nun freilich ganz andere Mittel gebraucht werden: nichts konnte dienen als Geld. Geld war nöthig: und ſogleich war Geld im Ueberfluſſe vorhanden. Mit dem Regimente der franzöſiſchen Garde wurde der Anfang gemacht. Der Marquis von Valadi, vormals ſelbſt ein Offizir dieſes Regiments, gieng von Kaſerne zu Kaſerne herum, predigte den Soldaten die wahren Pflichten des Men-

a) Augendo rumoribus virtutem copiasque hostium. *TACIT.*

ſchen, und theilte Geld unter ſie aus. Dieſe Predigt that gute Wirkung, denn ſchon am folgenden Tage giengen die Grenadiere der franzöſiſchen Garde im Palais Royal herum, wo man ihnen Geld in Menge gab. Um die Befehle ihrer Offizire bekümmerten ſie ſich gar nicht mehr. Von dem 20ſten Junius an, erhielten alle Soldaten Befehl ihre Kaſernen nicht zu verlaſſen; aber am 25ſten und 26ſten brachen ſie hauſenweiſe aus, kamen zu Hunderten nach dem Palais Royal und wurden mit Freudengeſchrei und Händeklatſchen aufgenommen. Man gab ihnen Wein, Eis, Eſſen, Geld; und betrunken von Freude und Wein, riefen ſie aus: »Es lebe der Bürgerſtand hoch!« Gänzlicher Mangel an Subordination, Verachtung aller Geſetze, und Schwäche der ausübenden Gewalt, nahmen täglich ſichtbar zu. Subalterne Offizire, welche ſich über ihre Oberoffizire zu beklagen hatten, und nur eine Gelegenheit ſuchten, ſich ungeſtraft rächen zu können, führten mit Widerwillen die ihnen gegebenen Befehle aus, und die um Paris verſammelten Truppen trugen nur noch zu Vermehrung der Unordnung bei. a)

Der Marſchall von Broglio wurde aus Lothringen verſchrieben, um das Kommando der, in der Nähe von Paris verſammelten Truppen, zu übernehmen. Als er bei Hofe erſchien, warf ſich der König, weinend, in ſeine Arme, und ſagte: »Wie bin ich ſo un»glücklich! Alles habe ich verlohren! Meine Untertha-

a) Nec ulla apud Vitellianos flagitii poena, et praemiis defectorum verſa fides, ac reliquum perfidiae certamen, crebra transfugia tribunorum centurionumque.

TACITUS.

»thanen lieben mich nicht mehr, und ich bin ohne »Geld, und ohne Soldaten!« a)

Die Truppen beſtanden aus einigen Regimentern Kavallerie und Infanterie, unter den Befehlen des Marſchalls von Broglio. Dieſe anrückenden Truppen erfüllten die Nationalverſammlung mit Schrecken und Furcht. Sie ſchrieben Briefe über Briefe, nach Paris und nach den Provinzen; in jeder Stadt, auf jedem Dorfe, laſen diejenigen, welche die Briefe erhielten, poſttäglich die erhaltenen Nachrichten dem verſammelten Volke vor; und da kamen Nachrichten, über die man jeʒt lachen müßte, wenn ſie nicht ſo gefährliche Folgen gehabt hätten. Alles, was die furchtſame Einbildungskraft der Mitglieder der Nationalverſammlung ihnen als möglich vorſtellte, das hielten ſie für wahr, für gewiß, für wirklich geſchehen. Bald hatten die Miniſter den Saal der Nationalverſammlung untergraben, und die Hölung mit Schießpulver angefüllt, um die Verſammlung in die Luft zu ſprengen; bald waren glühende Kugeln gegen ihren hölzernen Verſammlungsſaal gerichtet, um denſelben zu verbrennen; bald ſollte Paris und Verſailles belagert und ausgehungert werden. Furcht und Schrecken bemächtigten ſich aller Gemüther, beide wurden über ganz Frankreich allgemein. b)

---

a) Que je suis malheureux! J'ai tout perdu! Je n'ai plus le coeur de mes sujets, et je suis sans finances et sans soldats. *Correspondance d'un habitant de Paris.* p. 19.

b) Alii ficta haec, et in gratiam Muciani composita; quidam, omnium id ducum consilium fuisse, ostentare potius urbi bellum, quam inferre: quando validissimae cohortes a Vitellio descivissent, et abscissis omnibus praesidiis, cessurus imperio videbatur. *TACITUS Hist. lib.* 3.

Am 30ſten Junius wurden einige Soldaten, welche es gewagt hatten, ſich den Befehlen ihrer Offizire zu widerſetzen, in Arreſt genommen. Gegen Abend ſprach man über dieſen Vorfall in einem Kaffeehauſe des Palais Royal. Sogleich riefen einige von der Geſellſchaft aus: »Wir wollen ſie los machen! wir wollen ſie los machen!« Der Hauſe zog weg, und vergrößerte ſich, auf den Straßen, allmählig, immer mehr und mehr. Man kommt zum Gefängniſſe; man ſprengt die Thüren ein und befreit die gefangenen Soldaten. Endlich, aber zu ſpät, ſchickt der Polizeilieutenant eine Kompagnie Dragoner und eine Kompagnie Huſaren gegen den aufrühriſchen Haufen, aber der Pöbel fällt den Pferden in die Zügel und die Unordnung nimmt zu. Die immer geſchäftige, heimlich wirkende Parthei, läßt Wein in Menge herbeibringen, der Pöbel betrinkt ſich in Geſellſchaft der gegen ihn abgeſchickten Huſaren und Dragoner, und dieſe ſtimmen in das Freudengeſchrei: »Hoch lebe die Nation!« mit ein. Die befreiten Gefangenen wurden im Triumphe nach dem Palais Royal geführt, und die Straße, in welcher das erbrochene Gefängniß lag, wurde erleuchtet. In der periodiſchen Schrift, welche Mirabeau herausgab, wurde dieſer Ungehorſam der Soldaten gegen ihre Offizire, als eine heroiſche That, gelobt, und der übrigen Armee, als ein nachahmungswürdiges Beiſpiel, anempfohlen.

Am erſten Julius kamen einige unbekannte junge Leute nach Verſailles und übergaben dem Preſidenten der Nationalverſammlung, Hrn. Bailly, einen Brief, worin die Nationalverſammlung um Gnade für die aus dem Gefängniſſe befreiten Soldaten gebeten wurde. Vernünftige und kaltblütige Perſonen fanden es äußerſt ſonderbar, daß die erhabene Verſammlung der

Stellvertreter der franzöſiſchen Nation eine ſolche Kaffeehausgeſandtſchaft annahm; und zwar nahm die Verſammlung ſie nicht nur gut auf, ſondern Hr. Bailly, der Preſident, ſchlug vor, einen Ausſchuß zu wählen, welcher ſich mit dieſer Sache beſchäftigen ſollte. Aber ein ſolcher Vorſchlag, der ein offenbarer Eingriff in die Rechte der ausübenden Gewalt war, wurde mit Unwillen verworfen, und die Verſammlung beſchloß: daß ſie ſich mit nichts beſchäftigen könne, was die ausübende Gewalt angehe, die allein in den Händen des Königs bleiben müſſe, und von welcher die Sicherheit des Reichs abhange. Wohl der Nationalverſammlung! Wohl der franzöſiſchen Nation! wenn ſie dieſem Grundſatze getreu geblieben wäre. Die Nationalverſammlung ſchickte eine Geſandtſchaft an den König, um ihm dieſen Beſchluß bekannt zu machen und zugleich ſeine Gnade für die gefangenen Soldaten zu erflehen. Der König, ſich immer gleich, immer gerecht und gut, antwortete: »Meine Herren, »ihr Beſchluß iſt ſehr weiſe, und ich freue mich, die »Geſinnung der Verſammlung kennen zu lernen. So »oft ſich die Nation mir anvertrauen wird, ſoll alles »gut gehen.« Am 2ten Julius ſchrieb der König einen Brief an den Erzbiſchof von Paris, worin er dieſem Prälaten ſagte: »die gewaltthätige Befreiung der »Gefangenen ſey höchſt ſträſlich. Allen Ständen, »allen guten, rechtſchaffenen und ruheliebenden Bür»gern, müſſe an der Aufrechthaltung der, zu Be»ſchützung der öffentlichen Ruhe vorhandenen Geſetze, »gelegen ſeyn. Deſſen ungeachtet wolle er für dies»mal ſeiner Güte folgen, aber nicht eher, als bis die »Ruhe wieder hergeſtellt ſeyn werde.« Dieſe Nachricht wurde nach Paris geſchickt, die Gefangenen giengen, zufolge derſelben, in der Nacht vom vierten auf

Digitized by Google

den fünften Julius, wiederum in ihr Gefängniß zurück und erhielten ſchon am andern Tage ihre Gnade. Dieſer ruhige Ausgang eines ſo fein angeſponnenen Aufruhrs verrückte zwar für diesmal den Urhebern des Plans ihre Projekte, aber brachte ſie nur noch mehr auf, und machte ihre folgenden Plane nur um deſto kühner und ſicherer.

Gleich nachdem das Edikt zu der Zuſammenberufung der Reichsſtände erſchienen war, hatte ſich Paris, um zu der Wahl ſeiner Abgeſandten zu ſchreiten, in ſechszig Quartiere, oder ſogenannte Diſtrikte, getheilt. Die Bürger eines jeden Diſtrikts verſammelten ſich und wählten aus ihrer Mitte eine gewiſſe beſtimmte Anzahl von Perſonen, welche Wahlherren (Electeurs) genannt wurden. Dieſer Wahlherren waren für ganz Paris zwiſchen zwei und drei hundert; ſie hielten ihre Sitzungen auf dem Rathhauſe, und wählten unter ſich die Mitglieder der Nationalverſammlung, welche zu Verſailles die Stelle der Bürger von Paris vertreten ſollten. Nachdem dieſe Wahl geſchehen war, erwartete die Regierung, daß dieſe Wahlherren, deren Zuſammenkünfte und Sitzungen nun keinen rechtmäßigen Zweck mehr haben konnten, auseinander gehen ſollten; aber das thaten ſie nicht. Das Gerüſte, welches zu der Wahl der Stellvertreter von Paris errichtet worden war, diente der Revolution, und dem aufzuführenden Gebäude einer neuen Konſtitution, zur Grundlage. Die Eintheilung in ſechszig Diſtrikte blieb; und ſo hatte man ein leichtes Mittel, ganz Paris zu verſammeln. Man durfte nur die Sturmglocke ziehen, oder Lärm trommeln laſſen: ſo ging jeder Bürger nach ſeinem Diſtrikte, jeder Wahlherr nach dem Rathhauſe, und vermöge ſechszig Rednern, die man wohl unterrichtet und reichlich bezahlt hatte,

und von denen man jeden in einen andern Diſtrikt ſandte, konnte, in wenigen Stunden, über ganz Paris ein falſches Gerücht verbreitet, oder ein neuer Grundſatz in Umlauf gebracht werden. Nachdem die Wahlherren ihre Wahlen geendigt hatten, verſammelten ſie ſich am 10ten May 1789 zum letztenmale, und ehe ſie auseinander gingen, verbanden ſie ſich untereinander, ihre Sitzungen auch künftig fortzuſetzen. Ohne dieſen Beſchluß der Pariſer Wahlherren wäre vielleicht die Revolution nie zu Stande gekommen. Sie wußten wohl, daß ihre fortgeſetzten Sitzungen unrechtmäßig waren, aber dennoch ſetzten ſie dieſelben fort. Eine, ihnen nur auf kurze Zeit anvertraute Macht, wollten ſie nunmehr beſtändig behalten. Der Saal des Rathhauſes wurde ihnen verſchloſſen; ſie verſammelten ſich aber in einem Gaſthofe der Straße Dauphine. Am 15ſten Junius kamen ſie dahin, als eben eine Hochzeit gehalten wurde, und der Bräutigam mit ſeinen Freunden ſah ſich genöthigt, mit dem Tanze aufzuhören, und dieſem ſelbſtgeſchaffenen Tribunale den Tanzſaal zu ſeinen Sitzungen einzuräumen. Sie berathſchlagten ſich, ohne eigentlich zu wiſſen, worüber, als einer von ihnen, Herr von Bonneville, aufſtand und ausrief: »Zu den Waffen! greift zu den Waffen!« Der größte Theil der Verſammlung zitterte vor Schrecken, andere lächelten, und ein bejahrter Mann ſtand auf und ſagte: »Jüngling! noch iſt es nicht Zeit! verſchieben wir dieſes noch um vierzehn Tage!« Bald nachher verſammelten ſie ſich wieder auf dem Rathhauſe, und blieben da, während der Revolution und nachher. Dieſer Verſammlung war die Verſchwörung nicht unbekannt: einige ihrer Mitglieder thaten alles, was von ihnen abhing, um die Verſammlung der Wahlherren in das

Digitized by Google

Intereſſe der Verſchwornen zu ziehen; aber die meiſten Mitglieder widerſezten ſich ſolchen Maaßregeln feſt und ſtandhaft.

Die Nationalverſammlung fuhr in ihren Berathſchlagungen fort, und einige ihrer Mitglieder ſuchten dem Volke, gegen die in der Nähe der Hauptſtadt verſammelten Truppen, neues Mißtrauen beizubringen, und einen neuen Aufſtand zu erregen. Mirabeau hielt in der Nationalverſammlung eine Rede, welche eines Demoſthenes, eines Cicero würdig geweſen wäre. Er verlangte, daß die Verſammlung den König bitten ſolle, dieſe Truppen zu entfernen, und auf ſeinen Vorſchlag ſchickte, am Abende des 10ten Julius, die Nationalverſammlung eine Geſandtſchaft aus ihrer Mitte an den König, um demſelben folgende Addreſſe zu überreichen, welche mit dem Feuer der wahren Beredſamkeit abgefaßt, und von Mirabeau aufgeſezt war:

Sire!

»Sie haben die Nationalverſammlung gebeten, Zutrauen zu Ihnen zu haben; und hiedurch ſind Sie dem innigſten Wunſche derſelben zuvorgekommen.»

»Wir theilen jezo Ew. Majeſtät unſere ängſtliche Beſorgniſſe mit. Wären wir ſelbſt der Gegenſtand dieſer Beſorgniß; wären wir ſchwach genug, für uns ſelbſt Etwas zu befürchten: ſo würde Ihre Güte geruhen, uns dieſe Furcht zu benehmen; und Sie würden, ſelbſt dann, wenn Sie uns einen Verweis darüber geben ſollten, daß wir Ihre Geſinnungen ſo ſehr verkennen konnten, dennoch unſere Unruhe beſänftigen; Sie würden die Urſache derſelben entfernen; Sie würden die Nationalverſammlung, wegen ihrer Lage, nicht in Ungewißheit laſſen.»

»Aber, Sire, wir flehen nicht um ihren Schutz; dieß hieße Ihre Gerechtigkeit beleidigen. Wir fürch-

ten uns zwar, aber, wir wagen es zu ſagen, der rein- ſte Patriotiſmus erzeugt dieſe Furcht: wir ſind beſorgt, wegen derjenigen, deren Stellvertreter wir ſind; wir ſind beſorgt um die öffentliche Ruhe; um die Wohl- farth eines geliebten Königs, welcher, da er den Weg zur Glückſeeligkeit uns ſelbſt gebahnt hat, wohl ver- dient, auf demſelben, ohne Schwierigkeit, fortwandeln zu können.»

»Auf Ihre Geſinnungen, Sire, auf die Empfin- dungen Ihres Gemüthes, baut Frankreich ſeine Wohl- farth. Wenn die Truppen, von allen Seiten her, ſich nähern; wenn, rund um uns her, Lager aufge- ſchlagen werden; wenn die Hauptſtadt belagert iſt; dann fragen wir uns mit Erſtaunen: Hat der König Mißtrauen in die Treue ſeines Volkes? Würde Er nicht, wenn Er ein ſolches Mißtrauen gefaßt hätte, den Kummer ſeines väterlichen Herzens uns mitge- theilt haben? Was bedeuten dann dieſe drohenden Zu- rüſtungen? Wo ſind die Feinde des Staates, wo ſind die Feinde des Königs, welche bezwungen werden müſſen? Wo ſind die Rebellen, wo ſind die Verſchwor- nen, welche unterjocht werden müſſen? .... Mit Ei- ner Stimme antwortet die Hauptſtadt, mit Einer Stimme ruft das ganze Königreich: »Wir verehren »unſern König; Wir danken dem Himmel, welcher »uns denſelben geſchenkt hat!»

»Sire, unter dem Vorwande des öffentlichen Wohls hat man Eure Majeſtät irre geführt.»

»Hätten diejenigen, welche unſerem Könige ſolche Rathſchläge gegeben haben, Zutrauen genug in ihre eigenen Grundſätze, um dieſelben uns mitzutheilen: ſo würde die Wahrheit den ſchönſten Triumph er- halten.»

»Dem Staate droht keine andere Gefahr, als die

Gefahr der ſchädlichen Grundſätze, die es wagen, den Thron ſelbſt zu belagern; die dem beſten, dem tugendhafteſten Fürſten Mißtrauen beizubringen ſuchen. Und wie fängt man es an, Sire, um Ihnen Zweifel gegen die Anhänglichkeit, gegen die Liebe Ihrer Unterthanen beizubringen? Haben Sie das Blut derſelben vergoſſen? Sind Sie grauſam? Sind Sie unerbittlich? Haben Sie Ungerechtigkeiten begangen? Schreibt das Volk ſein Unglück auf Ihre Rechnung? Nennt es Sie, als die Urſache der Plagen, von denen daſſelbe gedrückt wird? Hat man es etwan gewagt, Ihnen zu ſagen, das Volk ſey ſeines Beherrſchers müde, es wolle ſich dem Zepter der Bourbons entziehen? Nein! nein! das hat man Ihnen nicht geſagt; ſo ungereimt darf die Verläumdung nicht ſprechen; ſie ſucht die Schwärze ihrer Bosheit wenigſtens durch einige Wahrſcheinlichkeit zu übertünchen!»

»Eure Majeſtät haben vor kurzer Zeit geſehen, wie viel Dieſelben über Ihr Volk vermögen. In der unruhigen Hauptſtadt iſt die Subordination hergeſtellt worden; die durch das Volk befreiten Gefangenen haben ſich die Feſſeln ſelbſt wieder angezogen; und ein einziges Wort aus Ihrem Munde hat die öffentliche Ruhe wiederum hergeſtellt, zu deren Herſtellung vielleicht Ströme von Blut würden erforderlich geweſen ſeyn, wenn man ſich hätte der Gewalt bedienen wollen. Aber dieſes Wort war ein Wort des Friedens; es war der Ausdruck Ihres Herzens: und Ihre Unterthanen rechnen es ſich zur Ehre, demſelben niemals zu widerſtehen. Wie herrlich iſt es, auf eine ſolche Weiſe zu herrſchen! So regierten Ludwig der Neunte, Ludwig der Zwölfte, und Heinrich der Vierte: keine andere Art zu regieren iſt Ihrer würdig!«

»Wir würden Sie betrügen, Sire, wenn wir

nicht, durch die Umſtände genöthigt, hinzuſetzten: daß dieſe Art zu regieren die einzige jetzo in Frankreich mögliche iſt. Frankreich wird nicht zugeben, daß man den beßten der Könige irre führe; daß man Ihn, durch gefährliche Rathſchläge verleite, den Plan zu verlaſſen, welchen er ſelbſt Sich vorgeſetzt hat. Sie haben uns berufen, um, gemeinſchaftlich mit Ihnen, die Konſtitution zu gründen, um die Umſchaffung des Königreiches zu bewirken. Die Nationalverſammlung erklärt Ihnen hiemit feierlich, daß Ihre Wünſche ſollen erfüllt werden; daß Ihre Verſprechungen nicht vergeblich ſeyn werden; daß weder gelegte Fallſtricke, noch Schwierigkeiten, noch Schreckniſſe, den Gang ihrer Berathſchlagungen aufzuhalten, oder ihr den Muth zu rauben im Stande ſind.»

»Was bringen denn aber die Truppen für eine »Gefahr?» ſo werden unſere Feinde ſprechen.» — Was »wollen dieſe Leute mit ihren Klagen, wenn ſie ſo ganz »furchtlos ſind?»

»Die Gefahr, Sire, iſt dringend; ſie iſt allgemein; ſie iſt größer, als menſchliche Klugheit dieſelbe zu berechnen im Stande ſeyn mag. Es iſt Gefahr für die Provinzen vorhanden. Iſt das Volk erſt einmal um ſeine Freiheit beſorgt, dann läßt es ſich durch nichts mehr zurück halten. Die Entfernung vergrößert Alles; ſie übertreibt Alles; ſie verdoppelt, verbittert, vergiftet alle Beſorgniſſe. Es iſt Gefahr für die Hauptſtadt vorhanden. Denn mit welchem Unwillen wird nicht das Volk, in ſeiner Dürftigkeit, und gequält von ängſtlicher Furcht, die nothwendigſten Bedürfniſſe des Lebens ſich von drohenden Soldaten entreißen ſehen? Die Gegenwart der Truppen wird die Gemüther erhitzen und aufwiegeln, wird eine allgemeine Gährung verurſachen; und bei der er-

ſten Gewaltthätigkeit, welche, unter dem Vorwande der Polizei, verübt werden wird, kann eine ſchreckliche Reihe von Unglücksfällen ihren Anfang nehmen. Es iſt Gefahr für die Truppen vorhanden. Franzöſiſche Soldaten, nahe an dem Mittelpunkte der Berathſchlagungen, theilnehmend an den Leidenſchaften, ſo wie an dem Intereſſe des Volkes, können vergeſſen, daß ein Verſprechen ſie zu Soldaten machte, um ſich zu erinnern, daß die Natur ſie zu Menſchen geſchaffen habe. Es iſt, Sire, auch für unſere Arbeiten Gefahr vorhanden; für dieſe Arbeiten, welche unſere erſte Pflicht ſind, und welche nur dann einen guten Erfolg, eine dauerhafte Beſtändigkeit, erlangen können, wenn das Volk dieſelben für völlig ungezwungen und frei hält. Außerdem ſind leidenſchaftliche Bewegungen anſteckend; wir ſind auch Menſchen; Mißtrauen in uns ſelbſt und Furcht ſchwach zu ſcheinen, können uns über das Ziel hinaus treiben; heftige und übertriebene Rathſchläge werden, von allen Seiten, auf uns zuſtrömen: die kaltblütige Vernunft, die ruhige Weisheit, geben ihre Sprüche niemals mitten im Tumulte, in Unordnungen, und während der Auftritte, welche der Partheigeiſt veranlaßt.»

»Die Gefahr, Sire, iſt noch ſchrecklicher, und urtheilen Sie von der Größe derſelben, aus den Beſorgniſſen, welche uns zu Ihnen führen. Große Revolutionen ſind aus weit geringeren Urſachen entſtanden; und mehr als Eine Unternehmung, durch welche Völker zu Grunde gegangen ſind, hat auf eine weniger bedenkliche, eine weniger gefährlichſcheinende Art ihren Anfang genommen.»

»Glauben Sie Denjenigen nicht, welche leichtſinnig von der Nation ſprechen; welche Ihnen dieſelbe ſo vorſtellen wie es ihre Abſichten erfordern: bald als frech,

Digitized by Google

rebelliſch und aufrühriſch; bald als unterwürfig, dem Joche unterthänig, und bereit den Hals zu beugen, um ſich daſſelbe auflegen zu laſſen. Beide Schilderungen ſind höchſt ungetreu.»

»Jederzeit ſind wir bereit, Ihnen zu gehorchen, Sire, weil Sie im Namen der Geſetze gebieten. Unſere Ergebenheit iſt uneingeſchränkt, und unbegränzt. Wir ſind bereit, jedem willkührlichen Befehle derjenigen die Ihren Namen mißbrauchen, zu widerſtreben; weil Dieſe Feinde der Geſetze ſind; weil unſere Ergebenheit gegen Sie uns dieſen Widerſtand gebietet; und wir werden uns jederzeit es zur Ehre rechnen, die Vorwürfe zu verdienen, welche unſere Standhaftigkeit uns zuziehen mögte.»

»Sire, wir beſchwören Sie, im Namen des Vaterlandes, im Namen Ihres eigenen Wohls und ihrer Ehre, daß Sie die Soldaten dahin zurück ſenden, woher Ihre Rathgeber dieſelben haben kommen laſſen; ſenden Sie dieſe Kanonen nach den Gränzen des Reiches zurück; ſenden Sie, vor allen Dingen, die fremden Truppen zurück, welche wir bezahlen, um unſere Wohnungen zu vertheidigen, nicht um dieſelben zu beunruhigen. Eure Majeſtät bedarf derſelben nicht. O! warum ſollte ein, von fünf und zwanzig Millionen Frankreichern angebeteter Monarch, mit großen Koſten, einige tauſend Fremde um ſeinen Thron herum verſammeln?»

»Sire, laſſen Sie Sich, mitten unter ihren Kindern, von der Liebe derſelben bewachen. Die Abgeſandten der Nation ſind berufen, gemeinſchaftlich mit Ihnen, die erhabenen Rechte des Königs, auf die unerſchütterliche Grundlage der Freiheit des Volkes zu gründen. Aber, wenn dieſelben ihre Pflicht erfüllen; wenn ſie ihrer Vernunft, ihren Geſinnungen fol-

gen: wollten Sie dann dieſelben dem Verdachte aus⸗ſetzen, als hätte Furcht ſie geleitet? O! das Anſehen, welches Ihnen die Herzen übertragen, iſt das einzige wahre, das einzige unerſchütterliche Anſehen; es iſt die gerechte Vergeltung für Ihre Wohlthaten, und das unſterbliche Erbtheil derjenigen Fürſten, deren Vorbild Sie ſeyn werden.»

Wenn man ſich die Mühe nehmen will, die vor⸗ſtehende Addreſſe mit derjenigen Addreſſe zu verglei⸗chen, welche, während des bürgerlichen Krieges in England, Karl dem Erſten übergeben worden iſt; ſo wird man finden, daß beide mit einander die größte Aehnlichkeit haben: oder vielmehr, daß Mirabeau ſei⸗ne Addreſſe nach der engländiſchen (welche in der Ge⸗ſchichte der Madame Macaulay abgedruckt iſt) ko⸗pirt habe. Mirabeau wünſchte, in Frankreich die Rolle eines Cromwells, in der Folge, ſpielen zu kön⸗nen, und dieſer Wunſch war bei ihm ſo lebhaft, daß er denſelben zuweilen laut werden ließ. In einer Ge⸗ſellſchaft, in welcher Mirabeau ſich befand, machte eine Dame die Bemerkung: daß die von ihm aufge⸗ſetzte Addreſſe an den König, von der engländiſchen Addreſſe kopirt zu ſeyn ſcheine. »Wohlan! Madame» rief Mirabeau aus »hat nicht Cromwell den Namen »ſeiner Familie unſterblich gemacht?» a)

Ueberhaupt verrieth Mirabeau ſehr oft ſeine Pla⸗ne, durch eine unzeitige Schwazhaftigkeit. Einſt be⸗fand er ſich, zu Verſailles, in Geſellſchaft der Herren du Roveroy, Duport, Mounier und Bergaſſe. Er wollte Mounier und Bergaſſe, zwei vortreffliche Männer, für ſeine Parthei gewinnen, oder wenigſtens ſie ausforſchen. Er ſagte daher: »Meine Herren!

---

a) *Mounier* appel. p. 291.

»Geſtern traf ich den Herzog von Orleans an, und da »ſagte ich zu ihm: Monſeigneur! Sie können nicht »leugnen, daß es möglich iſt, daß wir bald Ludwig »den Siebzehnten, ſtatt Ludwig des Sechszehnten, ha»ben werden, oder, wenn auch dieſes nicht geſchehen »ſollte: ſo würden Sie doch wenigſtens Statthalter »des Königreichs werden. Der Herzog von Orleans, »meine Herren, hat mir hierauf recht artige Dinge er»wiedert.» a) Mounier und Bergaſſe antworteten auf dieſe Rede nicht, aber als, einige Zeit nachher, die Antwort des Königs, auf die Addreſſe, in welcher die Verſammlung den König um Entfernung der Truppen bat, in der Verſammlung abgeleſen wurde, ſuchte Mirabeau die Mitglieder gegen den König aufzuhetzen, wie ſogleich erzählt werden ſoll. Mounier hingegen, jener ſchrecklichen Worte eingedenk, wandte alles an, um die Gemüther zu beſänftigen. Mounier gieng aus der Verſammlung heraus, Mirabeau folgte ihm nach, und ſuchte ihn zu bewegen auf ſeine Seite zu treten. Mounier blieb feſt, und ſtellte die Gefahr vor, welche dem Staate drohe, da ein ehrgeiziger Prinz vom Geblüte Pasquille und Geld unter die Soldaten austheilen laſſe, um die Truppen zum Abfall zu bewegen, und er vielleicht die Abſicht habe, ſich an die Spitze der Armee zu ſtellen, und ſich des Thrones zu bemächtigen. Mirabeau antwortete: »Wie können Sie doch ſo einfältig ſeyn! ich habe eben ſo viel

---

a) Messieurs, j'ai rencontré hier M. le Duc d'Orleans, à qui j'ai dit: Monseigneur, vous ne pouvez pas nier que nous ne puissions avoir bientôt Louis XVII, au lieu de Louis XVI: et si cela n'étoit pas ainsi, vous seriez au moins Lieutenant Général du Royaume. Le Duc d'Orleans m'a repondu, Messieurs, des choses fort aimables.
Mounier appel. p. 12. Témoin 4.

»Anhänglichkeit an den Königstitel als Sie; aber was »liegt uns daran, ob es Ludwig der Siebzehnte oder Ludwig der Sechszehnte ſey; und wozu brauchen wir dann, daß uns ein Kind regiere!» a) Mounier ſtellte ihm vor, wie groß das Verbrechen ſeyn würde, irgend einen Schritt zu thun, der dahin abzwecken könnte, die Thronfolge zu verändern. Er ſtellte ihm ferner vor; daß eine ſolche Veränderung der Linie die ſchrecklichſten Folgen, und unfehlbar einen bürgerlichen Krieg nach ſich ziehen würde. Mirabeau erwiederte: »Aber wiſſen Sie, daß die Art, wie man die Mitglie»der des Bürgerſtandes, vor der Sitzung des 23. Ju»nius, von ihrem Verſammlungshauſe weggetrieben »hat, eine ſehr ſträfliche Handlung iſt, und daß dieſes »ein ſchöner Vorwand zu einem Manifeſt ſeyn würde.« b) Mounier verſetzte: Jene Handlung ſey allerdings ſehr unüberlegt geweſen, aber, wenn er einen Menſchen kennte, von welchem er vermuthen könnte, daß er die Abſicht habe, ſich der Zeitumſtände zu bedienen, um ſich des Thrones zu bemächtigen: ſo würde er, ſobald nur der geringſte Anſchein vorhanden wäre, daß dieſer Plan gelingen könnte, es für Pflicht halten, einem ſolchen Manne ſelbſt den Dolch ins

---

a) Mais, bon homme que vous êtes! je suis auſſi attaché que vous à la Royauté: mais qu'importe que nous ayons Louis XVII au lieu de Louis XVI, et qu'avons nous beſoin d'un bambin pour nous gouverner?

b) Mais ſavez vous, que la maniére, dont les membres des Communes ont été repouſsés du lieu de leurs ſéances, avant la déclaration du 23 Juin, étoit un acte bien coupable; et qu'il y auroit là un beau prétexte pour un Manifeſte.

Mounier appel. p. 13.

Herz zu ſtoßen. a) Mirabeau erſchrak, und änderte ſogleich den Gegenſtand des Geſpräches.

Den Mitgliedern der Verſammlung, welche die Addreſſe an den Monarchen überbracht hatten, antwortete der König: »Die ſchändlichen Auftritte, welche »in Paris und in Verſailles, unter meinen Augen und »unter den Augen der Reichsſtände vorgefallen ſind, »ſetzen mich in die Nothwendigkeit, von den Mitteln, »die in meiner Macht ſtehen, Gebrauch zu machen, »um die Ruhe in der Hauptſtadt und ihrer Nachbar»ſchaft zu erhalten. Eine meiner erſten Pflichten be»ſteht darin, über die öffentliche Sicherheit zu wachen. »Aus dieſen Gründen habe ich die Truppen um Paris »verſammelt. Sie können den Reichsſtänden verſichern, »daß dieſe Truppen nur beſtimmt ſind, um neue Unord»nungen zu verhüten, die Ausübung der Geſetze und die »öffentliche Ruhe zu erhalten, und die Freiheit Ihrer »Berathſchlagungen zu verſichern und zu beſchützen.« Als dieſe Antwort des Königs nach der Nationalverſammlung zurückgebracht wurde, ſchienen alle Mitglieder mit derſelben vollkommen zufrieden. Der Herzog von Crillon ſtand auf und ſagte; »Erfüllen wir »nun unſere Pflicht gegen den König, indem wir ihm »zeigen, daß wir in ihn völliges Zutrauen ſetzen.« Alle ſtimmten ein, nur Mirabeau nicht: »Unſtreitig,« ſagte er, »verdient das gegebene Wort des Königs un»ſer volles Zutrauen, aber dieſes Wort iſt doch eine »unbedeutende Bürgſchaft, für die Aufführung des

a) Enfin, que ſi je connoiſſois un homme, qui eut le deſſein de profiter des circonſtances, pour s'emparer du trône, et que je puiſſe entrevoir une probabilité de ſuccès, je me ferois un devoir de le poignarder.

Mounier appel p. 14.

Digitized by Google

»Miniſteriums, das den König ohne Aufhören betro=
»gen hat. Ein ſo unbedingtes Zutrauen, womit man
»ſich jetzt ſogar wie mit einer Tugend ziert, iſt von je=
»her der herrſchende Fehler der Nation geweſen. Un=
»ſere blinde und veränderliche Unbeſonnenheit hat uns
»von Jahrhundert zu Jahrhundert begleitet, und von
»einem Fehler zum andern, bis zu der Kriſe geführt,
»welche nun endlich unſere Augen öfnen ſollte, wenn
»wir uns nicht vorgenommen haben, immer rebelliſche
»und immer ſklaviſche Kinder zu bleiben.» a) Er en=
digte ſeine Rede mit dem Vorſchlage, auf der Entfer=
nung der Truppen zu beſtehen, und nicht zu ruhen,
bis dieſelben entfernt ſeyn würden. Aber das
Zutrauen, in den bekannten Karakter des Mo=
narchen, war bei der Verſammlung ſo groß, daß ſie
dieſen Vorſchlag nicht einmal einer Unterſuchung wür=
digte.

Am 11. Julius ſchlug La Fayette eine Ausein=
anderſetzung und Bekanntmachung der angebornen
Rechte des Menſchen und des Bürgers vor. Son=
derbar! daß dieſe metaphyſiſche Idee zuerſt von einem
Offizir vorgeſchlagen wurde. Aber ſie war nicht bei
ihm entſtanden, ſondern er hatte dieſelbe mit aus
Amerika gebracht. Das Projekt, welches er vorlegte,
wurde ſehr gebilligt, und Lally=Tolendal, der ſelten
lobte, und nie ſchmeichelte, machte dem Urheber des
Pro=

---

a) Cette confiance illimitée, dont on se targue comme d'une vertu, a toujours été le vice de la nation. Nôtre aveugle et mobile inconsidération nous ont conduits, de siècle en siècle, et de fautes en fautes, à la crise qui doit enfin dessiller nos yeux, à moins que nous n'ayons résolu d'être des enfants toujours mutins, et toujours esclaves.

Projekts das feine Kompliment: »er ſpreche von der »Freiheit auf eben die Weiſe, wie er dieſelbe vertheidigt habe.« Deſſen ungeachtet billigte Lally-Tolendal den Vorſchlag, eine Konſtitution auf abſtrakte methaphyſiſche Grundſätze zu gründen, und mit metaphiſiſchen Diskuſſionen Zeit zu verlieren, gar nicht. Es »iſt ein ungeheurer Unterſchied,« ſagte er, »zwiſchen »einem erſt entſtehenden Volke, welches ſich eine Re»gierungsform wählt, oder ſie verändern will, und ei»nem alten Volke, welches ſich verſammelt, um eine »Monarchie ferner fortdauren zu machen, die bei ihm »ſchon gegen 1400 Jahre exiſtirt hat, und ſchon ſeit »acht Jahrhunderten derſelben Linie, die jetzo auf »auf dem Throne ſitzt, unterworfen geweſen iſt. Das »Volk leidet. Es verlangt thätige Hülfe, nicht ab»ſtrakte Definitionen. Laſſen Sie uns das vortref»liche Projekt, welches man uns anbietet, bis auf ei»ne andere Zeit verſchieben. Unſtreitig müſſen wir uns »an das Naturrecht halten; denn dieſes iſt von allen »Rechten das älteſte. Aber laſſen Sie uns ſo ſchnell als »möglich die Kette der Zwiſchenſätze durchlaufen, und wie»der zum poſitiven Rechte der Monarchie herabſteigen; »denn auf dieſe muß das Glück Aller ſich gründen.«

Am 11. Julius erhielt Necker Befehl, das Könignigreich zu verlaſſen, und die bisherigen Miniſter, Montmorin, de la Luzerne, und St. Prieſt, erhielten ihren Abſchied. Dieß war ein Zeitpunkt, wie ihn die Verſchwornen ſchon lange gewünſcht und erwartet hatten; ein unverzeihlicher Fehler der Regierung, der zugleich gefährliche Plane und Abſichten verrieth. Denn hätte man nicht Gewaltthätigkeiten vorzunehmen beſchloſſen, ſo wäre Necker nicht verwieſen worden; aber von ihm war es bekannt, daß er ſich im Staatsrathe allen gewaltſamen Mitteln von

jeher ſtandhaft widerſetzt hatte. Die Verweiſung Neckers, in einem ſo kritiſchen Zeitpunkte, brachte alle Partheien auf, und kam den Verräthern des Vaterlandes recht erwünſcht. »Denn nun hatten ſie einen Vorwand, um ihre Plane auszuführen, und denſelbigen noch überdieß den Anſtrich von rechtmäßigem »Widerſtande zu geben. Nicht nur in der Hauptſtadt, »ſondern im ganzen Königreiche, brachen jetzt, beinahe auf Einen Tag, die verabredeten Verſchwörungen »aus. Durch dieſen unbeſonnenen Schritt fiel alles, »was in der Folge geſchah, auf die Regierung zurück. »Zu den Verſchwornen geſellten ſich nun die Schwindelköpfe, deren jene ſich ſo gut zu bedienen gewußt »haben, und die vielleicht noch gefährlicher ſind, als »die Böſewichter ſelbſt, weil ſie alles, was ſie träumen, für wahr halten; und weil ſie Märtyrer der »Verläumdung werden würden, wenn man ſie nur »dabei überredete, daß ſie Märtyrer der Wahrheit »ſeyen. Nunmehr fingen auch die guten und rechtſchaffenen Bürger, ſogar die gemäßigten, an zu fürchten, und ſie hatten nunmehr auch Urſache dazu. Sie »ſetzten ſich in Vertheidigungsſtand, und dieß war »nicht nur zu entſchuldigen, ſondern es gereichte ihnen »ſogar zur Ehre.« a) Wahrſcheinlich war der Plan der Miniſter: die Truppen gegen Verſailles anrücken zu laſſen, alle Gemeinſchaft zwiſchen Paris und Verſailles aufzuheben, von der Nationalverſammlung zu verlangen, daß ſie ſich in ein Oberhaus und in ein Unterhaus trennen ſolle, oder, wenn ſie ſich deſſen weigerte, ſie ſogleich aufzuheben, und auseinander gehen zu machen.

So ſtellte man aber den leichtgläubigen und furcht-

---

a) *Mémoires de Lally-Tolendal, p.* 62.

ſamen Einwohnern von Paris die Sache nicht vor. Man gab vor und machte bekannt, es ſey auf Paris abgeſehen; die Stadt würde belagert; ausgehungert; mit glühenden Kugeln und Bomben beſchoſſen; zum Theil in die Luft geſprengt, zum Theil verbrannt; und mit dem Säbel in der Hand eingenommen werden. Dieſe Gerüchte wirkten mächtig auf das Volk, ſo unſinnig ſie auch waren. Und unſinnig waren ſie gewiß: denn Paris enthielt ja alles, was dem Könige, den Miniſtern, den Offiziren und Soldaten am liebſten und am theuerſten war; es enthielt ihre Freunde, ihre Verwandten, ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Häuſer und ihre Reichthümer. Wie thöricht iſt nicht der Gedanke: Ludwig der Sechszehnte habe den Plan gehabt, ſeinen Thron auf einem Schutthaufen zu errichten! Deſſen ungeachtet glauben die Pariſer, auch jezo noch, daß ein ſolcher Plan wirklich vorhanden geweſen ſey.

Nach der Abreiſe des Herrn Neckers nahm die Gährung zu Paris auf einen fürchterlichen Grad zu. Die Erwartung war geſpannt, und die Köpfe waren erhitzt. Dieſe wurden es noch mehr, durch die Zuſammenkünfte im Palais Royal, wo alle Abende, von vier bis zwölf Uhr, mehrere Redner das Volk aufwiegelten. Dieſe Redner ſprachen theils freiwillig, aus Eitelkeit, um unter dem Volke eine Rolle zu ſpielen, theils waren ſie von den Verſchwornen abgeſchickt und bezahlt. Die Reden dieſer Freiheitsprediger enthielten immer überſpannte, oft vermeſſene Grundſätze und Vorſchläge, aber nicht ſelten auch gründliches Raiſonnement und feine Bemerkungen. Gemäßigte, ruhige Bürger, ſtanden nicht auf dem Rednerſtuhle, aber ſie hörten aufmerkſam, und klatſchten dem Redner, wenn er gut ſprach, Beifall zu. Sie billigten zwar nicht

Digitized by Google

die Unbeſonnenheit Derjenigen, die das Volk aufwiegelten, aber ſie erwarteten doch im Ganzen eine gute Wirkung davon, daß dem Volke für bürgerliche und politiſche Freiheit Intereſſe beigebracht, und daß demſelben die Mißbräuche der bisherigen Regierung recht anſchaulich gemacht, und im ſtärkſten Lichte dargeſtellt würden. Doch waren die meiſten dieſer Redner darin einig, daß ſie das Volk vermahnten, es möchte den Herzog von Orleans zum Statthalter, oder zum Protektor, ausrufen.

Sonntags, am 12ten Julius, gegen Mittag, verbreitete ſich in Paris das Gerücht: Necker ſey verreiſt; und ein allgemeiner Schrecken war die Folge dieſer Nachricht. Die erſten, welche dieſelbe nach dem Palais Royal brachten, wurden als übelgeſinnte Lügner gemißhandelt: aber bald genug erfuhr man die Wahrheit dieſer traurigen Begebenheit.

Zwiſchen vier und fünf Uhr des Abends, verſammelte ſich eine unglaubliche Menge von Menſchen im Palais Royal; die ſchon angefangenen Schauſpiele mußten aufhören; und die Schauſpielhäuſer wurden zugeſchloſſen. Der verſammelte Pöbel zog, vom Palais Royal aus, in der Stadt herum; trug die Büſte Neckers, und das Bruſtbild des Herzogs von Orleans im Triumphe durch alle Straßen; und ein unzählbarer Haufe folgte dieſen Büſten nach. Dabei wurde ausgerufen: »Hoch lebe unſer König von Orleans, und Herr Necker, ſein Miniſter!« Auf dem Vendomeplatze ſuchte eine Kompagnie Kavallerie vergeblich, dieſen Haufen zu zerſtreuen. Der Prinz von Lambeſc befand ſich damals mit dem Kavallerieregimente, deſſen Oberſter er war, auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten. Der Pöbel warf mit Steinen nach ihm. Um dieſen Haufen zu zerſtreuen,

Digitized by Google

rückte er mit ſeiner Kompagnie gegen die Thuillerien an. Er ſprengte nicht herein, wie man erzählt hat; das Vorrücken der Kavallerie geſchah ſo langſam, und ſo ruhig, daß er bey dem Eingange der Thuillerien Halt machen ließ, um einer Frau, welche ein Kind an der Hand führte, und nicht ſchnell genug entfliehen konnte, Zeit zu geben, ſich zu entfernen. Sobald er in den Thuillerien war, befahl er dem Pöbel, ſich zu zerſtreuen. Der Pöbel kehrte ſich nicht an den Befehl. Die Truppen rückten daher allmälig vor, und obgleich Steine und Schimpfwörter von allen Seiten zuflogen, wurde dennoch weder von den Piſtolen noch von den Säbeln Gebrauch gemacht. Bei dem weiteren Vorrükken fand ſich ein großer Haufe auf einander gethürmter Stühle, die auseinander geworfen werden mußten. Auch dieß geſchah ganz ruhig, ohne daß ein einziger Menſch dabei verwundet worden wäre. Nun flogen von den Terraſſen Stühle, Steine, zerbrochene Gläſer und Bouteillen auf die Dragoner; es wurde ſogar einigemal auf ſie geſchoſſen, aber zum Glücke trafen die Schüſſe nicht. Indeſſen bemerkte der Prinz, daß die Soldaten nicht geſonnen ſchienen, eine ſolche Behandlung länger zu ertragen: da er aber ausdrücklichen Befehl hatte, keine Gewalt zu gebrauchen, ſo befahl er den Rückzug. Der Pöbel, durch dieſen Sieg noch mehr anfgemuntert und angefeuert, kannte nunmehr weiter keine Gränzen. Alles lief nach der Drehbrücke zu, um ihm den Rückweg abzuſchneiden und denſelben unmöglich zu machen. Jetzt erſt befahl Lambesc, um den Pöbel zu ſchrecken, während des Rückzuges, ſeinen Dragonern, einige Piſtolenſchüſſe in die Luft zu thun. Das Volk hielt dieſes für einen neuen Sieg, lachte, und wurde dadurch nur deſto dreiſter. Als Lambesc an die Brücke kam, ſah er einen Mann, wel-

Digitized by Google

cher vor allen übrigen am eifrigſten damit beſchäftigt war, die Brücke zuzuſchließen. Der Prinz ſelbſt gab ihm mit ſeinem Säbel einen Hieb in den Arm. a) Der Mann fiel nieder, er war aber nur ſo leicht verwundet, daß er noch denſelben Abend im Palais Royal erſchien. Dieſes ſind die getreuen und wahren Umſtände der Begebenheit, welche man zu Paris ſo ſehr vergrößert hat. Daß ſie ſich wirklich ſo verhält, wie dieſelbe hier erzählt worden iſt, dafür bürgen nicht nur die vielen, gerichtlich, zu Paris, verhörten Augenzeugen, welche alle in ihrem Zeugniſſe einſtimmig ſind; ſondern noch außerdem der bekannte, menſchenfreundliche Karakter des Prinzen Lambesc, welcher, zu Valenciennes, wo er lebte, bis zum 12ten Julius, ein Liebling des Volks geweſen war. Vorwürfe verdient er allerdings; aber Vorwürfe von Schwäche, von allzugroßer Gelindigkeit, in einem kritiſchen Zeitpunkte; wodurch er verurſachte, daß die Soldaten bei dem Volke alles Anſehen verloren, und von nun an, wo ſie ſich nur zeigten, verſpottet und verlacht wurden. Soll denn ein Soldat auf denjenigen, der auf ihn ſchießt, nicht wiederum zurückſchießen dürfen, ſondern nur, um jenen zu ſchrecken, ſein Gewehr in die Luft abfeuren? Zu einem ſolchen Verhalten konnte der Prinz doch unmöglich Befehl von ſeinem Oberoffizir erhalten haben; oder wenn er einen ſolchen Befehl erhalten hat, ſo iſt der Oberoffizir ſtrafbar, weil er die Ehre des Militairs, auf eine ſo unüberlegte Weiſe, in Gefahr geſetzt hat. Der Prinz ſelbſt ſagt: »ich befahl einigen Dragonern, auf die ich mich verlaſſen »konnte, Piſtolenſchüſſe in die Luft zu thun, um dem

a) Précis justificatif de Charles-Eugène Prince de Lambesc. pag. 7.

Digitized by Google

»Haufen auf den Terraſſen Furcht einzujagen. Ich »eilte nach der Brücke, und ſah mich in demſelbigen »Augenblicke genöthigt, einem von denen, die am ei»frigſten damit beſchäftigt waren, die Brücke zuzu»ſchließen, mit meinem Säbel einen Streich zu ver»ſetzen. Er entfernte ſich eilfertig, und er war ſo »leicht verwundet, daß er noch an demſelbigen Abende »im Palais Royal ſich zeigte, und auch ſeither in ei»ner Zeitung ſelbſt bekannt gemacht hat, wie unbedeu»tend dieſe Wunde geweſen ſey. Dieſes iſt die That»ſache, welche die Verläumdung als eine Mordthat »gegen einen Bürger, der, wie man ſagt, ruhig ſpa»zieren ging, vorgeſtellt hat. Außer dieſem Manne »habe ich Niemand weder berührt noch verwundet.« Nun höre man, wie eben dieſe Geſchichte von einem Pariſer Schriftſteller erzählt wird, und zwar von dem mäßigſten unter allen. a) »Lambesc hatte die Frech»heit, mit ſeinem Haufen über die Drehbrücke zu »ſprengen, und, mit bewaffneter Hand, in einen öf»fentlichen Garten einzudringen, wo eben damals ei»ne unglaubliche Menge Bürger, von jedem Range, »Alter und Geſchlecht, das Vergnügen des Spazie»rengehens genoſſen. Als er an den Eingang der »großen Allee kam, durfte er es wagen, ſeinen Sol»daten zu befehlen, auf das Volk, ohne Unterſchied »der Perſonen, zu ſchießen. Die Barbaren befolgten »dieſen, eines Kaligula würdigen Befehl; und er »ſelbſt, der mit verhängtem Zügel davon ſprengte, »war, wie man ſagt, unmenſchlich genug, um mit »einem Säbelſtreiche einem armen Greiſe, welchen er »zufälligerweiſe auf ſeinem Wege fand, und welcher »ihn auf den Knien um Gnade bat, den Kopf zu »ſpalten.«

a) Histoire de France pendant trois mois. p. 27.

Digitized by Google

Am Abende deſſelbigen Tages entſtanden noch verſchiedene kleine Scharmützel, zwiſchen dem Pöbel und den Dragonern, in welchen der Pöbel beinahe immer die Oberhand behielt. Die auf Stangen herumgetragenen wächſernen Bruſtbilder hatten indeſſen die Einbildungskraft des Pöbels geſtimmt, indem man demſelben, auf eine ſinnliche Weiſe, zeigte, was künftig mit den Köpfen der auf den Proſkriptionsliſten ſtehenden Perſonen anzufangen ſey; denn die bleichen Bruſtbilder, von weißem Wachſe, ſahen, in der Dämmerung, abgeſchlagenen Köpfen außerordentlich ähnlich.

Im Palais Royal ſtand ein junger Mann, der Advokat **Desmoulins**, im Garten auf einem Tiſche; ſprach lange und heftig zu dem verſammelten Volke; und nachdem er ſeine Rede geendigt hatte, zog er ſchnell den Degen, welchen er an ſeiner Seite trug, aus der Scheide, that einige Stiche in die Luft, und ſchrie dabei aus allen Kräften: »Zu den Waffen! zu den Waffen!« Das umſtehende Volk, welches ihm zuhörte und zuſah, wiederholte ſein Geſchrei, und der Lärm ward unbeſchreiblich groß. Dann ſteckte der Redner ſeinen Degen wieder ein, und zog aus der Taſche eine Piſtole, welche er dem Volke zeigte, und eine grüne Kokarde, die er auf ſeinen Hut ſetzte. In demſelbigen Augenblicke riſſen einige tauſend Menſchen die grünen Blätter von den Bäumen, und beveſtigten dieſelben an ihre Hüte, ſtatt der Kokarden. Jedermann bewaffnete ſich, und noch an demſelbigen Abende wurden die Häuſer und Werkſtätten aller Waffenſchiede geplündert. Aufruhr und Gährung wurden allgemein. Jedermann ſprach von Deſpotismus und von Unterdrückung; jedermann fürchtete, ohne zu wiſſen, was es eigentlich war, das er fürchtete; aber niemand fürchtete mehr und ward lauter, als der nie-

Digitized by Google

drigſte Theil des Volkes, der Pöbel; derjenige Theil, welcher gar nichts zu befürchten hatte, weil er unmöglich unglücklicher werden konnte, als er es wirklich ſchon war. Es iſt eine ſehr wahre und ſehr feine Bemerkung, die auch ſchon Montesquieu gemacht hat, daß niemand mehr das Unglück fürchtet, als die allerarmſeligſte und elendeſte Menſchenklaſſe, die auch bei dem größten Unglücke, welches das gemeine Weſen betreffen könnte, nichts zu verlieren haben würde. a) Die Lazzaronis zu Neapel, funfzig tauſend Menſchen, welche von Kräutern leben, in halb zerriſſene Mäntel von grober Leinewand gekleidet ſind, und des Nachts unter freiem Himmel ſchlafen; dieſe unglücklichen Menſchen, die unglücklichſten auf der Erde, werden niedergeſchlagen und zittern vor Furcht, wenn auch nur der kleinſte Rauch aus dem Veſuv aufſteigt: ſie ſind thöricht genug zu glauben, daß ſie unglücklich werden könnten.

Während der Lärm und Tumult, unter dem im Palais Royal verſammelten Volke, am größten war, kam der Herzog von Orleans von einer Spazierfarth zurück. Das Volk umringte ſeinen Wagen, und flehte ihn um Hülfe und um Beiſtand an. Der Herzog ſtieg aus dem Wagen, und, ſtatt die erbitterten Gemüther zu beſänftigen und zu beruhigen, rief dem, ſich auf ihn zudrängenden Volke zu: »Es gibt nur Ein »Mittel, meine Kinder! bewaffnet Euch!« b)

---

a) Il n'y a point de gens, qui craignent si fort le malheur, que ceux que la misère de leur condition pourroit rassurer, et qui devroient dire, avec Andromaque: *Plût à Dieu, que je craignisse!*

MONTESQUIEU grandeur et décadence. chap. 14.

b) Il n'y a qu'un moyen, mes enfans, c'est de prendrel es armes. *Procédure criminelle du Châtelet.* Témoin. 5.

Indeſſen hatten ſich gegen Abend die Pariſer Wahlherren auf dem Rathhauſe verſammelt. Sie fanden den großen Saal dieſes Hauſes mit einer unzählbaren Menge Menſchen, von allerlei Rang und Stande, ganz angefüllt. Sie ſuchten die Gährung, welche unter dem Volke herrſchte, zu ſtillen, und es gelang ihnen, wenigſtens in ſoferne, daß die Zuſchauer ſich nicht erlaubten, durch die Schranken zu brechen, welche die Wahlherren von ihnen abſonderten. Der Wärter des Rathhauſes erſchien in dem Saale, und bat ſich, zitternd, von den verſammelten Wahlherren Befehle aus, über das, was er thun ſollte. Nun entſtand ein allgemeines Geſchrei: »Gebt uns »Waffen! Gebt uns Waffen! Laßt die Sturmglocken »läuten! Die Sturmglocken! Die Sturmglocken!« Von acht Uhr des Abends an blieb den verſammelten Wahlherren gar keine Zeit mehr zu Berathſchlagungen übrig; denn es kam eine Botſchaft nach der andern an dieſelben; und kaum war der Eindruck der einen Botſchaft vorbei, als ſchon eine noch unerwartetere aufs neue die Seele erſchütterte. Gegen acht Uhr des Abends kam die Patrouille der Polizeiwache, um auf dem Greveplatze, vor dem Rathhauſe, die gewöhnlichen Poſten zu beſetzen. Dieſe Patrouille fand den Platz ganz voll von Menſchen; und da ſie einen Verſuch machte, die Menge zu zerſtreuen, ſo wurde ſie von den Bürgern angefallen und ihrer Waffen beraubt; und gleich hernach entſtand unter dem Haufen ein fürchterliches Geſchrei: »Waffen! Waffen! Gebt uns »Waffen! Gebt uns ſogleich Waffen, oder wir legen »Feuer an das Rathhaus!« Der ganze Haufe wiederholte dieſes Geſchrei, und es pflanzte ſich ſogar bis in den Saal des Rathhauſes ſelbſt fort. Die Gährung nahm zu; der Haufe drang vor, die

Schranken, welche den Magiſtrat von den Zuſchauern trennten, wurden über den Haufen geworfen; und die Wahlherren wurden, gegen das Ende des Saales, zuſammengepreßt. Man bat ſie nicht länger; ſondern man forderte: ſie möchten Befehl geben, daß ſich die Bürger bewaffnen ſollten, um die der Stadt drohende Gefahr abzuwenden. Nun kamen Nachrichten an, welche die Größe dieſer Gefahr ſchilderten. Einer ſagte, das Volk habe, nachdem es erfahren, daß Necker verwieſen ſey, die Büſten des Herzogs von Orleans und des verwieſenen Miniſters, im Triumphe in der Stadt herumgetragen, und dabei ausgerufen: »Hoch lebe unſer König von Orleans und ſein Mi»niſter!» Ein anderer ſagte: auf Befehl des Pöbels ſeyen, wie bei einer tiefen Trauer, die Schauſpielhäuſer zugeſchloſſen, und die Schauſpieler nach Hauſe geſchickt worden. Ein anderer kündigte an, daß ſich ein großer Haufe unbekannter Menſchen aus dem niedrigſten Pöbel, drohend und bewaffnet, in alle Theile der Stadt zerſtreuet habe. Ein anderer ſagte: vier Kanonen und ein Dragonerregiment haben ſich, bei den eliſäiſchen Feldern, in Schlachtordnung geſtellt, und ein Soldat der franzöſiſchen Garde, welcher bei dieſem Regimente vorbeigieng, ſey durch einen Piſtolenſchuß getödtet worden. Noch einer: der Prinz Lambesc habe, mit ſeinem Regimente, die Thuillerien eingenommen, ſey dem, vor ihm fliehenden Haufen der Greiſe, der Weiber und der Kinder nachgeſprengt, und habe, mit eigener Hand, einen, vor ihm hergehenden alten Mann, niedergehauen; ein anderer Mann ſey von den Pferden zertreten worden; ganz Paris ſey im Aufruhr; Furcht und Schrecken verbreite ſich überall; jeder verſchanze ſich in ſeinem Hauſe; jeder halte ſich zur Vertheidigung ſeines Eigenthums bereit. Der

Digitized by Google

Stadt Paris ſtand, wie ein anderer behauptete, eine Belagerung von außen, und in ihrem Innern alle die unzählbaren Schrecken eines Bürgerkrieges bevor; das Regiment Royal Dragons ſtehe, ſo hieß es, ſchon in der Stadt; das Regiment Royal Allemand kampire in der Nähe; Royal-Cravatte ſtehe auf der andern Seite, bei Charenton; die Schweizerregimenter Reinach, Salis-Samada und Diesbach kampiren zwiſchen Paris und Verſailles; die Regimenter Provence, Vintimille, Bouillon und Naſſau ſeyen im Anmarſch; von einer andern Seite kommen die Huſarenregimenter Lauzun und Bercheny; und außer dieſen ziehe noch das Artillerieregiment de la Serre gegen die Stadt an.

Kaum waren dieſe ſchrecklichen Nachrichten angekommen, als aufs neue, auf dem Greveplatze, der ungeheure Hauſe ausrief: »Waffen! Waffen! Legt »Feuer an das Rathhaus! Legt Feuer an das Rath»haus!« Die Wahlherren, furchtſam und erſchrocken, befahlen dem Wärter des Rathhauſes, er möchte die Waffen, welche ſich auf dem Rathhauſe befänden, unter das Volk austheilen. Kaum war dieſer Befehl gegeben, als ſchon der ungeduldige Hauſe in das Rathhaus hineinſtürzte, alle Zimmer durchſuchte, und endlich den Waffenſaal fand. Hier wurden nun die Thüren eingeſprengt, und die Waffen weggenommen. Wenige Augenblicke nachher ſtellte ſich ein Kerl, im bloßen Hemde, nackt an den Beinen und ohne Schuhe, mit geſchulterter Flinte, an den Poſten des Soldaten, welchen der Pöbel entwaffnet hatte, vor die Thüre des Verſammlungsſaals der Wahlherren. In dem Saale ſelbſt dauerte der Lärm noch fort. Hundert Stimmen riefen: »Die Sturmglocken! Waffen! Waf-

Digitized by Google

»ſen! Verſammelt die Diſtrikte!» Endlich, gegen eilf Uhr des Abends, ward es etwas ruhiger, und da faßten die Wahlherren den Beſchluß: ſogleich die Diſtrikte von ganz Paris zu verſammeln, und die Ruhe wiederum herzuſtellen.

In der Nacht vom zwölften auf den dreizehnten Julius nahmen die Unruhen zu. Ein Haufen beſoldeter Böſewichter ging nach dem Kloſter zu St. Lazare, ſchlug die Thüren ein, und erlaubte ſich die unmenſchlichſten Schandthaten. Man bot ihnen Geld an, als ſie zuerſt erſchienen; aber ſie ſchlugen es aus; ſie wollten es lieber ſtehlen, als empfangen. Sie ſprengten die Kellerthüren ein; ſie plünderten alle Zimmer; ſie warfen, was ſie nicht mitnehmen konnten, zum Fenſter hinaus; ſie zerſchlugen die phyſikaliſchen Inſtrumente, und zerriſſen die Bücher in der Bibliothek. In dem angränzenden Tollhauſe ließen ſie die Narren und die Raſenden los. Alles, was ihnen vorkam, ſchlugen und ſtießen ſie nieder. Ein ehrwürdiger Greis, in grauen Haaren, gebückt unter der Laſt der Jahre, und durch die Mühſeligkeiten des Kloſterlebens abgezehrt, fiel auf ſeine zitternden Knie nieder, und bat die Räuber: ſie möchten wenigſtens die ihn umringenden Novizen verſchonen. Umſonſt, man hörte ihn nicht, und kaum entgieng er ſelbſt dem Mordſtreiche. a) Im Keller floß der Wein, und über dreißig dieſer Räuber fanden hier, im Rauſche, ihren Tod. Am folgenden Tage entſchuldigte man zu Paris dieſe Gewaltthätigkeiten, unter dem Vorwande, daß in dem Kloſter verſtecktes Korn angetroffen worden ſey, welches durchaus falſch iſt, wie uns Augenzeugen verſichern. b) Eben ſo unwahr iſt es auch, daß ſich

a) Histoire de la France pendant trois mois. p. 34.
b) Histoire de la France pendant trois mois. p. 38.

Digitized by Google

dieſe guten Våter gegen das eindringende Volk gewehrt haben ſollten. Sie wehrten ſich nicht; ſie flohen vielmehr; denn alle, die man antraf, wurden zu Boden geſchlagen.

Am 13ten Julius war ganz Paris im Aufruhr. Man zog hin und her, man verſammelte ſich hie und da, ohne zu wiſſen, was man eigentlich wollte. Die Sturmglocken wurden den ganzen Tag geläutet; jeder bewaffnete ſich ſo gut er konnte; die Buden wurden verſchloſſen; ankommende und abgehende Briefe wurden im Poſthauſe erbrochen; kein Handwerksmann arbeitete, ausgenommen die Waffenſchmiede, die Schwerdtfeger und die Kugelngießer; Niemand ging unbewaffnet aus; Jedermann war geſchäftig; die Vornehmen und Reichen verließen Paris, um nicht Zeugen der ſchrecklichen Auftritte zu ſeyn, welche man nun erwartete; denn ſchon gingen Proſkriptionsliſten, Verzeichniſſe zum Tode beſtimmter Perſonen, von Hand zu Hand, und die Drohungen der Mörder wurden von Stunde zu Stunde lauter. a) In den Häuſern hörte man das Weinen der Weiber; das Heulen und Schreien der erſchrockenen Kinder; und dazwiſchen das traurige Geläute der Sturmglocken; das Lärmen der, durch die Straßen hin und her gehenden, Trommelſchläger; das durchdringende Geſchrei: »Feuer! Feuer!«; wiederholtes Rufen: »zu »den Waffen! zu den Waffen!«; das Geſchrei der auf-

a) Quibus rebus permota civitas, atque immutata urbis facies. Ex summa laetitia atque lascivia, quae diuturna quies peperat, repente omnes tristitia invasit. Festinare; trepidare; neque loco nec homini cuiquam satis credere; neque bellum gerere, neque pacem habere: suo quisque metu pericula metiri.

SALLUSTIUS.

wallenden und lärmenden Pariſer Jugend; das drohende Geheul des Pöbels; das Fahren der Wagen; das Traben der Kavallerie; das laute Sprechen der hin und hergehenden Neuigkeitsträger, welche von den Verſchwornen abgeſandt, das Volk aufwiegelten; das Rufen der Broſchürenverkäufer; hie und da das Deklamiren der Volksredner; und, von Zeit zu Zeit, einen entfernten Kanonenſchuß. Ueberall war Mißtrauen, Furcht, Ungewißheit, bange Erwartung: überall Kriegsanſtalten, ſchwermüthiges Trauren, Zukkungen der Bangigkeit, und der ſprachloſe Muth, welcher die Verzweiflung begleitet. Wachen waren an die Thore geſtellt, welche Niemanden ohne Erlaubniß herausließen; unzählige Abgeſandte liefen in den Straßen umher, wiegelten das Volk, durch Verſprechungen, Drohungen und falſche Nachrichten auf, und theilten dabei Geld mit vollen Händen aus. Die Anarchie war vollkommen. Ein bekannter Schauſpieler, welcher ſonſt, auf den Boulevards, die Rolle des Harlekins, mit großem Beifalle, geſpielt hatte, und dadurch mit dem Geſchmacke des Pöbels genau bekannt geworden war, ſtieg jetzt auf die Kanzel in der Kirche, und redete zu dem verſammelten Volke. a) Jeder wollte ſprechen; jeder wollte eine Rolle ſpielen; jeder wollte ſich auszeichnen; jeder wollte lieber andern rathen, als ſelbſt mitgehen; lieber rathen, was man thun ſollte, als den gegebenen Rath ausführen helfen. b) Die Soldaten deſertirten haufenweiſe, ſie brachten Gewehre und Ammunition mit, und ver-

---

a) Histoire de la France pendant trois mois. p. 43.

b) Sed quod in ejusmodi rebus accidit, consilium ab omnibus datum est, periculum pauci sumpsere. *Tacit.* Hist. lib. 3. Quod in perditis rebus accidit, omnes praecipere, nemo exsequi. *Ibid.*

Digitized by Google

einigten ſich mit den Bürgern, die ihnen Lobſprüche und Geld gaben; obgleich dieſe Soldaten alle meineidig waren: denn ſie hatten ja geſchworen, ihre Fahne nicht zu verlaſſen. Man antwortete hierauf: der Meineid werde Tugend, wenn man ein Verbrechen verſprochen habe.»

Le parjure est vertu, quand on promit un crime. a)

So ſchön aber auch dieſer Vers iſt: ſo geſtehe ich dennoch, daß er ſich, meinem Gefühle nach, auf dieſe ausreißenden Soldaten, denen man bis jetzt noch gar kein Verbrechen befohlen hatte, nicht anwenden läßt.

Der Schrecken und die Furcht, in welcher alle Einwohner von Paris ſich befanden, läßt ſich kaum groß genug vorſtellen. Der Zuſtand dieſer ungeheuern Hauptſtadt war ſchrecklich über alle Beſchreibung. Paris befand ſich plötzlich ohne beſtimmte Regierungsform, ohne König, ohne Wache, ohne Polizei, ohne Juſtiz, ohne Schauſpiele und ohne Gottesdienſt. Die Stadt war mit Räubern und Spitzbuben angefüllt, welche, von der Hoffnung Beute zu machen angetrieben, von allen Seiten herbei ſtrömten. Zu dieſen geſellten ſich mehr als zwanzig tauſend Tagelöhner, größtentheils Fremde, welche vorher in den Steinbrüchen zu Montmartre gearbeitet hatten, und nunmehr ohne Arbeit, ohne Nahrung und ohne Wohnung waren. Alle Einwohner ſahen ſich plötzlich in den Stand der Natur zurück verſetzt, und jeder war genöthigt, ſein Leben und ſein Eigenthum, ſo gut es ihm möglich war, zu vertheidigen. b) Wer Geld oder Geldeswerth beſaß, der verbarg und verſteckte daſſelbe, wie und wo er konnte. Die Meiſten vergruben ihre

---

a) Le siège de Calais par M. *de Belloy*.

b) Correspondance d'un habitant de Paris. p. 40. 41.

Schätze und Koſtbarkeiten in die Erde. a) Die Größe der allgemeinen Gefahr hob allen Unterſchied des Ranges und der Stände auf. Bekannte und Unbekannte, die ſich auf den Straßen begegneten, grüßten einander, redeten ſich einander an, und ſprachen mit einander, über die Gefahr, welche ihnen allen gemeinſchaftlich drohte. Jeder fragte den Andern: was er geſehen, was er gehört, was er erfahren habe? b) Eine ſchreckliche Ungewißheit verbarg die Zukunft. Eine Million Menſchen war ſich ſelbſt überlaſſen, ohne Einſchränkung, ſo wie ohne Schutz. Kein anderes Recht galt, als das Recht des Stärkern. Die Geſetze waren unthätig, und alle Gewalt befand ſich in den Händen des Pöbels. c)

Man höre, was ein glaubwürdiger Augenzeuge, der ſchweizeriſche Baron Deſchernay, erzählt: »Ich »gieng,« ſagt er, »gegen Abend in das Haus der Ma»dame de G.... Ich fand dieſelbe Geſellſchaft, wel»che ſchon am vorigen Tage daſelbſt verſammelt gewe»ſen war. Dieſes Haus wurde bald der Mittelpunkt »der Zuſammenkunft für die Bekannten dieſer Dame, »und der Ort, wohin alle Neuigkeiten, die Revolu»tion betreffend, hingebracht wurden. Man kam; »man gieng weg; Jeder brachte, wechſelsweiſe, et»was Neues mit, nahm dagegen eine andere Neuig»keit mit ſich fort, und gieng alsdann auf neue Ent»deckungen aus. Die Damen lagen da, hingeſtreckt »auf Sophas, und überließen ſich allen Uebertreibun»gen einer durch Furcht geſpannten Einbildungskraft. »Der Zuſtand dieſer Damen war bemitleidenswürdig.

---

a) Correspondance d'un habitant de Paris. p. 36.
b) Ebendaſelbſt. S. 42.
c) Ebendaſelbſt. S. 49.

»Die Herren waren, wie natürlich, weniger furchtſam. Unter den Damen befanden ſich viele Ausländerinnen; ruſſiſche und pohlniſche Damen. Dieſe »bedauerten ihr trauriges Schickſal, durch welches »ſie ſich, zu der Zeit einer ſo ſchrecklichen Kriſe, gerade zu Paris befinden mußten. Verließ ich dieſen »Auftritt, fand ich einen andern, der mir noch »ſchmerzhafter war, und der mich näher angieng. »Ich fand, zu Hauſe, meine Frau, welche mich, in »ſchrecklicher Beängſtigung, mit der lebhafteſten Ungeduld erwartete, um zu erfahren, was vorgefallen »ſey. Ich gieng, von Zeit zu Zeit, nach einem kleinen Zimmer, unter dem Dache meines Hauſes, von »wo aus ich ganz Paris überſehen konnte. Von zehn »Uhr bis um Mitternacht zählte ich, bloß allein in der »Straße, in welcher ich wohnte, mehr als hundert, »mit Menſchen angefüllte, und mit Koffern bepackte »Wagen, welche aus der Stadt flohen. Meine Frau »und meine beiden Töchter legten ſich nicht zu Bette. »Ich hatte, den Tag über, viel gelaufen, ich war »müde, und gieng daher, nach Mitternacht, auf »mein Schlafzimmer. Vorher aber blieb ich noch eine Stunde lang an dem höchſten Fenſter meines »Hauſes ſtehen. Aus dieſem Fenſter konnte ich die »ganze ungeheure Stadt überſehen. Ich ſah, hin »und wieder, dicke Rauchſäulen aufſteigen. Ich ſah, »in verſchiedenen Theilen der Stadt, die Flamme ſich »erheben. Ich unterſchied deutlich, das kläglichſte »Jammergeſchrei und das lärmende und gräßliche »Jubeln der herumziehenden Mordbrenner. Alle »Glocken der Stadt waren in Bewegung: ſie läuteten »Sturm. Von allen Seiten ertönte der dumpfe Ton »des Sturmſchlagens; und zwiſchendurch Tauſende von »Stimmen, welche, durch einander verwirrt, in die

Digitized by Google

»Luſt hinauf brüllten. In dieſen, dem Schlafe be»ſtimmten Stunden, war die ganze Stadt wach.» a)

Wenn, in einem ſo ſchrecklichen Zeitpunkte, irgend etwas lächerlich ſeyn konnte, ſo war es die komiſche Ungeſchicklichkeit, welche die Pariſer in Behandlung des Schießgewehrs zeigten. Niemals in ihrem Leben hatten ſie vorher eine Flinte geſehen. Sie wußten nicht, wie eine Flinte in die Hand genommen, wie dieſelbe abgeſchoſſen werden müſſe; ſie hatten keinen Begriff davon, wie man laden, wie man ſpannen, und wie man losdrücken müſſe; Hahn, Zündpfanne, Ladeſtock, Lauf, Kolbe, Zunge der Flinte: alles war ihnen gleich unbekannt; ſie hatten nicht einmal allgemeine Begriffe von der Einrichtung einer Flinte, viel weniger verſtanden ſie dieſelbe zu behandeln, und mit derſelben umzugehen. b)

Am 13ten Julius, des Vormittags, wurden die Mauthhäuſer in Brand geſteckt, die Mautheinnehmer wurden gemißhandelt und weggejagt, und die, erſt vor kurzer Zeit, auf die neuerbauten Thore der Stadt geſetzten Bildſäulen, welche, unter verſchiedenen Attributen, meiſtens Portraitſtatuen der Generalpächter und ihrer Gemahlinnen waren, wurden heruntergeworfen und in Stücken zerſchlagen.

Das Läuten der Sturmglocken hatte ſchon um fünf Uhr des Morgens angefangen, und gegen ſechs

a) Correſpondance d'un habitant de Paris. p. 46. u. f.

b) On auroit peine à ſe faire une idée de l'ignorance profonde de bons Pariſiens à cet égard. Ils n'avoient jamais vu un fuſil de près, ne ſavoient de quel coté on tiroit, comment on le chargeoit, l'armoit, le déſarmoit. Le repos, la détente, le chien, le baſſinet, toute la mécanique d'un fuſil, ils n'avoient pas les premières notions de tout cela. Ebendaſelbſt S. 44.

Uhr verſammelten ſich die Wahlherren, welche nunmehr die Stelle des verſammelten Magiſtrats vertraten, auf dem Rathhauſe. Der Greveplatz, vor dem Rathhauſe, und das Haus ſelbſt, waren beide ganz mit Menſchen angefüllt. Das Volk verlangte Waffen, und behauptete: es ſey im Rathhauſe irgendwo ein verſtecktes Zeughaus vorhanden, das geöffnet werden müſſe. Die Wahlherren verſicherten das Gegentheil; aber man glaubte ihnen nicht, ſondern erwiederte ihre Verſicherungen mit Drohungen. Der Pöbel drang in das Wachthaus und bemächtigte ſich der Fahne der Stadt; aber ein Offizir verfolgte denjenigen, welcher dieſelbe genommen hatte, bis mitten unter den Haufen, und nahm ſie ihm wiederum ab. Die Wahlherren beſchloſſen, mitten im Tumulte, daß die Bürger bewaffnet und daß eine Bürgermiliz errichtet werden ſolle. Das Geſchrei: »Waffen! Waffen!» nahm, auf dem Greveplatze, immer mehr und mehr zu, und wurde endlich fürchterlich wüthend. Die Wahlherren verſicherten, aufs neue, daß ihnen gänzlich unbekannt ſey, ob ſich Waffen im Rathhauſe befinden oder nicht, und daß man, um dieſes zu erfahren, den Stadtmagiſtrat und den Vorſitzer deſſelben, Hrn. von Fleſſelles holen müſſe. Nun rief der Haufe: »Holt den Magiſtrat und den Vorſitzer!» Zwey Magiſtratsperſonen kamen auf das Rathhaus, nnd bald nachher erſchien auch Hr. von Fleſſeles. Bei ſeiner Erſcheinung klatſcht ihm der ungeheure Haufe auf dem Greveplatze Beifall zu, und empfängt ihn mit lautem Freudengeſchrei. Er ſcheint gerührt, ſtellt ſich auf die Stufen der Treppe, und ſagt: »Meine Freunde, »ich bin euer Vater und ihr ſollt zufrieden geſtellt »werden.» Nun wurde unter den Wahlherren ein beſtändiger Ausſchuß, von vierzehn Mitgliedern,

Digitized by Google

gewählt, welche, abwechſelnd durch andere erſetzt, Tag und Nacht, bis zu Herſtellung der Ruhe, ohne Aufhören, verſammelt bleiben ſollten. Hr. von Fleſſelles ward zum Vorſitzer dieſes Ausſchuſſes gewählt.

Indeſſen wurde die Fahne der Stadt zum zweitenmal weggenommen, und zum zweitenmal wieder zurücke gebracht. Man bringt ſie in den Verſammlungsſaal des Rathhauſes und man ſtellt ſie daſelbſt neben das Kamin. Auf dem Kamine ſtand eine Büſte des Hrn. la Fayette. Die, durch das offene Fenſter hineindringende Luft, bewegte die Fahne über dieſer Büſte hin und her, und ſogleich ruften einige aus: »La »Fayette ſoll unſer General ſeyn.» Durch la Fayette und durch la Fayette allein, iſt nachher die Ruhe in Paris erhalten worden; und ſo entſtehen große Begebenheiten aus kleinen Urſachen!

Die Verſammlung beſchloß: daß ſich alle Bürger von dem Rathhauſe entfernen und nach ihren Diſtrikten, zur Volksverſammlung, ſich begeben ſollten; daß der Polizeilieutenant berufen werden ſolle, um Nachrichten mitzutheilen; daß ſich die Diſtrikte verſammeln, und daß ſie beſtändige Korreſpondenz mit dem Ausſchuſſe auf dem Rathhauſe unterhalten ſollten — aber bald nahm Lärm, Tumult, Unordnung, und Menge des in den Saal eindringenden Volkes, ſo ſehr zu, daß alle Berathſchlagungen aufhören mußten. Der Pöbel brachte nach dem Greveplatze, von allen Seiten her, eine ungeheure Menge beladener Wagen, Equipagen, Karren und Chaiſen, welche an den Thoren waren angehalten worden, und nun nach dem Rathhauſe geführt wurden. Bald war der Greveplatz beinahe ganz damit angefüllt. Auch führte der Pöbel nach dem Rathhauſe viele Perſonen, welche man an den Thoren angehalten hatte, weil ſie die Stadt

Digitized by Google

verlaſſen wollten, und welche daher für verdächtig gehalten wurden. Von allen ſechszig Quartieren, oder Diſtrikten der Stadt Paris, kamen Abgeſandte an die Wahlherren, welche, für ihre Diſtrikte, pochend und tobend, Waffen forderten. Gegen ein Uhr Nachmittags ſagte Hr. von Fleſſelles: er habe ſo eben Nachricht erhalten, daß 12000 Flinten in einer Stunde ankommen würden, und noch 30,000 ſollten bis in vier Tagen fertig werden. Auf dieſe Nachricht baten die Wahlherren die Abgeſandten der Hauptſtadt, nach ihren Diſtrikten zurückzukehren, und um fünf Uhr Abends wiederzukommen, um die Waffen abzuholen. Nun ward es ruhiger, und der Ausſchuß beſchloß, daß die Bürgermiliz in Paris 48,000 Mann ausmachen ſolle.

Indeſſen kamen immer mehr Wagen, Kutſchen und Karren, die man an den Thoren angehalten hatte, auf dem Greveplatze an, und gegen fünf Uhr Abends war der Platz ganz damit angefüllt. Darunter befanden ſich die auf Wagen geladenen Mobilien und Koſtbarkeiten der Miniſter, vorzüglich der Herren von Montmorin und de la Luzerne. Auch brachte ein bewaffneter Haufe von Bürgern die Equipage des Prinzen Lambesc auf den Greveplatz. Sie glaubten, er ſelbſt befinde ſich darin; aber ſie hatten ſich geirrt, denn der Wagen war leer. Als der Pöbel den Irrthum entdeckte, ſpannte er die Pferde aus und verbrannte den Wagen. Bald darauf kam ein Haufe mit einigen andern Wagen an, die man angehalten hatte, und die mit 5000 Pfund Schießpulver und und mit 5000 Pfund Salpeter beladen waren. Das Schießpulver war eine ſehr angenehme Erſcheinung. Der Abbe Lefebure ſagte: er habe das Pulver in ein Zimmer des Rathhauſes bringen laſſen; aber es

ſey die grӧßte Gefahr vorhanden; denn der Pӧbel verlange, mit wüthendem Geſchrei, daß man ihm dieſes Pulver austheile, und das Volk drohe die Fenſter einzuſchlagen; er habe das Volk dringend gebeten, von einem ſolchen Unternehmen abzuſtehen; er habe vorgeſtellt, daß, bei der geringſten Unvorſichtigkeit, das Rathhaus und alle umliegenden Häuſer in die Luft geſprengt werden kӧnnten: aber alles ſey vergeblich geweſen; er habe darauf die Wache gerufen; aber indem er rufen wollte ſey, neben ihm, zwiſchen zweien Pulverfäſſern, ein Flintenſchuß geſchehen; darüber ſey der ganze Hauſe, zitternd und ſchreiend, weggelaufen; er verlange nun, daß das Pulver anderswohin gebracht, und daß die Aufſicht über die Austheilung deſſelben einem klugen und muthvollen Manne übertragen werde. Die Verſammlung beſchloß: daß das Pulver in einen andern Saal gebracht werden ſolle, der ſicherer war, und übertrug die Aufſicht über die Austheilung dem Abbe Lefebure ſelbſt, welcher auch, voller Muth, dieſen gefährlichen Poſten annahm, und ſein Leben der augenſcheinlichſten Gefahr ausſetzte. Eine Menge aufgefangener Briefe wurden von dem Poſthauſe gebracht. Alle wurden erbrochen, laut vorgeleſen — und alle waren gleich unwichtig.

Nach fünf Uhr Nachmittags kamen die Abgeſandten der Diſtrikte wieder nach einander auf dem Rathhauſe an, um die verſprochenen Waffen abzuholen. Keine Waffen waren gekommen; noch um ſechs Uhr des Abends nicht; und nun wurden die Abgeſandten vor Ungeduld wüthend; ſie knirſchten mit den Zähnen; ſie ſchimpften, und nannten die Mitglieder des beſtändigen Ausſchuſſes Bӧſewichter und Verräther. Die Gährung nahm zu und man drohte ſie alle aufzuhängen. Endlich, gegen ſieben Uhr, kamen ſehr

viele groſse Kaſten an, auf denen, mit Kapitalbuchſtaben, das Wort Artillerie ſtand; dieſe Kaſten, hieſs es nun, enthielten die vom Herrn Fleſſelles verſprochenen Waffen. Die Kaſten wurden ſogleich in den Keller des Rathhauſes gebracht. Nun war man aber in groſser Verlegenheit, wie man dieſe Waffen, dem ungeduldigen Volke, mit Weisheit und mit Klugheit, austheilen ſolle, um durch eine ſolche Austheilung nicht noch mehr Unglück zu verurſachen, ſtatt die ſchon drohende Gefahr abzuwenden. Es wurde beſchloſſen: daſs von dem Rathhauſe eine Geſandtſchaft nach den Kaſernen des Regiments der franzöſiſchen Garde geſchickt werden ſollte, um dieſe Soldaten, welche dem Vaterlande ihre Dienſte ſchon angeboten hatten, zu bitten, nach dem Rathhauſe zu kommen, und die für jeden Diſtrikt beſtimmten Waffen demſelben zu überbringen. Die Geſandten giengen hin und kamen zurück, aber ohne Soldaten, weil die Offizire dieſen nicht hatten erlauben wollen mitzugehen. Nun blieb kein anderes Mittel mehr übrig, als die Kaſten zu öffnen, und die Flinten, ſo gut als es im Gedränge möglich ſeyn würde, auszutheilen oder nehmen zu laſſen. Die Kaſten wurden geöffnet, und man fand ſie alle — voller Lumpen. Die ſchrecklichſte Wuth, über einen ſo bittern Scherz, in einem ſo kritiſchen Zeitpunkte, war auf den Geſichtern der Umſtehenden zu leſen, und in einem gräſslichen Geheule brach die verhaltene Verzweifelung aus. Bis jezo hat man noch nicht erfahren können, wer dieſe Kaſten nach dem Rathhauſe geſchickt habe, und warum ſie dahin geſchickt worden ſeyen. Die Wuth des Pöbels, und der ſo lange hintergangenen Abgeſandten der Diſtrikte, überſtieg nun alle Gränzen. Fleſſelles wurde laut für einen Verräther erklärt, ſo wie alle übrigen Mitglie-

Digitized by Google

der des beſtändigen Ausſchuſſes, und was dieſe zu ihrer Vertheidigung ſagten, diente nur dazu, die Wuth des Volkes noch zu vermehren. Der beſtändige Ausſchuß, um das Volk zu entfernen, ſagte, man möchte nach dem Kartheuſerkloſter, und nach andern Klöſtern gehen, dort würde man Waffen finden. Zugleich gab Fleſſelles Befehl, eine große Menge Spieße und Hellebarden verfertigen zu laſſen. Der Marquis de la Salle bot der Stadt alles was er hatte, ſeinen Reichthum und ſein Leben an, und wurde zum Unterkommandanten der Bürgermiliz erwählt; er hat ſeit 1750 gedient, und ſich, durch ſeine Tapferkeit, im ſiebenjährigen Kriege, ausgezeichnet. Nachdem die Bürgermiliz zu Paris, unter den Befehlen des Marquis de la Salle, einmal eingerichtet war, wurde Ordnung und Ruhe in der Stadt größtentheils wieder hergeſtellt, und die öffentliche Sicherheit litt weit weniger, als ſie ſonſt in Zeiten einer ſo vollkommenen Anarchie würde habe leiden müſſen. Patrouillen der Bürgerwache giengen, während der Nacht, hin und her; alle Poſten wurden beſetzt, und alle Straßen wurden illuminirt, damit ſie deſto heller ſeyn möchten. Die grüne Kokarde ward verboten und, ſtatt derſelben, auf Befehl, eine weiß und roth geſtreifte getragen. An den Thoren hielt man alle diejenigen an, welche herein oder heraus wollten; und Perſonen, ſowohl als Sachen, welche auf dieſe Weiſe angehalten wurden, brachte man nach dem Rathhauſe.

Gegen Mitternacht giengen einige Mitglieder des beſtändigen Ausſchuſſes nach Hauſe, um auszuruhen; andere blieben, und unter dieſen auch Herr von Fleſſelles. Es war eine traurige Nacht; eine fürchterliche Stille; überall Furcht, Schrecken und Bangigkeit;

Digitized by Google

und die Illumination, in einem ſolchen Zeitpunkte, warf ein gelbes Licht auf die blaſſen Geſichter. Jeder ſchauderte, der dieſe Lampen, welche ſonſt nur dazu gedient hatten, öffentliche Freude zu beleuchten, jetzt in der tiefſten Stille lodern ſah.

Um zwei Uhr des Morgens ſtürzten ſich einige Männer, mit fliegenden Haaren und blaſſem Geſichte, in den Saal des Rathhauſes, und ſchrien: alles ſey verloren; die Stadt ſey eingenommen; und 15000 Mann rücken an, um ſich des Rathhauſes zu bemächtigen. »Laßt ſie kommen« ſagte Herr Grand de Saint Rene »aber des Rathhauſes ſollen ſie ſich »nicht bemächtigen, denn dieſes will ich ſchon zu rech»ter Zeit in die Luft ſprengen;« ſogleich befahl er ſechs Pulverfäſſer in das angränzende Zimmer zu bringen. Dieſe Botſchafter des Unglücks, beſtürzt über ſeinen Muth, begaben ſich ſtillſchweigend hinweg, und der ſchnelle Uebergang vom größten Schrekken zur vollkommenſten Ruhe, den man auf ihren Geſichtern bemerkte, diente zum Beweiſe, daß die Nachricht, welche ſie gebracht hatten, erdichtet war.

Bald nachher kam der Abbe Lefebure in den Saal. Er habe, ſagte er, nachdem das Volk ſich entfernt hätte, die Thüre des Pulvermagazins verſchließen laſſen; aber gegen zwei Uhr des Morgens ſey ein Haufe angekommen, welcher dieſe Thüre, mit Aexten und mit Beilen, eingeſprengt habe; in demſelbigen Augenblicke ſey mit einer Piſtole in das Magazin geſchoſſen worden; die Kugel habe ſeine Haare geſtreift, und hinter ihm eine Fenſterſcheibe zerſchlagen; das wüthende Volk zwinge ihn, mit vorgehaltenen Piſtolen, Säbeln und Spießen, Pulver, in Säcken und in papiernen Düten, auszutheilen; er ſey jedoch feſt entſchloſſen, ſein Leben für das Vaterland aufzuopfern,

Digitized by Google

und ſeinen gefährlichen aber wichtigen Poſten nicht zu verlaſſen. Nach dieſer Rede gieng er wieder in das Magazin zurück, und kaum war er dort angekommen, als ein betrunkener Mann, mit einer brennenden Tobakspfeiſe im Munde, hereinkam, und über den offnen Pulverfäſſern Toback rauchte. Der Abbe hieß ihn weggehn, aber er gieng nicht: dann kaufte ihm der Abbe ſeine brennende Pfeiſe ab, und warf dieſelbe in den Hof.

Montags, am 13ten Julius, ſetzte die Nationalverſammlung zu Verſailles ihre Sitzungen fort. Die Geſchichte dieſer Sitzung verdient ausführlich erzählt zu werden; denn ſie war unſtreitig die wichtigſte von allen, welche die Nationalverſammlung gehalten hat.

Die Nachricht der Verweiſung Neckers und der übrigen Miniſter, verſetzte beinahe alle Mitglieder in eine tiefe Trauer. Herr Mounier ſagte: »Ich erkenne zwar, daß der König das Recht hat, ſeine Miniſter zu verändern; aber ich glaube, daß es, in kritiſchen Zeiten, die Pflicht der Stellvertreter der Nation erfordere, dem Monarchen Vorſtellungen zu thun, und daß jetzo, da der Kredit des Staates und das Wohl des Volkes in Gefahr ſtehen, die Nationalverſammlung dem Könige muthige Wahrheiten über die neu erwählten Miniſter nicht vorenthalten darf. Die Feinde der öffentlichen Ruhe allein ſind über die Verzweiflung des Volkes unbekümmert; ſie reizen es durch drohende Zurüſtungen; ſie umgeben es mit bewaffneten Truppen; ſie thun Eingriffe in die allgemeine und in die individuelle Freiheit; ſie ſchneiden alle Gemeinſchaft durch die Heerſtraßen ab: folglich haben ſie den König gelehrt, ein Volk zu fürchten, welches ihn liebt, und gegen daſſelbe eben die Behutſamkeitsregeln anzuwenden, die man ſonſt nur

»gegen Feinde des Vaterlandes anzuwenden pflegt. »Wir müſſen dem Könige die Wahrheit ſagen, und »ihm alle Gefahren vorſtellen, die ſeinem Reiche dro- »hen. Wir müſſen ihm vorſtellen, daß die National- »verſammlung in einen ſchändlichen Bankerott nie »einwilligen werde.»

Einige Mitglieder der Verſammlung behaupteten: das Recht, die Miniſter zu wählen, gehöre ganz allein dem Könige, und die Verſammlung dürfe ſich in dieſe Wahl nicht miſchen.

Hierauf hielt Lally - Tolendal eine Rede, welche Thränen den Augen ſeiner Zuhörer entlockte: »Wer »ſind die Ankläger des Miniſters bei dem Könige?» ſo ſprach er. »Nicht die Parlamenter, die er zurück- »berufen hat; nicht das Volk, dem er, in der Hun- »gersnoth, Brodt verſchaft hat; nicht die Gläubiger »des Staats, die er bezahlt hat; nicht die rechtſchaf- »fenen Staatsbürger, deren Wünſche er erfüllt hat. »Wer denn? Ich weiß es nicht! Wer es aber auch »ſeyn mag, der iſt ſehr ſtrafbar. Und was ſind die »Verbrechen des Miniſters, die man anklagen konnte? »Was hat er ſeit einem Jahre gethan? Schon habe »ich es geſagt, und ich wiederhole es. Als es an »Gelde fehlte, hat er uns bezahlt; als es an Brodt »mangelte, hat er uns ernährt; als die ausübende »Gewalt ihr Anſehen verloren hatte, hat er den Auf- »ruhr geſtillt. Und ſeine Abreiſe; ſeine Abreiſe vor- »geſtern, war ſie die eines Partheigängers (factieux)? »Seinen vertrauteſten Dienern, ſeinen zärtlichſten »Freunden, ſeiner Familie ſogar, verbarg er ſeine »Abreiſe; er gab vor, er wolle auf ſein Landguth rei- »ſen. Alles was um ihn war, alles was er liebte, hat »er in der quälendſten Unruhe hinterlaſſen. Eine ganze »Nacht hat man damit zugebracht, ihn auf allen Sei-

»ten zu ſuchen. So flieht zuweilen ein Verbrecher, der »ſich dem Unwillen des Volks entziehen will; aber »Er, er wollte ſich nur den Huldigungen, dem Be- »dauren entziehen, das ihn überall, auf ſeinem We- »ge, würde begleitet haben, und wodurch ſeine Un- »gnade ihm weniger kränkend würde geworden ſeyn. »Lieber hat er ſich dieſes Troſtes berauben, und al- »lein, ſtatt aller derer leiden wollen, die er liebte, »als die Urſache auch nur einer vorübergehenden Un- »ruhe, oder eines Aufruhrs zu werden. Das letzte »Gefühl, das ihn belebte, die letzte Pflicht, die er »ſich vorſchrieb, indem er Frankreich verließ, Frank- »reich woraus er verwieſen wurde, war, dem Könige »und der Nation noch auf dieſe Weiſe ſeine Hochach- »tung und ſeine Ergebenheit zu bezeugen. Entweder »muß man nicht an die Tugend glauben; oder hier ei- »ne der reinſten Tugenden erkennen, die jemals auf »dem Erdboden geweſen ſind.»

Der Graf Virieu ſagte: »Ich weiß, daß unſer »Weg zwiſchen Abgründen geht; auf einer Seite die »Wuth unſerer Feinde; auf der andern, die Zügello- »ſigkeit des Volkes; aber wir dürfen nur unſern »Grundſätzen getreu bleiben. Von allen Seiten reißen »die Bande des Zutrauens; die Anarchie hebt drohen- »de Hände empor; das Blut fließt; unſere Mitbür- »ger ſind in der vorigen Nacht umgekommen: und wir »ſollten ein ſtrafbares Stillſchweigen beibehalten? »Wir ſind ihnen Hülfe ſchuldig; und durch einen »neuen, feierlichen Eid wollen wir uns vereinigen.»

Der Graf von Clermont-Tonnerre: Was »hilft es, den Eid zu erneuren? Wir wollen die Kon- »ſtitution endigen, oder unſer Leben darüber verlieren. »Es giebt jetzo dringende Gefahren. Paris iſt in ei- »ner ſchrecklichen Gährung: man ermordet ſich; und

»die Truppen bieten zwei ſehr verſchiedene Anblicke »dar; ein Theil derſelben iſt undisziplinirt, und ge»horcht Niemanden; ein anderer iſt disziplinirt, und »gehorcht den Befehlen des Deſpotismus.»

»Unſere Stimme kann ja der König nicht einmal »hören» ſagte Herr Biauzat. »Der Kanal, durch »welchen die Nationalverſammlung zum Könige ge»langt, iſt angeſteckt und verpeſtet (pestiféré).

»Frankreich,» ſagte der Marquis von Gouy-d'Arcy,» Frankreich ſchwebt zwiſchen dem Untergange »und der Hungersnoth, und ſieht nun noch ſein In»neres durch bürgerliche Zwiſtigkeiten zerriſſen. Ge»ſtern, und in der vergangenen Nacht, habe ich, in »Paris, 20,000 bewaffnete Soldaten geſehen; ich ha»be den Donner der Kanonen gehört; ich habe Blut »fließen ſehen; ich habe fremde und franzöſiſche Trup»pen ſich einander umbringen geſehen; ich habe die »Bürger weinen und ſich bewaffnen ſehen; ich habe ſie »geſehen, haufenweiſe, nach den Thüren der Schau»ſpielhäuſer hinlaufen, und, wie an Tagen der »öffentlichen Traurigkeit und des öffentlichen Leides, »dieſelben, im Namen der Nation, zuſchließen. Alles »dieſes habe ich geſehen, und an alle dieſem ſind die »ephemeriſchen Rathgeber Schuld, welche unſern tu»gendhaften Monarchen umgeben. Großes Unglück »ſchwebt über unſerem Haupte; möchte es doch der »Vorſehung gefallen, daſſelbe von uns abzuwenden!»

Herr Barnave rief aus: »Ich ſehe in der Na»tion zwei Partheien. Die eine beſteht aus den An»hängern des Deſpotismus, welche den königli»chen Schatz anfüllen wollen, um denſelben zu plün»dern; die andere iſt die verſammelte Nation, »deren Abgeſandte die wahren, von dem Könige ſelbſt »berufenen, Staatsräthe des Königs ſind. Hat der

»König das Recht, ſeine Miniſter zu ernennen: ſo hat »die Nation das Recht, dieſelben nicht anzuerkennen. »Sie kann daher ſich weigern, mit ihnen, die ſie we»der ſchätzt noch liebt, irgend etwas abzuhandeln.»

Hier wurde die Diskuſſion durch zwei Briefe unterbrochen, welche Herr von Lally=Tolendal ſo eben aus Paris erhalten hatte, und welche derſelbe der Verſammlung vorlas. Die Mitglieder der Nationalverſammlung verfielen, bei dem Vorleſen dieſer Briefe, in eine Traurigkeit, die nahe an Verzweiflung gränzte. Es wurde ſogleich beſchloſſen, eine Geſandtſchaft von acht und vierzig Mitgliedern an den König zu ſchicken, um ihn zu bitten, daß er den Truppen Befehl geben möchte, ſich zu entfernen, und ihm zu ſagen, die Nationalverſammlung ſey geſonnen, eine Geſandtſchaft nach Paris zu ſenden, um dort die Ruhe wieder herzuſtellen.

Der König antwortete: »Ich habe Ihnen meine »Geſinnungen über die Maaßregeln, welche die Unru»hen in Paris mich zu nehmen nöthigten, ſchon zu er»kennen gegeben. Mir allein kommt es zu, über die »Nothwendigkeit derſelben zu urtheilen, und daher »kann ich ſie auch nicht im Geringſten abändern. Ei»nige Städte des Königreichs bewachen ſich ſelbſt, »aber die Hauptſtadt iſt zu groß, als daß eine ſolche »Wache für dieſelbe rathſam wäre. Ich zweifle nicht »daran, daß die Gründe, welche Sie bewegen, mir, »in dieſem traurigen Zeitpunkte, Ihre Dienſte anzu»bieten, ſehr gut ſind: aber Ihre Gegenwart zu Pa»ris kann zu gar nichts dienen; vielmehr iſt Ihre Ge»genwart hier nothwendig, um die wichtigen Arbei»ten, welche ich Ihnen immerfort empfehle, ſo viel »als möglich zu beſchleunigen.»

Dieſe Worte waren die letzten, welche Ludewig der Sechszehnte als Deſpote ſprach: von dieſem Augenblicke an eröfnete ſich ein neues Schauſpiel! a)

---

a) At Vitellius curis luxum obtendebat. Non parare arma, non alloquio exercitioque militem firmare, non in

Die Abgeſandten brachten dieſe Antwort an die Verſammlung zurück, und, auf den Vorſchlag des Herrn la Fayette, beſchloß dieſelbe: »Daß Herr Ne= »cker und die übrigen verwieſenen Miniſter, die Hoch= »tung und das Bedauren der Verſammlung mit ſich »nähmen; daß die Verſammlung, beſorgt wegen der »traurigen Folgen, welche die Antwort des Königs »nach ſich ziehen könnte, ohne Aufhören fortfahren »würde, um Entfernung der verſammelten Truppen »und um Einrichtung einer Bürgermiliz zu bitten; »daß zwiſchen dem Könige und der Nationalverſamm= »lung kein Mittelmann vorhanden ſeyn dürfe; daß »die Miniſter, und alle übrigen Civil= und Militair= »Agenten der ausübenden Gewalt, für alle ihre »Handlungen verantwortlich ſeyen; daß die gegen= »wärtigen Miniſter und Rathgeber Seiner Majeſtät, »von was für Rang ſie auch ſeyn mögen, perſönlich, »für alles das gegenwärtige Unglück, und alles das »Unglück das noch erfolgen möchte, verantwortlich »ſeyn ſollten; daß die Nationalſchuld unter den Schutz »und die Ehre der franzöſiſchen Nation genommen »ſeye; und daß folglich keine Macht das Recht habe, »das ſchändliche Wort Bankerott auszuſprechen, »oder die öffentliche Treue zu verletzen; daß die Na= »tionalverſammlung auf ihren vorigen Beſchlüſſen, »vorzüglich aber auf den Beſchlüſſen des 17ten, 20ſten »und 23ſten Junius, beharre; daß dieſer Beſchluß, »durch den Preſidenten der Verſammlung, dem Köni= »ge übergeben, und, durch den Druck, dem Publi= »kum bekannt gemacht werden ſolle.«

---

ore vulgi agere; sed umbraculis hortorum abditus, ut ignava animalia, quibus, si cibum suggeras, jacent torpentque, praeterita, instantia, futura, pari oblivione demiserat.

TACITUS. Histor. l. 3.

Ende des erſten Bandes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google